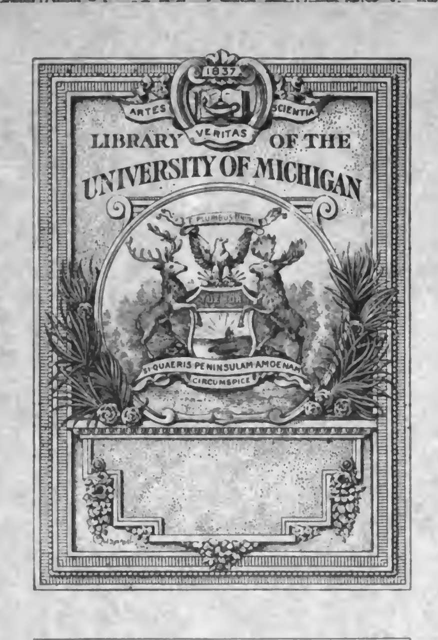
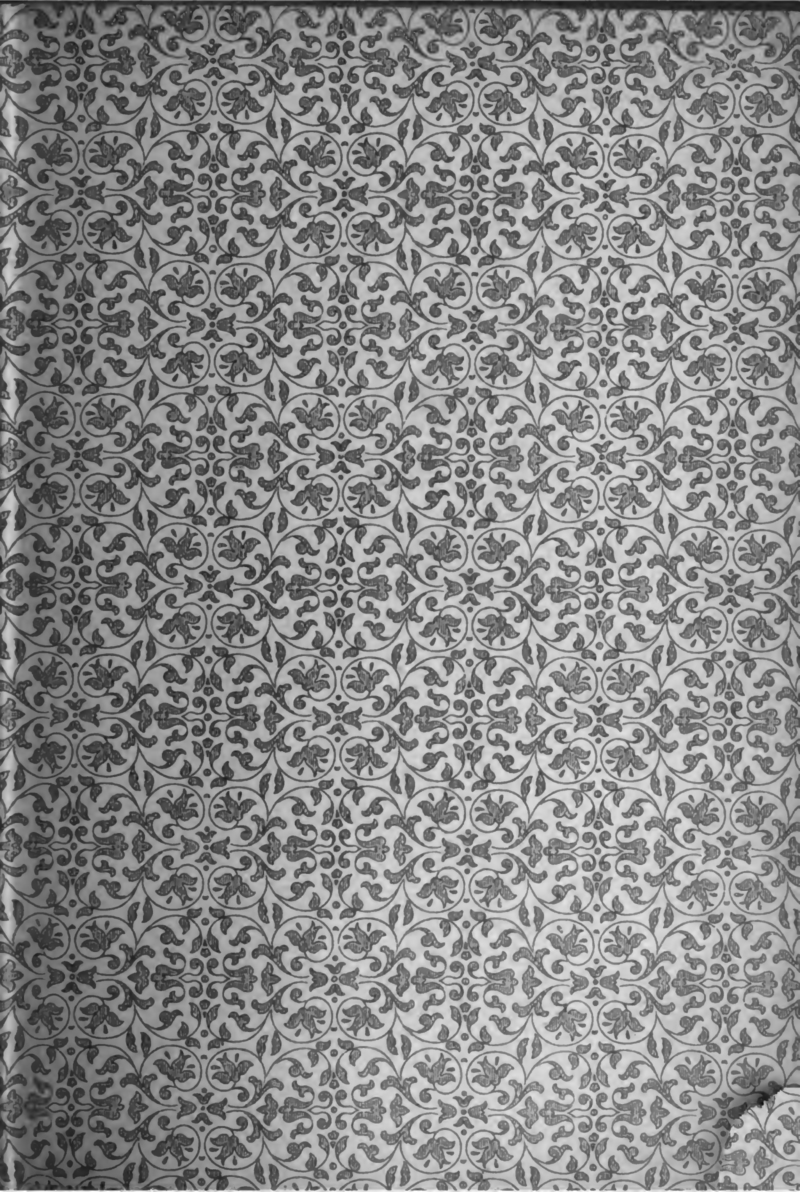
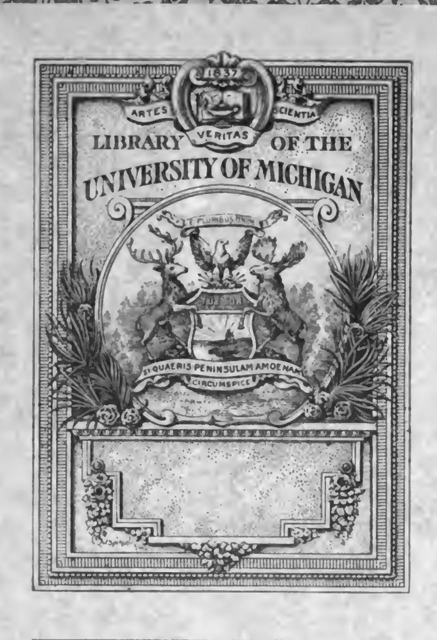
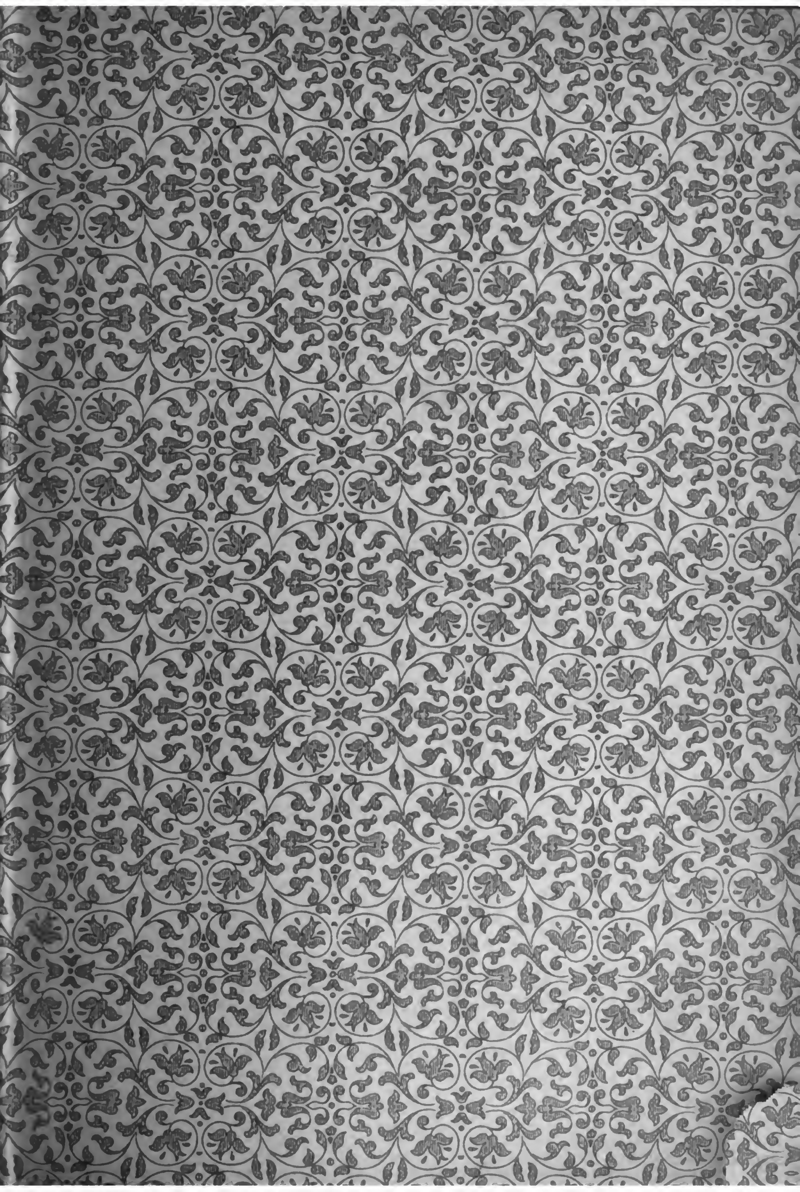
Tiefe Wasser

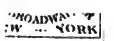
Ernst von Wildenbruch


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




1837
ARTES
SCIENTIA
LIBRARY
VERITAS
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




YORK

Tiefe Wasser.

Tiefe Wasser.

Fünf Erzählungen

von

Ernst von Wildenbruch.

Berlin, 1898.

Verlag von Freund & Jeckel.

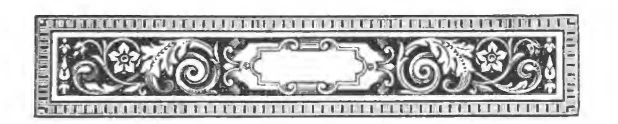
(Carl Freund.)

Gedruckt bei Robert Schroth in Berlin S.

Inhalt.



Waldgesicht.



„Ob sie hinter ihm drein waren?“

Ein Wanderer ging die graue, staubige Chaussee entlang, den Kopf nach rechts drehend und nach links, wie horchend. Ganz sah er sich nicht um; Jemand, der hinter ihm gekommen wäre, hätte alsdann sein Gesicht gesehen, das wollte er, so schien es, vermeiden. Statt der Augen benutzte er die Ohren, die wie Schallbecher vom Kopfe abstanden, groß, eckig und plump. Inzwischen stapfte er unaufhaltsam weiter, mit einwärts gerichteten Füßen, schweren, klotzigen Ganges, die Stiefel mit Staub bedeckt, weiter, immer weiter; nicht wie ein Spaziergänger geht, auch nicht wie Jemand, der zur Berufsarbeit oder einem Ziele entgegengeht, sondern wie ein Mensch, der etwas hinter sich weiß, von dem er hinwegkommen will, rasch, rasch, damit ein Zwischenraum zwischen ihnen entsteht, damit es da hinten bleibt, ihm nicht nachkommt, nicht nachkommt. —

Plötzlich bog er aus der Richtung. Rechts am Wege, unmittelbar am Rande des Chausseegrabens, stand ein größerer Baum, ein Eichbaum. Mit einem Satze war er hinter dem Baum; er drückte sich an den Stamm.

Daß er einen Sprung gemacht hatte, war eigentlich dumm; wenn wirklich Jemand hinter ihm her kam und ihn beobachtete, hätte es ihm auffallen müssen. Er sagte sich das selbst. Aber er hatte nicht anders gekonnt; der Drang war zu mächtig gewesen; er mußte sich einmal umsehen. Und nun sah er sich um. Mit heißen, flackernden, lauernden Augen sah er hinter dem Baumstamm den Weg hinunter, den er gekommen war. Er athmete auf, Niemand zu sehen. Kein Mensch auf der Chaussee, kein Mensch auf den Feldern ringsum. Er horchte, kein Laut zu vernehmen. Alles noch im Schlaf; denn es war noch frühester Morgen. Ein wolkenverhangener, grauer, kühler Sommermorgen.

Er konnte einen Augenblick verschnaufen. Ruhe that ihm auch noth; er hatte schon einen weiten Weg hinter sich. Da hinten, wo der graue Dunst sich wie eine ungeheure, bleifarbene Kuppel emporwölbte, lag die große Stadt, und von dort war er gekommen. Jetzt war er schon zwei Meilen davon, zwischen den Vororten und Dörfern, die die große Stadt umkränzten. Und er war rasch gegangen. Er lehnte den Körper gegen den Baumstamm, den hageren, jugendlichen Körper, an dem der Rock, vom Schweiß triefend, klebte. Dann nahm er den Hut vom Kopf und wischte sich mit der Hand über das Haar; das Wasser lief ihm zwischen den Fingern hindurch und tropfte auf den Rockkragen, es war, als wenn er einen Schwamm ausdrückte.

Den Hut in Händen, den fleckigen, verbeulten Hut von schwarzem, steifem Filz, überlegte er: „Wo nun hin?“

Die Chaussee lief einem Walde zu; noch eine halbe Stunde Wegs war es bis dahin. Sein Ziel war ihm

gegeben. Wenn er nur erst drin wäre in dem Wald! Dann würde er sich von der großen Straße ins Dickicht schlagen, dann war er vorläufig in Sicherheit. Vorläufig — denn daß in der nächsten Stunde die Verfolgung beginnen würde, das war gewiß.

Ob sie sie jetzt schon gefunden haben mochten, die alte Frau, die da hinten in der großen Stadt erdrosselt in ihrem Bett lag?

Wahrscheinlich. Und wenn sie sie gefunden hatten, wußten sie auch, wer sie erdrosselt hatte. Ein Schlafbursche hatte bei ihr gewohnt — der war seit heute früh verschwunden — und das war er.

Unwillkürlich lauschte er wieder nach der Stadt hin.

Kam nicht ein dumpfes Schnauben von dort? Ein Rufen verworrener Stimmen? Ein Klirren von Säbeln? Ein Stampfen von Pferden berittener Schutzmänner und Gendarmen?

Keine Regung — kein Laut.

Er hatte einen Vorsprung — noch war er in Sicherheit — ein Lächeln ging über sein Gesicht, sein unbärtiges, häßliches, schmutzig-bleiches Gesicht.

Vielleicht auch fanden sie sie heute noch gar nicht. Niemand in dem großen Hause kümmerte sich um die alte, einsam lebende Frau. Möglicherweise dauerte es einige Tage, bis daß sie auf ihr Fehlen aufmerksam wurden. Dann würden sie die Thür einbrechen, die Niemand öffnete, und dann — würden sie finden.

Inzwischen aber war er schon weit davon.

Geld hatte er ja nun. Freilich nicht so viel, als er erwartet hatte. Er hatte noch nicht einmal gezählt, wie-

viel es eigentlich war. Mit einem Griff hatte er in das aufgerissene Kommodenschubfach hineingelangt und den Sparstrumpf der Alten an sich gerafft — es war doch zu schauderhaft gewesen, mit der Alten in dem halbdunkeln Zimmer allein. —

Mit tastender Hand faßte er an die Brusttasche — war es da? Ja, er fühlte etwas Hartes — es war da. Wenn er im Wald, wenn er in Ruhe sein würde, dann wollte er sich daran machen, zu zählen; jetzt noch nicht. Jetzt nur weiter, in den Wald! Wenn er den erreicht haben würde, dann war Alles gut. Also vorwärts! Weiter!

Er setzte den Hut wieder auf und machte sich von Neuem auf den Weg. Jetzt aber nicht mehr inmitten der Chaussee, sondern am Grabenrande entlang. Er begriff jetzt gar nicht mehr, daß er so unvorsichtig hatte sein können, mitten auf dem Wege zu gehen. Und er ging immer schneller. Mit jedem Schritt wuchs das fürchterliche Angstgefühl, das ihn erstickte. Ja, es erstickte ihn. Es war ihm, als rückte der Wald immer weiter, als käme er ihm nicht näher, so daß es ihn plötzlich wie Verzweiflung anwandelte, wie ein Bedürfniß, laut zu heulen. Aber er biß die Zähne aufeinander — nur so etwas nicht!

Jetzt hatte er noch hundert Schritte etwa zu machen — und plötzlich fing er an, zu laufen. Er sagte sich, daß das falsch war, unsinnig, beinah verrückt — aber er konnte nicht anders, er mußte. Es war, als ob eine Hand in seinem Rücken läge, die ihn vorwärts stieß. Einen Sprung noch, und er hatte den Waldrand erreicht. Er streckte den

Arm aus; mit der Hand ergriff er den dünnen Baumstamm, der ihm zunächst stand; es war ihm, als wäre es ein persönlicher Freund, ein Retter, an den er sich anklammerte — und nun war er im Wald.

Einen Augenblick machte er Halt, athemlos vom Laufen. Der Mund stand ihm weit offen; er schnappte nach Luft, wie Jemand, der halberstickt aus dem Wasser auftaucht. Dann einige Schritte von der Chaussee zur Seite in das Gebüsch — und abermals blieb er stehen. Er sah sich um. Jetzt konnte ihn von da draußen Niemand mehr sehen. Mochten sie jetzt auf der Chaussee kommen, zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferd, ihn konnten sie von da draußen nicht mehr sehen. Er war in Sicherheit, er war gerettet. Gerettet! Mit beiden Armen umfaßte er den knorrigen Baum, hinter dem er sich versteckt hielt, er schwang sich hin und her; es überkam ihn wie eine wahnsinnige Freude; ein heulendes Frohlocken stieg aus seiner keuchenden Brust.

Endlich kam er wieder zur Vernunft. Jetzt hieß es weiter in den Wald hinein, und zwar nach links von der Chaussee, denn rechts von ihr, da hinten lag die Stadt. Das verursachte ihm einen Rückfall in die vorige Angst, denn er war dummer Weise zur Rechten der Chaussee in den Wald eingedrungen. Er mußte also noch einmal quer über die Hauptstraße hinweg. Das war schlimm, aber es mußte sein. Mit stockendem Herzen verließ er sein Versteck und schlich bis an den Grabenrand. Nach rechts lugte er aus und nach links — irgend etwas zu sehen? — Nichts war zu sehen. Gesenkten Hauptes, mit einem „Husch" ging es über die breite Straße hinweg, wie ein Wiesel,

das aus einem Loch ins andre schlüpft. Am jenseitigen Rande blieb er wieder stehen, abermals lauschend nach rechts und nach links. Hatte ihn Jemand bemerkt? Niemand hatte ihn bemerkt. Es war geglückt. Alles glückte ihm — Gott verließ ihn nicht. Indem er dieses dachte, war es ihm, als würde ein Schwamm mit kaltem Wasser in seinem Nacken ausgedrückt und als liefe es eisig an seinem Rücken hinunter. Gott —? Aber das war ja Alles Unsinn — es gab ja gar keinen Gott. Das hatte er neulich erst gelesen, als er sich lungernd umhertrieb und auf einer Bank ein paar gedruckte, anscheinend aus einem Buche ausgerissene Blätter gefunden hatte, die Jemand dort liegen gelassen haben mochte, der vor ihm auf der Bank gesessen hatte. Da hatte es gestanden, daß Alles, was man von Gott erzählte, lauter Unsinn war, einfach eine Erfindung, die die Pfaffen den Reichen zu Gefallen ausgedacht hatten, um damit die Armen und Unwissenden zu schrecken und zu gängeln.

Er athmete erleichtert auf — Leute, die gedruckte Sachen schreiben konnten, mußten so etwas besser verstehen als er. Es gab keinen Gott — und das war gut.

Nun konnte er sich, beruhigten Gemüths, wieder in Gang setzen, und er that es. Die Chaussee blieb in seinem Rücken, während er sich nach links, zwischen Büschen und Bäumen hindurch, immer tiefer in den Wald hinein verlor, der sich in endloser Weite vor ihm aufthat.

Er war eigentlich noch nie in einem Walde gewesen. Ob das Laubbäume waren oder Nadelhölzer, was da um ihn her stand, er hätte es kaum zu unterscheiden vermocht.

In den steinernen, kahlen Straßen, wo er groß geworden war, lernt man dergleichen nicht.

Es war ihm, als umfinge ihn eine neue Welt. Alles fremd — fremd, aber schön. Ja wirklich, wunderschön. Er fühlte es unwillkürlich, indem er weiter und weiter schritt. So schön und wohlthuend. Beinah, als wenn er als Gast bei einem reichen Mann eingetreten wäre, so empfand er es; bei einem reichen Manne, der sein Besitzthum dem Vorübergehenden öffnet und „Komm herein" sagt. „Komm herein, hier wird nicht gefragt, ob Du arm oder reich bist, komm nur herein."

Der Waldboden zu seinen Füßen, der weiche, moosige, mit Blättern übersäete Waldboden, wie er seinen ermüdeten Füßen entgegen kam, wie anders es sich darauf ging als auf dem Steinpflaster der Stadt und der harten Chaussee. Dazu die köstliche, würzige Luft, die ihm den erhitzten Kopf umwehte und kühlte. Und über seinem Haupte die mächtigen, ineinander geneigten Baumkronen, die sich über ihm ausbreiteten, als wollten sie ihn verstecken und schützen. Es wurde ihm ganz merkwürdig zu Muth; so wie ihm in seinem ganzen Leben noch nicht zu Muthe gewesen war. Denn sein ganzes Leben war Schinderei, Plackerei, schlechte Behandlung gewesen. Heut war ihm zu Muth, als würde er zum erstenmal gut behandelt. Er wurde ganz vergnügt, er wußte selbst kaum warum, und fühlte ein Bedürfniß, laut zu lachen. Aber er verschluckte sein Lachen, denn in dem Augenblick sprang der Wind auf und fuhr brausend durch die Wipfel der Bäume. Unwillkürlich blieb er stehen. So etwas hatte er noch nie gehört, solch einen tiefen, wunderbaren Ton. Als Kind war er ja wohl in der

Kirche gewesen und hatte die Orgel gehört — aber das hier war doch noch ganz etwas Andres, etwas viel Gewaltigeres als damals die Orgel.

Und indem er noch so stand und lauschte, geschah etwas, das ihn beinah erschreckte: in einer Entfernung von etwa hundert Schritten trat etwas zwischen den Bäumen heraus, ein braunes Thier auf vier langen, schlanken Beinen.

Ein Reh!

Es fehlte nicht viel, so hätte er laut aufgeschrieen. In den Schaufenstern der Wildbrethändler in der Stadt hatte er ja wohl todte Rehe hängen sehen — hier war ein lebendiges, und er sah es zum erstenmal!

Es war ihm, als wenn er ein Wunder erlebte; er verhielt sich ganz mäuschenstill.

Das Reh witterte in der Luft, drehte den Kopf zu dem Wanderer hin, sah ihm eine Zeit lang mit den großen, braunen, neugierigen Augen gerade ins Gesicht, dann schüttelte es leicht den Kopf, und mit einem Sprunge war es im Dickicht verschwunden.

Er setzte seinen Weg fort. Beinah that es ihm leid, daß das Reh davongelaufen war; es hätte sich gar nicht zu fürchten gebraucht, er würde ihm nichts angethan haben. Immerfort mußte er daran denken, wie das Thier ihn angesehen hatte, mit einem fragenden, beinah staunenden Blick, als wenn es hätte sagen wollen: „Wer bist Du, und wo kommst Du her?“ Und dann — wie es den Kopf geschüttelt hatte und davongesprungen war. — Ob die Rehe immer so thaten, wenn sie entflohen? Oder ob es nur geschehen war, weil — er es war? Dummer Unsinn. —

Aber es hatte doch wirklich so ausgesehen, als wenn ein Schauder über den zarten Körper des Thieres gelaufen wäre, und als ob es hätte sagen wollen: „Jetzt weiß ich, wer Du bist.“ —

Der Kopf wurde ihm von den sonderbaren Gedanken schwer, so daß er ihm auf die Brust niederhing. Er achtete nicht mehr des Wegs, und so kam es, daß ihm plötzlich eine ungefüge Hand den Hut vom Haupte riß. Mit einem Schrei fuhr er zurück und blickte auf. Ein Baumast war es, gegen den er angerannt war. Unnöthig, daß er sich erschreckt hatte — aber er hatte sich wirklich erschreckt, fürchterlich; die Glieder zitterten ihm, indem er sich niederbeugte, um seinen Hut wieder aufzuraffen, der zu den bisherigen Beulen eine neue bekommen hatte. Von nun an beschloß er, besser aufzupassen, und so stapfte er weiter, immer tiefer in den Wald hinein.

Mehrere Stunden war er jetzt bereits darin; es war nicht mehr Morgen, sondern schon die zehnte Stunde Vormittags. Jetzt waren auch die Menschen draußen auf den Beinen, da draußen auf den Feldern und der Chaussee. Wieder blieb er stehen und lauschte. War irgend etwas von ihnen zu hören? Nichts. Kein menschlicher Laut drang zu ihm hin; nur das Schweigen des Waldes war um ihn her, und über seinem Haupte, wie die Athemzüge einer ungeheuren Brust, die brausenden Windstöße.

Der Wind hatte nicht aufgehört, er war stärker geworden von Stunde zu Stunde. Offenbar kam er aus Süden oder Südwest, denn er war warm, als wenn er aus einem geheizten Ofen käme. Die Wolken, mit denen der Himmel heut früh bedeckt gewesen, waren hinweg-

gefegt; die Sonne brannte hernieder auf die Wipfel der Bäume und zwischen den Wipfeln hindurch. Es wurde heiß.

Dazu kam, daß der Boden uneben wurde. Ein Hügelrücken lief quer durch den Wald; schweißtriefend arbeitete sich der Wanderer hinan. Als er oben angelangt war, sah er, durch eine Thalmulde von dem ersten getrennt, einen zweiten noch höheren Rücken, und hinter diesem einen dritten und vierten.

Es half nichts, er mußte weiter und hinauf.

Seine Brust fing an zu keuchen, und es peinigte ihn ein wüthender Durst. Hunger spürte er nicht. Das war auch gut, denn wo hätte er etwas zum Essen herbekommen sollen? Geld hatte er ja — aber wenn er sich etwas kaufen wollte, mußte er doch zu Menschen. Er schlug sich den Gedanken vorläufig aus dem Kopf. Heut Abend vielleicht, wenn es dunkel wurde, dann würde er sich aus dem Walde heraus und in das nächste Dorf wagen. Aber bis dahin nicht heraus aus dem Walde, nicht heraus.

Mühselig kletternd hatte er jetzt die letzte und steilste Höhe erklommen, und da vernahm er etwas, das ihn mit Wonne erfüllte, ein leises Gurgeln, Rieseln und Rauschen. Wasser!

An dem Abhang, den er soeben erstiegen, brach ein Quell aus dem Boden und floß in einem schmalen silbernen Fädchen zu Thal.

Mit ganzem Leibe warf er sich zur Erde und wie ein wildes Thier fing er an zu trinken. Nicht den Mund allein, das ganze erhitzte Gesicht tauchte er in das Wasser und ließ sich die Fluth in den offenen Mund hineinlaufen.

Schnaubend und schluckend erhob er sich endlich, mit einem Gefühl gesättigten Behagens, wie neugeboren.

Jetzt erst sah er sich um.

Offenbar hatte er hier den höchsten Punkt des Waldes erreicht. Er befand sich auf einer grasigen Anhöhe, die nur mit wenigen Bäumen bestanden war. Ihm zu Füßen lag ein breites Thal, das jenseits wieder von Anhöhen umschlossen war. Von einer dieser Anhöhen stieß ein Vorsprung in das Thal hinein, ihm grade gegenüber, ungefähr in gleicher Höhe mit ihm, nur mit Sträuchern und Gestrüpp bedeckt, im übrigen kahl. Dies aber war, soweit er sehen konnte, die einzige kahle Stelle im ganzen Revier. Alles übrige massiger schattiger Wald. Das Thal, über das er hinwegsah, ganz mit Bäumen gefüllt, so daß es unter ihm wallte und wogte, wie ein grünes Meer. Hinter ihm der tiefe Schatten, aus dem er soeben gekommen war, und drüben die Anhöhe von unten bis oben mit Bäumen bedeckt.

Er stand und sah sich um. Hier gefiel es ihm, hier war es schön. Der Wind strich über die Höhe, ihm grade ins Gesicht, und kühlte und erquickte ihn.

Hier konnte er rasten und ruhen.

Im Schatten eines Baumes warf er sich nieder und that den Hut vom Kopf. Wie weich ihn der Boden empfing! Wie wohlthuend warm und weich! Und dazu der Duft von allen möglichen Kräutern und wilden Blumen ringsumher — er wühlte sich förmlich in das Gras hinein; er reckte und streckte sich; ein Behagen, wie er es nie gekannt hatte, überkam ihn. Jetzt konnte er auch zählen, was und wieviel es eigentlich war, was er

sich da errafft hatte. Er griff in die Brusttasche — als er aber den wollenen Strumpf fühlte, ließ er die Hand wieder ab. Es war ihm widrig, das Ding hier hervorzuholen. Er hätte selbst kaum sagen können, warum — aber er fühlte es; es war so.

Er dachte einen Augenblick nach. Aber das war ja alles Unsinn, dummer Unsinn. Einmal mußte er doch zählen, und hier sah ihn Niemand. Niemand? Unwillkürlich fuhr er mit dem Kopfe herum und lauerte nach allen Seiten — nein — Niemand.

Also nur Entschluß — denn einen Entschluß kostete es ihn wirklich. Noch einmal griff er in die Brusttasche, und nun kam das — Ding hervor. Ein alter, grauer, wollener Strumpf, oben mit einem Bindfaden zugebunden, mit hartem Geld gefüllt.

Mit hastigen Händen riß er den Bindfaden auf; in den Hut, der neben ihm lag, schüttete er, ohne darauf hinzusehen, den ganzen Inhalt, dann richtete er sich auf den Knieen auf, ballte, knäuelte und knüllte den Strumpf mit beiden Händen zu einer Kugel zusammen, und dann aus Leibeskräften, so stark als er zu werfen vermochte, schleuderte er den Strumpf von sich, über den Rand der Anhöhe hinweg, so daß er in das Thal drunten fallen mußte. Er sah nicht hin, wohin er flog, er wollte es nicht sehen. Mochte er liegen, wo er wollte, wenn er nur ihm nicht wieder vor Augen kam, nie wieder, nie!

Die körperliche Anstrengung war gar nicht übermäßig gewesen; dennoch klopfte ihm das Blut in den Schläfen, und als er sich wieder auf den Rücken gelegt

hatte, mußte er eine Zeit lang still liegen; er fühlte sich ganz erschöpft. —

Endlich zog er den Hut an sich heran und sah hinein.

Ein Haufe von einigen zwanzig Thalern lag darin, zwei goldene Zwanzigmarkstücke und ein Zehnmarkstück. Das war Alles. Mehr hatte sich die Alte nicht zusammengespart? Immerhin war es mehr, als er je gesehen und besessen hatte.

Er nahm den Haufen Metall in die Hand, er wog ihn, er drückte die Hand darüber zusammen, dann öffnete er sie wieder und ließ das Sonnenlicht auf den Goldstücken spielen, daß sie funkelten und blitzten.

Plötzlich schloß er krampfhaft die Hand über dem Gelde und blickte auf — war ihm doch immer, als sähe ihm Jemand zu; Niemand war da; kein lebendes Wesen, außer ihm selbst.

Und trotzdem verließ das Gefühl ihn nicht.

Als wenn irgend etwas da wäre — etwas Lautloses, Regungsloses, das immerfort da war, immerfort auf ihn blickte, Alles sah, was er mit dem Gelde that, jede Bewegung sah, die er machte, ja das eigentlich ganz genau wußte, was er in seinem Inneren dachte und fühlte.

Er blickte nach rechts, er blickte nach links, hinter sich und sogar über sich, in die Aeste des Baumes, darunter er lag — nirgends etwas zu gewahren, nirgends etwas zu sehen. Alles Unsinn; lauter dummer Unsinn.

Dennoch wurde ihm das Geld plötzlich widerwärtig; er warf den Haufen neben sich auf die Erde und deckte den Hut darüber. Nun war es ihm, als wäre er von

einer Last befreit. Er streckte sich lang aus. Es war inzwischen Mittag geworden; der Wind hatte nachgelassen; die Hitze des Sommertages lag brütend über der Erde.

Die schwere Ermüdung machte sich geltend; die Augen fielen ihm zu. Noch einmal riß er sie auf — einschlafen? Wer weiß, was einem im Schlafe begegnen kann!

Aber es half nichts. Seine Glieder lagen wie Blei; das Schwirren, Summen und Brummeln der Insekten ringsumher wirkte wie ein leises, feines Schlummerlied — sein Kopf sank tief in das Gras — er schlief ein.

Ob er im Schlafe träumte? Ob ihn im Traum der Alb drückte? Seine Glieder bewegten sich unruhig, während er lag, seine Gesichtszüge zuckten. —

Nach Verlauf von einer Stunde etwa fuhr er mit einem Schreckenslaute empor. Es war ihm gewesen, als hätte er seinen Namen rufen gehört, mit übermenschlichem Ton, mit einer ungeheuren, furchtbaren Stimme. —

So deutlich hatte er es zu vernehmen geglaubt, daß er mit einem lauten „Hier!“ auf die Füße sprang. Erst als er sich nach dem Rufer umsah, bemerkte er, daß Niemand da war.

Hatte er das wirklich nur geträumt? War das nur eine Einbildung gewesen?

Die Schlaftrunkenheit umnebelte seine Sinne derart, daß er überlegen mußte, was sich mit ihm begeben hatte, wie er hierher gekommen war, wo er sich befand.

Dazu kam ein Gefühl in seiner Brust, als wenn eine Hand auf seinem Herzen läge, die es zerdrückte; ein lähmendes, tödtliches Angstgefühl, als wäre etwas Schreckliches in unmittelbarer Nähe, hinter ihm, über ihm, zu

allen Seiten und überall, das ihn beobachtete, ihn belauerte, ihm Regung und Bewegung verbot. Die Kniee zitterten ihm; er wagte keinen Schritt zu thun; er preßte sich gegen den Baumstamm, unter dem er gelegen hatte.

Das war ja die Stelle, die ihm vorhin so gut gefallen hatte; der Wald, der ihn so huldreich aufgenommen und beschützt hatte. Aber Alles sah anders aus als vorhin, Alles verwandelt.

Der Wind, der sich gelegt hatte, war mit verdoppelter Gewalt wieder aufgesprungen. Keine Wolke war am Himmel; wie ein riesiger Schild von weißglühendem Metall, so spannte sich der Himmel aus. Und wie der Wind über den Wald dahinfuhr, gerade auf ihn zu und ihm ins Gesicht, war es, als würde der Wald lebendig. Auf den Anhöhen da drüben die Bäume schwenkten ihre Aeste und schüttelten ihre Blätter, daß es aussah wie flatterndes Haar, das um die Stirnen der Hügel flog. Ja, es sah aus, als schüttelten sich die Hügel selbst, wie lebendige Wesen, als wären sie unwillig geworden, zornig und wild.

Und weil der Wind ihm ins Gesicht blies, so kam es, daß die Bäume, indem sie sich vor dem Winde beugten, alle ihre Wipfel in der Richtung auf die Anhöhe zu neigten, auf der er stand; alle, wie auf Verabredung, sich gleichzeitig neigend und wieder aufrichtend, dann wieder sich neigend, und so fort, daß es nicht anders aussah, als zeigten sie herüber, zu der Anhöhe, zu dem, der auf der Anhöhe stand, auf ihn selbst. Und nicht die Bäume da drüben allein; auch die in seiner nächsten Nähe thaten nicht anders. Wenige Schritte vor ihm, auf der Anhöhe selbst, stand ein gewaltiger Baum, eine Schwarzpappel

oder so etwas, der sich von der Mitte des Stammes in zwei mächtigen Aesten emporgabelte. Indem der Wind den Baum packte, bogen sich dessen Aeste, wie zwei Arme bogen sie sich, und grade nach ihm hin. Es war keine Täuschung möglich, grade nach ihm hin. Dabei ging ein Knarren durch den mächtigen Stamm, so daß es war, als wäre es die Stimme des Baumes, und als sagte er jedesmal, wenn er sich herniederbog, mit einem heisern Aechzen: „Da — da — da.“

Er wollte fort von der Anhöhe — es wurde ihm unheimlich, geradezu unheimlich. Aber wo sollte er hin?

Zurück? Von wo er gekommen war? Dann lief er ja den Verfolgern in die Hände. Also weiter? In das Thal hinunter? Er lugte über den Rand der Höhe — wie ein brausendes Meer, so lag es unter ihm, und wie ein Getöse stieg das Heulen des Windes zu ihm herauf.

Das war ja das Schlimmste von Allem, dieses unabläßige brüllende Geheul des Windes, der allmählich zum Sturm angewachsen war. Als wenn eine kochende Wuth sich der ganzen Natur bemächtigt hätte, so war es. Eine Wuth, die vorher nicht gewesen war, die plötzlich entstanden war — woher denn nur? Warum?

Und indem er so, ohne zu wissen, was er thun und was er lassen sollte, auf das Thal hinunterblickte und die Baumwipfel sah, die, wie im Kampfe miteinander, ineinander und übereinander schlugen, da gewahrte er, scharfsichtig wie er war, etwas Merkwürdiges. Halb vom Winde getragen, halb von den peitschenden Aesten und Wipfeln geschleudert, flog da ein Gegenstand auf und nieder, der offenbar nicht in den Wald gehörte, nicht ein

abgerissenes Blatt, nicht ein losgebrochener Zweig — ein grauer Gegenstand, der bald lang wurde, wie ein Streifen, und dann wieder sich zusammenballte, wie ein Klumpen, der graue, wollene Strumpf, den er vorhin fortgeworfen hatte, ohne zu fragen, wo er hinfiel.

Dahin also war er gefallen, auf die Baumwipfel da drunten — und nun sah es aus, als wollten ihn die Bäume nicht haben, als wollten sie das Ding loswerden mit Gewalt. Darum warf einer es dem andern zu, und der andre bäumte sich dagegen auf und warf das Ding weiter, und der dritte wieder schleuderte es zurück, und so ging das weiter und fort und immerfort, in immer wilder sich steigernder Wuth, mit einem dumpfen Gebrüll, wie eine Wasserfluth, die brodelnd und brausend aufsteigt, weil man einen Gegenstand hineingeworfen hat, den sie nicht haben will, den sie nicht vertragen kann, mit dem sie nicht fertig wird; einen giftigen Gegenstand.

Und plötzlich war der Schwamm wieder in seinem Genick, der eisige Schwamm von heute früh, und das kalte Rieseln in seinem Rücken — er hatte den Wald vergiftet!

Mit dem grauen Strumpf der alten Frau, mit dem gräßlichen wollenen Strumpf, den er ihm zugeworfen, hatte er den Wald beschmutzt, geschändet und vergiftet!

Und nicht damit allein — er selbst war es, der den Wald vergiftete!

Heute früh, als er den Wald betrat, hatte der Wald nicht gewußt, wer er war; darum hatte er ihn so gütig aufgenommen, ihn verborgen und geschützt. Jetzt hatte er erfahren, wer er war, von wo er kam. Jetzt wußte

er es — und daher die plötzliche Wuth! Daher kam es, daß die Bäume auf ihn hinzeigten, jeder einzelne für sich, und alle zusammen.

Es war gar nicht das sinnlose Gebrause des Windes, was er vernommen hatte, Stimmen waren es, Stimmen! Ein Baum schrie es dem andern zu, und der andre dem dritten, und weiter und immer weiter: „Da drüben! Da steht er! Der Mörder! Der Mörder! Der Mörder!"

War das wirklich? Hörte er das wirklich?

Ja, ja, ja — er beugte den Kopf vor; von den Schläfen troff ihm der kalte Schweiß — er verstand es ganz deutlich.

Der Wald war gar nicht, was er geglaubt hatte, ein Stück Erde mit Bäumen bewachsen, ohne Sinn und Verstand, der Wald war ein Wesen, ein denkendes, fühlendes, schreckliches Wesen!

Hatte er denn das vorhin gar nicht bemerkt, was er jetzt so deutlich sah? Der Wald hatte ja ein Gesicht! Ein ungeheures, furchtbares Gesicht!

Da drüben, ihm gerade gegenüber, die kahle, graue Nase, die ihm entgegensprang! Und darüber die finstere Stirn; und zu den Seiten die breiten Wangen, mit dem hängenden, fluthenden, schüttelnden Bart!

Und über dem Allen die Augen!

Wo waren sie denn nur? Er suchte danach — er sah sie nicht. Und daß er sie nicht sehen konnte, das eben war ja das Schreckliche! Denn er fühlte sie, fühlte sie ganz deutlich; sie waren da, und er konnte nicht sagen, wo. Darum konnte er sich ja nicht vor ihnen verstecken!

Ihr Blick lag auf ihm, wie eine zermalmende Last.

Jetzt wußte er plötzlich, wer und was es gewesen war, vorhin, das ihm zugesehen hatte, als er das Geld in seinen Händen wog und zählte, das lautlose, das regungslose, das schreckliche Etwas. Die Augen da waren es gewesen, die furchtbaren, unsichtbaren Augen, die jetzt wieder da waren, jetzt wieder auf ihn niederblickten, starr, unbeweglich, ohne ein einziges Mal die Lider zu senken, so daß ihm war, als gingen sie mitten durch ihn hindurch, in seinem Innern lesend, wie in einem aufgeschlagenen Buch.

Er konnte es nicht mehr aushalten; es war ihm, als nagelten ihn die fürchterlichen Augen an den Baum. Er verließ seinen Standort, er ging auf die andre Seite des Baumes — es half nichts. Er lief rund herum um den Baum, einmal, zweimal, dreimal, wie ein Wahnsinniger, bis daß ihm der Kopf im Kreise ging und die Füße ihm versagten, und er zur Erde kollerte. Er drückte das Gesicht in die Erde, er schlang die Hände über dem Kopf ineinander — nichts mehr hören — nichts mehr sehen!

Aber es war, als wenn der Wald es bemerkt hätte, daß er sich vor ihm verbergen wollte. Mit verzehnfachter Wuth erhob sich von allen Seiten das Geheul, und dicht an seinen Ohren, so dicht, daß er glaubte, er würde ihn mit den riesigen beiden Armen erreichen und ergreifen, erscholl das „Da — da — da!“ des knarrenden Baumes.

Vom Boden sprang er auf; sein Gesicht war verwandelt, leichenfahl und verzerrt; der Mund stand ihm offen; vom Munde rieselte ihm der Schaum. Und mit einemmal fing er an mitzubrüllen in das allgemeine Gebrüll, mit kreischender, menschlicher Stimme in den

tosenden Donner der Natur — „Mörder! Mörder! Mörder!"

Er riß sich den Rock vom Leibe — eine Handbreit über seinem Haupte ragte wagerecht ein Ast aus dem Baum, darunter er gelegen — er riß den Hosenträger herab — und dann —



Acht Tage später verkündigten die Zeitungen, daß der Mörder der alten Frau, die man erdrosselt in ihrem Bette gefunden hatte, entdeckt sei. Man hatte ihn vergeblich bis dahin gesucht.

In dem großen Forst, fünf Meilen vom Ort seiner That, hatte man ihn an einem Baume hängend gefunden; ein Waldhüter hatte ihn entdeckt.

Menschliches Gericht war nicht mehr nöthig. —



Die Alten und die Jungen.



Und weil nun der alte Nacht-König zu dem jungen Tag-Könige gesagt hatte, daß er ihm seine Tochter nicht zur Frau geben wollte, obschon doch der Tag-König die Prinzessin so sehr liebte, denn sie war über alle Maßen schön, und obschon doch auch die Prinzessin den jungen Tag-König sehr liebte, so sagte der Tag-König zu der Prinzessin, daß er sie von ihrem Vater entführen wollte und fragte sie, ob sie mit ihm gehen wollte. Und darauf erwiderte die Prinzessin und sagte, ja, sie wollte mit ihm gehen, wohin daß er sie führte. Nur einige von ihrem Gefolge, sagte sie, die sollten auch mit ihr gehen, denn Niemand wollte gern bei dem alten Nacht-Könige sein, weil er so finster war und schrecklich, und Niemand ihn liebte. Aber die Prinzessin liebten Alle, und den Tag-König auch, weil er so jung war und schön und gütig gegen Alle.

Und weil nun dem Nacht-Könige die Nacht gehörte, dem Tag-Könige aber der Tag, und der alte Nacht-König nur in der Nacht sehen konnte, bei Tag aber gar nicht, sondern da war er ganz blind, so besprachen sich

der Tag-König und die Prinzessin, daß sie am nächsten Morgen davonfliehen wollten in sein Reich.

Und wie nun der nächste Morgen anbrach, da klopfte es an die Thür von der Prinzessin, und da stand auch schon der Tag-König davor und hielt seine weißen Pferde am Zügel, und die Pferde die hatten Flügel, so daß sie durch die Luft fliegen konnten. Und da kam die Prinzessin gegangen und schwang sich auf eins von den Pferden, und hinter ihr kamen einige von ihrem Gefolge, die schwangen sich auch auf die Pferde, und dann ritten sie davon, so schnell wie der Wind.

Aber nun dauerte es nicht lange, da erfuhr der alte Nacht-König, daß seine Tochter ihm entflohen war. Und da wurde der Nacht-König furchtbar böse und stieg eilend auf den Thurm. Aber weil er doch nun blind war am Tage, so konnte er nicht sehen, wo sie entlang ritten, und weil die Pferde durch die Luft flogen, konnte er auch nichts hören von ihnen.

Aber nun hatte die Prinzessin ein schwarzbraunes Hündchen, das sie über alle Maßen liebte. Und wie die Prinzessin sich auf das Pferd geschwungen hatte, da war ihr das schwarzbraune Hündchen nachgelaufen, und die Prinzessin hatte sich niedergebeugt und es zu sich genommen auf das Pferd, weil sie sich doch nicht trennen konnte von dem Hündchen.

Und wie sie nun so dahinritten, so schnell wie der Wind, da wurde das schwarzbraune Hündchen vergnügt und vor Freuden fing es an zu bellen.

Und wie das Hündchen bellte, so hörte es der Nacht-König, und da wußte er mit einemmal, wo seine Tochter

war, und da nahm er einen furchtbaren Donner zur Hand und verfluchte seine Tochter und all ihr Gefolge, daß sie versteinern sollten und stehen an dem Orte, wo sie gerade waren, von Stund' an bis in alle Ewigkeit. Und wie er so gesprochen hatte, schleuderte er den Donner hinter ihnen drein, und da verwandelte sich die schöne Prinzessin in einen hohen Berg voll Eis und ewigem Schnee, und Alle, die mit ihr entflohen waren, verwandelten sich auch in Berge, und standen rechts und links zu ihren Seiten, und das schwarzbraune Hündchen ward auch ein Berg, aber nicht so weiß wie die andern, sondern schwarz und braun, wie es gewesen war im Leben, und stand zu den Füßen der Prinzessin, so wie es vor ihr gestanden hatte, als es noch lebte, und die Prinzessin noch lebte.

Und dem Tag-Könige hatte zwar der Donner nichts anhaben können, den der Nacht-König geschleudert hatte. Aber helfen konnte er seiner lieben Prinzessin doch nicht, und befreien konnte er sie auch nicht. Und so mußte er allein weiter ziehen, ohne sie, und war traurig über alle Maßen. Und nun hatte er doch die Prinzessin so sehr geliebt, und liebte sie auch jetzt noch immerfort. Darum, jeden Morgen wenn er aufstand, und jeden Abend, wenn er sich zur Ruhe legte, blickte der Tag-König da hinüber, wo seine Prinzessin jetzt stand als ein hoher weißer Berg. Und wenn die Augen des Tag-Königs sie trafen, die so stark waren wie die Sonne, dann fühlte es die Prinzessin ganz tief in ihrem versteinerten Herzen, und dann war es, als würde sie noch einmal lebendig für eine kurze

Zeit, und dann wurde der hohe weiße Berg, der jetzt die Prinzessin war, so roth, daß es aussah, als ob er glühte.

Und das Alles hat sich begeben, lange bevor es Menschen auf der Erde gab. Und wie dann Menschen auf die Erde kamen und wie sie die Berge so stehen sahen, einen neben dem andern, und alle so voll Eis und Schnee, und in ihrer Mitte den allerhöchsten und schönsten Berg, da sagten sie sich, daß das gewiß nicht durch Zufall so gekommen sein konnte und zerbrachen sich den Kopf, wie es geschehen sein möchte, und nannten den hohen weißen Berg die Jungfrau, und den anderen Bergen, die rechts und links neben ihr standen, gaben sie auch Namen, von Männern und Frauen, denn sie sagten, das sind sicherlich einmal Männer und Frauen gewesen, wie der hohe Berg in ihrer Mitte."



Die Lippen, von denen die seltsame Geschichte in monotonem Gleichklange dahergekommen war, verstummten; der langen Erzählung folgte ein anhaltender trockener Husten. Ein Husten, der die eingesunkene Brust der Erzählerin heftig, beinahe krampfhaft erschütterte.

Daß sie auch wieder die Unvorsichtigkeit begangen hatte, im Gehen soviel und so zusammenhängend zu sprechen! Der Arzt hatte es ihr doch ausdrücklich verboten.

Aber der Egon hatte doch so flehentlich gebeten, „o Mooschen, bitte, erzähl' mir was" — so zärtlich hatte er den Arm um die schmächtigen Hüften der Mutter ge-

schlungen, so innig hatte er sich an sie genestelt, die Mantille der Mutter über seine Schultern ziehend, so daß er, wie an sie gewachsen, neben ihr einherging — wie hätte sie ihm widerstehen sollen, dem Jungen, dem einzigen, den sie hatte, dem Liebling.

Solch ein schöner Sommertag war es gewesen, und so wohl hatte sie sich heute gefühlt. Da hatte sie denn beschlossen, die Frau Kantor Apel, heut einmal einen recht schönen Spaziergang zu machen mit ihrem Egon, ganz weit hinaus bis zu der Stelle, die sie vor allen liebte, an den Weiher, der draußen vor der Stadt im Erlenwalde lag. Wer weiß denn auch, hatte sie stumm in sich hineingeseufzt, wie oft es mir noch vergönnt sein wird, mit ihm zu gehn. Denn der böse Druck da drinnen auf der Brust wurde ja immer schwerer und das Athemholen mühseliger von einem Tage zum andern. Also waren sie hinausgezogen, den Damm, an den Pappeln entlang, und draußen am Weiher waren sie unter dem grünen Gewölbe von Erlen und Rüstern auf und ab gegangen.

Und jetzt, indem der Abend zu sinken begann, kehrten sie zur Stadt zurück und da eben war es geschehn, daß der Egon den Arm um ihre Hüften geschlungen und sich an sie geschmiegt und „o bitte, Mooschen, erzähle mir was“ gesagt hatte.

Mooschen — wie er nur auf das sonderbare Wort verfallen war. Aus „Mutter“ und „Mama“ hatte er es sich zusammengesetzt, denn beide Ausdrücke genügten ihm für die Zärtlichkeit nicht, mit der er an der Mutter hing, für die unbeschreibliche, zitternde Liebe. Und wie es die Frau durchdrang, die kleine, schmalbrüstige Kantors-

frau, wenn das Gesicht ihres Jungen sich an sie drückte und seine Augen an ihrem Gesichte hingen, mit einem Ausdruck —

Und so hatte sie denn alle Warnungen des Arztes und den mahnenden Druck in der Brust und Alles vergessen und angefangen, dem Egon das Märchen zu erzählen, das sie wie so viele andere, die sie ihm schon erzählt hatte, aus ihrer eigenen Jugend bewahrt haben mochte, das seltsame Märchen von der Entstehung der Berner Alpen.

Anfangs nur langsam sprechend und so, als ob sie sich besinnen müßte, war sie nach und nach immer tiefer in den Strom der eigenen Erzählung hineingerathen, bis daß sie selbst wie eine Traumwandlerin neben dem lauschenden Jungen einherging.

Wer sie so gesehen hätte die Beiden, wie sie aneinander geschmiegt den Damm entlang gingen und über die Brücke und dann, von der Brücke rechts abbiegend, die Straße am Wasser entlang, die zu ihrem Hause führte, der würde zwei Welt-entrückte Menschen gesehen haben.

Der Knabe, er mochte etwa zehn Jahre zählen, war für sein Alter schon ziemlich aufgesprossen, so daß sein blonder Lockenkopf der Mutter beinah bis an das Kinn reichte. Seine Gestalt war hager, beinah abgezehrt; Beine und Arme dünn wie zerbrechliche Stöcke, und über dem schmächtigen Leibe, dessen Brust sich ganz zwischen den Schultern verkroch, schwankte auf langem dünnen Halse ein blasses längliches Gesicht. Der Mund in dem Gesicht war beständig halb geöffnet, so daß man die

langen weißen Zähne darin sah, die einen beinah bläulichen Schimmer hatten.

„Aber auch ganz das leibhaftige Ebenbild von der Mutter," sagten die Nachbarn, wenn sie hinter dem Jungen dreinschauten, und dann begleitete ein vieldeutiges Kopfschütteln diese Worte. Denn die Mutter — na — man wußte ja, wie es mit der stand.

Indem die Mutter erzählte, hatte der Kleine den rechten Arm um sie geschlungen, mit der linken Hand hatte er die alte schwarzseidene Mantille von den Schultern der Mutter zu sich herübergezogen, so daß sie nun Beide, indem er den Zipfel der Mantille an seiner linken Schulter festhielt, wie unter einer gemeinsamen Hülle dahinschritten. Und so, während sie sprach, horchte er lautlos, wie gebannt ihren Worten, die Augen wie in wachem Traum weit aufgerissen und vor sich hinblickend, ohne zu sehen, was um ihn her geschah, oder wer an ihm vorüberging.

Jetzt, nachdem die Mutter ihre Erzählung beendet hatte, verharrte er noch eine Zeit lang in seiner Versunkenheit, dann ließ er langsam den Zipfel der Mantille aus der Hand gleiten und wandte das Haupt zur Seite.

„Siehst Du, Du Ami," sagte er in vorwurfsvollem Tone, „was das schwarzbraune Hündchen für Unheil angerichtet hat."

Der, an welchen sich diese Worte richteten, war ein kleiner, auffallend häßlicher Hund, halb Pinscher, halb Spitz, der Mutter und Sohn auf ihrem Spaziergange begleitet hatte und jetzt, da er schon sehr alt zu sein schien, müde und verdrossen hinter Beiden einherwatschelte.

Sobald der Ami seinen Namen nennen hörte, setzte er sich in etwas raschere Gangart, dann blieb er vor dem Knaben stehen, indem er mit einem beinah gebieterischen Ausdruck zu ihm empor sah und das Endchen verlängerten Rückgrats, das seinen Schwanz bedeutete, in lebhaften Schwingungen hin und her bewegte.

Der Knabe war mit der stummen Zeichensprache offenbar vertraut. Ohne ein Wort zu verlieren, beugte er sich nieder und hob den Hund zu sich empor, und so, den Ami auf dem Arme, setzte er neben der Mutter den Weg zu ihrer Behausung fort, die sie nach wenig Schritten erreichten.

Das Gebäude bestand aus einem nach der Straße gelegenen einstöckigen Vorderhaus und einem Hinterhause von mehreren Stockwerken, das nach dem Flusse hinausging. Im Hinterhause, zwei hohe steile Treppen hinauf, wohnte der Kantor Apel mit seiner Familie; im Vorderhause, zu ebener Erde, die Wittwe Hauschka mit ihrer Tochter Sibylle.

Die zwei Fenster an der Hauschka'schen Wohnstube lagen so dicht über dem Straßenpflaster, daß Jemand, der daran vorüberging, beinah mit halbem Leibe sichtbar wurde. Unbemerkt konnte Niemand vorbei.

An diesem Nachmittag waren beide Fenster besetzt; hinter den Scheiben eines jeden sah man einen weiblichen Kopf. An dem vorderen, der Hausthür zunächst, saß Frau Hauschka, die Wittwe des vor einem Jahre verstorbenen Polizei-Wachtmeisters Hauschka, hinter ihr, an dem zweiten Fenster die Sibylle. Der große Kopf der Wittwe war niedergebeugt auf eine Handarbeit, der kleine

Kopf der Sibylle war gleichfalls gesenkt auf eine Schiefertafel, auf der sie mit spitzem Griffel eifrig Zahlen schrieb. Von Zeit zu Zeit richtete sich die Frau auf, drückte das Gesicht an die Fensterscheiben und blickte hinaus, die Straße hinauf, als erwartete sie Jemanden — jedesmal, sobald die Mutter hinaussah, fuhr auch der Kopf der Sibylle in die Höhe, an das Fenster, und ihre Augen gingen in der gleichen Richtung wie die der Mutter. Dann kehrte die Wittwe zu ihrer Handarbeit zurück, und das Mädchen vertiefte sich wieder in ihre Rechenexempel auf der Schiefertafel.

Es sah aus, als wenn die beiden weiblichen Wesen, obschon sie kein Wort miteinander sprachen, von einem und demselben Gedanken beherrscht würden, und die beiden hin und hergehenden Köpfe nahmen sich aus wie zwei Marionetten an einer Schnur.

Nicht komisch jedoch, sondern durchaus unerfreulich schien der Anblick auf die Kantorsfrau zu wirken, die jetzt mit ihrem Egon die Straße herabkam und langsam an den Fenstern vorüberging. Sie wandte das Gesicht nicht zur Seite; offenbar hatte sie die beiden beobachtenden Köpfe schon von ferne bemerkt. In den eingefallenen Wangen des blutlosen Gesichtes stieg eine leise hektische Röthe auf; die Lippen, die eben noch halb geöffnet gewesen waren, um möglichst viel Luft einzusaugen, preßten sich aufeinander; in den Augen erschien ein Gemisch von ärgerlichem Widerwillen und ängstlicher Verlegenheit. Man sah ihr an, wie unangenehm es ihr war, daß sie durchaus, um nach ihrer Wohnung im Hinterhause zu gelangen,

durch das Vorderhaus hindurch, bei den Hauschka's vorbei mußte.

Wenn's nur möglich gewesen wäre, unbemerkt an ihnen vorüber zu gelangen — aber daran war nicht zu denken.

Im Augenblick, als die „Apelschen" an ihren Fenstern entlang kamen, stand Frau Hauschka von ihrem Stuhle auf, die Handarbeit in den Korb werfend; die Sibylle flog förmlich von dem Fenstertritt, auf dem sie gesessen hatte, herab und kaum, daß Frau Apel die Hausthür, die mit einem Gewicht beschwert war, nicht ohne einige Anstrengung geöffnet hatte und in das Haus eingetreten war, wurde auch schon die Hauschka'sche Stubenthür, die sich gleichfalls auf den Hausflur öffnete, von innen aufgerissen und die Wittwe erschien auf der Schwelle.

Die kleine Kantorsfrau blieb stehn, indem sie hilflos das Haupt senkte; der Egon, immer noch den Ami auf dem Arm, drückte sich hinter die Mutter. Sie konnten nicht weiter. Ein Hinderniß war in ihren Weg getreten — und was für eines.

Die Wittwe Hauschka war ein großes, beinah massives Weib. Das schwarze Kleid, das sie trug, umspannte den Rumpf des Leibes und die Arme so eng und prall, daß es aussah, als könnte es die Fülle, die es umschloß, kaum bändigen, als würde das eingezwängte Leben alle Nähte sprengen. Die Züge des Gesichtes waren grob geschnitten, aber nicht ohne sinnlichen Reiz; der runde Kopf war von kohlschwarzem Haar bedeckt, das in dicken Flechten darum geschlungen war.

Indem sie auf die Schwelle trat, erdröhnte diese unter der Last der gewichtigen Gestalt. Unter dem schwarzen Kleide kamen die Füße hervor, in Hausschuhen, mit schneeweißen Strümpfen bekleidet, breit und lang wie Plättbretter.

Lautlos standen sich die Parteien gegenüber; denn wie Gegnerinnen sahen die beiden Frauen aus, beinah wie zwei feindselige Vögel, zwischen denen ein Brocken liegt, den der Eine vertheidigen, der Andre erobern will. Auf der einen Seite die Kantorsfrau, ein armseliges, flügellahmes Huhn, an die Wand gedrängt, beinah in die Wand hinein, mit hängendem Kopfe, nur auf Abwehr und Vertheidigung bedacht — auf der andren Seite die Wittwe Hauschka, in ihrer brutalen Gesundheit, wie ein großer schwarzer Rabe, mit den grellen schwarzen Augen auf die dürftige Gestalt ihr gegenüber herabblickend, jeden Augenblick bereit, mit klatschenden Flügeln zum Angriff überzugehen.

Bestand denn ein Kampf zwischen ihnen? Die beiden Frauen mochten es wissen, mochten auch den Brocken kennen, der zwischen ihnen lag und den die Eine der Anderen abjagen wollte. Ob es dem armen blassen Spitz-Schnabel da drüben gelingen würde, ihn für sich zu retten? Die schwarze Wittwe schien es zu bezweifeln; sie fühlte sich ihres Sieges wohl schon ziemlich gewiß. Das sah man ihrem Gesichte an, auf dem höhnischer Triumph und geringschätziges Mitleid durcheinander lächelten.

Diese elektrische Spannung dauerte indessen nur wenige Sekunden, dann wurde die Stille durch die laute,

beinah schreiende Stimme unterbrochen, die hell und grell aus der Kehle von Frau Hauschka hervorkam.

„Na, Frau Kantor? Kleinen Spaziergang gemacht bei dem schönen Wetter? Ist auch wahr, ein schönes Wetter heut. Sind Sie auch nicht zu weit gewesen? Nein? Nicht müde gegangen? Auch nicht zu viel gesprochen unterwegs? Ich frag' ja nur, weil ich immerfort an Sie denken muß. Sie wissen ja, wie Sie sich in Acht nehmen müssen. Fühlen Sie sich denn gut? Ja?"

Wie eine kalte Dusche, unter der man nicht zu Athem kommt, so ging dieser Schwall über die schmächtige Kantorsfrau dahin. Sie konnte den Kopf nicht aufrichten; wie eine körperliche Last fielen ihr die Worte auf den Kopf, als würde sie mit jeder der Fragen um die Ohren geschlagen. Diese plumpe, zudringliche Neugier! Der abscheuliche Hintergedanke, der hinter jedem Worte lauerte, den der kreischende Ton der harten Stimme verrathen hätte, auch wenn die Worte feiner und geschickter gewählt gewesen wären! Wie sie das Alles empfand, die zarte Frau, wie sie ihr widerwärtig war, die große, grobe, schwarze Person dort gegenüber, die sie hier festnagelte auf dem Hausflur, ohne zu fragen, ob ihr damit gedient sei oder nicht! Und dabei diese Hilflosigkeit, diese Unfähigkeit, dem Weibe mit gleicher Münze zu dienen! Keine andere Macht in ihr, als sich in sich selbst zu verkriechen und zu verstecken!

Weil sie doch nicht ganz stumm dastehen konnte, raffte sie sich endlich zu einer Antwort auf. Sie that es, indem sie an der schwarzen Wittwe vorbeisah.

„Gott sei Dank, ich fühle mich ja recht wohl," sagte sie, „und darum habe ich heute —" weiter brachte sie es nicht. Ein böser Hustenanfall schnitt ihr die Worte ab, ein Husten, der so heftig war, daß sie sich gegen die Wand lehnen, das Tuch aus der Tasche ziehen und es vor den Mund drücken mußte.

Daß ihr auch das begegnen mußte! Jetzt! Im Angesicht der Feindin! Während sie keuchend mit dem Husten rang, glaubte sie zu fühlen, wie die runden schwarzen Augen da drüben in ihrer Brust wühlten.

„Vielleicht ein Glas Wasser gefällig?" fragte die Wittwe Hauschka, „sonst habe ich auch sehr gute Brustbonbons — soll ich Ihnen davon eins holen?"

Ein stummes Kopfschütteln dankte für ihre Bereitwilligkeit. Die schwarze Wittwe fand nichts weiter zu thun, als daß sie einige unverständliche Laute von sich gab, die wie mitleidige Theilnahme klingen sollten. Dann, nachdem der Anfall vorüber war, schlug sie eine laute Lache auf. „Aber der Junge!" rief sie, „da trägt er wahrhaftig den Ami wieder auf dem Arm. Kann denn das Thier nicht von alleine laufen?"

Der Knabe, an den sie sich gewendet hatte, schickte einen scheuen, feindseligen Blick zu ihr empor.

„Er ist so müde," entgegnete er. Dabei drückte er den Hund noch fester an sich und streichelte ihm das struppige Fell.

Die Wittwe Hauschka kreischte von Neuem auf.

„Müde! Und hat vier Beine? Wovon soll ein solches Thier denn müde sein?"

Dann wandte sie sich wieder an die Mutter.

„Aber wissen Sie, Frau Apel," sagte sie, „ich spreche im Ernst; das sollten Sie doch wirklich nicht leiden, daß der Junge den Hund so immer mit sich trägt. Er ist doch auch nicht von den Stärksten, und das Thier da ist ja viel zu schwer für ihn."

Der Knabe erwiderte nichts. Statt aller Antwort küßte er schweigend den Hund auf den Kopf. Es sah aus, als hätte ihn der wegwerfende Ausdruck „das Thier da" in dessen Seele verletzt. Als er jedoch das Gesicht wieder erhob, fesselte etwas Anderes seine Aufmerksamkeit. Hinter dem Rücken der Mutter war die Sibylle auf einen Stuhl gestiegen, so daß sie jetzt über die Schultern der Mutter hinwegsah, in der einen Hand hielt sie die Schiefertafel, in der anderen den Griffel, mit dem sie auf das Exempel deutete, das sie vorhin ausgerechnet hatte; dabei nickte sie dem Knaben zu und winkte ihm mit den Augen „komm herein".

Egon erröthete und setzte den Ami auf die Erde.

„Mooschen," sagte er leise, „ich glaube, die Sibylle hat mir etwas zu sagen."

Ein schwaches Lächeln ging um die dünnen Lippen von Frau Apel; sie schüttelte den Kopf.

„Aber Junge," sagte sie vorwurfsvoll, „hast Du Dir schon wieder Deine Aufgaben von ihr machen lassen?"

Sie hatte die Hand auf seinen Kopf gelegt und stand noch eine Zeit lang, nachdenklich vor sich hinblickend, als ob sie noch etwas sagen wollte, als ob sie mit einem Entschluß kämpfte. Indem sie das Mädchen, das gerade so alt wie ihr Egon sein mochte, auf den Stuhl steigen sah, war es ihr, zum erstenmale vielleicht, zum Bewußtsein

gekommen, wie ähnlich es der Mutter sah. Ganz derselbe runde Kopf, mit schwarzen Haarflechten umwickelt, ganz dasselbe grobe aber hübsche Gesicht, die gleichen dunklen, grellen, lebendigen Augen, und indem sie auf den Stuhl sprang, ganz die Bewegungen der Mutter, rasch, heftig, beinah leidenschaftlich. Und der Egon, wie er gleich zu Kreuze gekrochen war, sobald sie ihm gewinkt hatte. Augenscheinlich hatte er gar nicht recht gewollt; augenscheinlich mochte er das Mädchen eigentlich gar nicht — aber wie sie ihm winkte, gab es für ihn nur noch eins: gehorchen. Freilich — sie hatte ja die Zauberruthe in Händen, mit der sie ihn zur Nachgiebigkeit zwang, die Tafel, auf der sie das Exempel für ihn ausgerechnet hatte, das er eigentlich hatte ausrechnen sollen, so daß er nachher blos hinaufzugehen und einfach abzuschreiben brauchte, was die Sibylle ihm zurecht gemacht hatte, so daß er sich nachher wieder hinsetzen und den Ami streicheln und an die Märchen der Mutter denken und weiter träumen konnte.

Ob sie es dem Jungen nicht ernsthaft verbieten sollte, daß er sich von der Sibylle immer die Rechenaufgaben machen ließ? Aber dann wäre er wahrscheinlich nie damit fertig geworden, hätte womöglich Strafen in der Schule bekommen. Der Gedanke war ja ganz unerträglich. Also, was blieb anderes übrig, als die Dinge gehen zu lassen.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Frau, die ganze Qual des feinen, schwächeren Wesens, das von einem groben, stärkeren verschlungen wird, die Hauschka's fraßen die Apels auf.

Die Tochter riß den Sohn an sich, und die Mutter — indem Frau Apel an diesen Gedanken rührte, schoß die Röthe, wie eine Stichflamme über ihre hageren Wangen. „So komm also nach," sagte sie hastig zu dem Jungen, „ich gehe voran. Guten Abend" — sie hatte hinzusetzen wollen „Frau Hauschka", aber sie konnte nicht; der Name blieb ihr im Halse stecken.

„Guten Abend, Frau Kantor," kam es, wie aus einer Trompete, von der anderen Seite zurück, und die Frau Kantor wendete sich, um den Hof und über den Hof hinweg das Hinterhaus zu gewinnen, wo sie wohnte. Indem sie es that, glitt ihr Blick noch einmal über die Gestalt der schwarzen Wittwe, und in dem Blick war Alles, was sie vorhin nicht zu sagen vermocht, vielleicht nicht zu sagen gewagt hatte, ein stummes, leidenschaftliches, verzweifeltes „ich weiß Bescheid".

In dem vollsaftigen Gesicht der Wittwe zuckte keine Wimper, und der Blick glitt an ihr ab wie eine Flamme, die keine Kraft zum Brennen mehr hat, wie das letzte Auflodern eines verschwelenden Reisighaufens, der keine Gefahr mehr bringt, der in kürzester Zeit in sich zusammenfallen muß, wenn man sich nicht die überflüssige Mühe geben will, ihn noch auszutreten.

„Wirklich nicht mehr nöthig," mochte die stolze Wittwe denken, indem sie der armen Gestalt nachblickte, wie sie langsam, langsam über den Hof schlich, um noch langsamer die Treppen zu ersteigen, die zwei fürchterlichen Treppen, die sie überwinden mußte, um in ihre Wohnung zu gelangen. Wer es angesehen hätte, das gebrechliche Menschenwesen, das sich keuchend, an das Treppengeländer

geklammert, von Stufe zu Stufe hinaufwürgte, wer in diese von Bitterkeit überkochende Seele hätte hineinschauen können, der würde gewußt haben, daß man nicht in die große Welt und die Weltgeschichte hinauszugehen braucht, um Tragödien zu finden, daß man ihnen begegnen kann auch da, wo der Wellenschlag des Lebens zu ebben scheint, in den Hinterhäusern einer kleinen Stadt.

Sobald aber die Kantorsfrau den Rückzug angetreten, wurde es auf dem Flur, den sie verlassen hatte, lebendig. Wie ein kleiner Stoßvogel kam die Sibylle an der Mutter vorbei auf den Knaben zu; ihre Wangen waren ganz roth vor Erregung.

„Egon! Egon! Ich hab' Dir Dein Exempel ausgerechnet! Ganz prachtvoll ist es aufgegangen! Morgen kriegst Du in der Klasse Nummer Eins!"

Mit beiden Händen hielt sie die Schiefertafel vor ihn hin, auf der ein langes Divisionsexempel in Zahlenreihen prangte; dann, mit huschender Geschwindigkeit, stellte sie die Tafel an die Erde, sorgfältig, damit sich nichts verwischte, den oberen Rand gegen die Wand lehnend, und dann stürzte sie sich wieder auf den Knaben, der noch immer stumm und blöde ohne ein Wort zu sagen und ein Glied zu rühren da stand, wo er gestanden hatte. Mit den kleinen nervigen Händen faßte sie ihn an beiden Schultern und schüttelte ihn; ganz dicht schob sie ihr Gesicht an das seinige und blickte ihm aus nächster Nähe mit den funkelnden schwarzen Augen in die blaßblauen verträumten Augen hinein. Endlich, als wenn sie sich gar nicht genug thun könnte mit zärtlicher Neckerei, drückte sie ihre kleine bräunliche Nase auf die seine, die lang und weiß

aus dem länglichen Gesicht hervorragte, und rieb sie daran. „Muh — muh — muh —" sagte sie, und dabei wollte sie sich ausschütten vor Lachen.

„Aber Sibylle," gebot die Wittwe Hauschka, die in die Stube zurückgegangen war, „sei doch nicht so wild mit dem Jungen. Du weißt doch, daß man sich mit ihm in Acht nehmen muß." Die Kleine brach in ihren Liebkosungen ab; ihr Gesicht wurde plötzlich ernst.

„Egon," flüsterte sie, „bist Du krank? Thut Dir was weh?"

„Was soll mir denn weh thun?" gab der Junge ziemlich unwirsch zur Antwort. „Natürlich bin ich ganz gesund." Er beugte sich nieder, um die Schiefertafel vom Boden aufzunehmen. Die Sibylle aber kam ihm zuvor.

„Erst muß ich Dir doch noch zeigen, wie es herauskommt," erklärte sie eifrig, „sonst merkt's am Ende der Lehrer morgen, daß Du es nicht selber gemacht hast. Die Probe habe ich auch gleich gemacht, die mußt Du Dir erst ansehn. Komm nur herein."

Sie hatte den Arm um den Hals des Jungen geschlungen; ob er wollte oder nicht — und augenscheinlich wollte er eigentlich nicht — er mußte ihr in das Zimmer folgen.

Hinter dem Knaben kam der Ami hereingewedelt. Gegen diesen aber erhob die Wittwe, die sich wieder an ihre Handarbeit gesetzt hatte, energischen Widerspruch.

„Der Hund bleibt draußen," erklärte sie, „Hunde kommen in meine Wohnung nicht herein!"

Egon stand mitten in der Stube und blickte unschlüssig betrübt auf seinen vierbeinigen Freund. Einen Augenblick

schien Niemand zu wissen, was nun werden sollte; dann aber geschah etwas ganz Merkwürdiges. Mit einem Schritte war die Sibylle an der Stubenthür und schlug sie zu. Der Hund, der nicht hereingesollt hatte, war im Zimmer.

Die Wittwe Hauschka machte eine Bewegung, als ob sie auffahren wollte, aber sie blieb sitzen. Vor ihr stand die Sibylle, beide Fäuste in die Hüften gestemmt, die Mutter anblitzend mit einem Paar funkelnder, beinah wüthiger Augen. „Der Ami thut Niemand was zu Leide," erklärte sie, „und außerdem hat der Egon ihn so lieb!"

Jedes der Worte war von einem Kopfnicken begleitet; wie eine Strafpredigt war es, die sie an die Mutter richtete. Der ganze Vorgang machte einen drollig sonderbaren Eindruck — und das Sonderbarste war, daß die große Wittwe kein Wort erwiderte. Mit einem Murren, das so ungefähr wie „es ist ja gut" klang, beugte sie sich über ihre Handarbeit.

Die Sibylle wandte sich ab; sie hatte gesiegt.

„Sag' dem Ami, daß er sich hübsch artig hinlegen soll," kommandirte sie dem Egon, „und jetzt komm her."

An der Hand zog sie ihn zu dem Fenstertritt, auf dem sie vorhin gesessen hatte, und dort mußte der Knabe sich an ihrer Seite niederlassen, während Ami sich vor den beiden Kindern niederkauerte. Sie hatte die Schiefertafel wieder vorgenommen; ernsthaft und emsig wie ein Schulmeister begann sie, dem Jungen das Exempel vorzurechnen, und eine Zeit lang hörte man in dem Zimmer nichts als die flüsternde Stimme des Mädchens, das eifrig auf den immer schweigenden Knaben einsprach.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis daß der Egon zur Mutter hinaufkam. Als er bei ihr eintrat, war es im Zimmer fast schon dunkel; Frau Apel hatte noch kein Licht angezündet. Sie saß in der Sophaecke und blickte zum Fenster auf den Strom hinaus, hinter welchem die Nacht wie eine große dunkle Wand heraufstieg.

Als der Knabe die Mutter so regungslos dasitzen sah, setzte er sich rasch an ihre Seite und schlang sich mit beiden Armen um sie, indem er den Kopf an ihre Brust drückte.

Frau Apel legte die Hand auf sein Haupt; ihre schmalen weißen Finger glitten leise durch seine Locken.

„Hast Du vom Vater nichts gesehn?"

Ihre Frage kam zögernd heraus, beinah so, als fürchtete sie sich vor der Frage.

„Vater ist eben zur Frau Hauschka hereingekommen," erwiderte der Egon, „er hat gesagt, ich sollte nur immer vorangehn."

Wäre der Knabe weniger sorglos gewesen, so würde er bemerkt haben, wie die Hand der Mutter, die ihm durch die Locken gestreichelt hatte, plötzlich innehielt. Vielleicht würde er auch gefühlt haben, wie der Leib der Mutter, an den er sich drängte, ganz steif wurde, ganz starr, wie der Leib eines Menschen im Krampf.

Fast noch lautloser, noch regungsloser als vorhin saß sie da, in die Sophaecke gedrückt wie ein stummes, taubes, todtes Stück Holz. Unterdessen wurde es im Zimmer finsterer und immer finsterer.

„Mooschen," sagte der Egon, der sich vor der Dunkelheit fürchtete, „soll ich nicht die Lampe anstecken?"

Es war, als wenn der zärtliche Ton den Bann sprengte, der die Frau gefesselt hielt. So stark ihre kraftlosen Arme vermochten, drückte sie das Haupt des Kindes, seinen ganzen Oberleib an sich. Ihr Gesicht fiel auf seinen Scheitel, und aus ihrer Brust drangen dumpfe, unartikulirte, schluchzende Laute.

Nicht wie die Umarmung einer Mutter, die ihren Liebling beschützt, indem sie ihn umarmt — wie die Gebärde eines Ertrinkenden, der nach dem Strohhalm greift, so sah es aus.

Der Knabe lag in ihren Armen, bewegungslos wie ein kleiner Ballen. Vielleicht war er an Auftritte dieser Art gewöhnt, vielleicht trug seine eigene duldsame Natur dazu bei, daß er kein Wort sagte.

Er merkte wohl, daß da etwas vor sich ging, was er nicht verstand; aber in seiner träumerisch lässigen Art ließ er Alles geschehen, ohne zu fragen, was es war.

Endlich, als er fühlte, daß die Umarmung der Mutter weniger heftig wurde, stand er auf, um die Lampe anzuzünden; er mußte ja auch das Exempel noch abschreiben, das ihm die Sibylle ausgerechnet hatte.

Mit einer mühevollen Bewegung erhob sich Frau Apel vom Sopha; sie ging an den Schrank, um dem Jungen sein Butterbrot für den Abend zu schneiden.

Unterdessen war der Kantor bei Frau Hauschka eingetreten.

Sein Erscheinen war von der Wittwe ebenso bemerkt worden, wie vorher das seiner Frau und hatte, wie es schien, die gleiche Wirkung hervorgerufen. Sobald er vor dem Fenster draußen sichtbar wurde, hatte sie sich vom

Stuhle erhoben, die Handarbeit in den Korb geworfen und die Stubenthür geöffnet. Anscheinend sollte ihm derselbe Empfang bereitet werden, der seiner Frau zu Theil geworden war.

Anscheinend — denn wer genauer zugesehen hätte, würde wahrgenommen haben, daß die Frau, die jetzt die Thür aufriß, um dem Manne entgegenzutreten, eine Andere war als die, welche vorhin die Frau „gestellt“ hatte.

Wenn man den Kantor Apel ansah, erkannte man, daß sein Sohn, der Egon, die träumerischen blaßblauen Augen nicht von der Mutter nur, sondern auch vom Vater geerbt hatte, und vielleicht sogar noch mehr von diesem, als von der Mutter.

Es war ein mittelgroßer, schlanker Mann von etwa vierzig Jahren, der sich etwas vornübergebeugt trug, was ihm einen gedankenvoll, sinnenden Ausdruck verlieh. Das Haar trug er nach Musikerart halblang, so daß es bis ins Genick herabhing. Sein Gesicht hatte weiche, ansprechende Züge und war von einem dünnen blonden Bart umrahmt. Hierdurch, und durch einen träumerisch sentimentalen Zug, erhielt sein Antlitz eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Duldergesicht, mit dem auf modernen Bildern Christus dargestellt zu werden pflegt. Der ganze Mensch sah aus wie ein wandelnder Seufzer, wie die verkörperte Entsagung, wie Jemand, der auf große Ziele verzichtet hat, die ein neidisches Geschick ihm verwehrt hat, zu erreichen.

Und dieses Alles, was ihn als den ausgesprochenen Gegensatz zu dem groben klotzigen Polizei-Wachtmeister

erscheinen ließ, der früher der Gatte der Wittwe Hauschka gewesen war, machte ihn für diese zu einem Gegenstande der Bewunderung. Wenn sie die Beiden miteinander verglich — und natürlich verglich sie sie immerfort. Wie hanebüchen war jener gewesen, wie ordinär! Und dieser da —

Als er jetzt die Straße daherkam, den Violinkasten unter dem Arm, der ihm das Aussehen eines großen Musikers verlieh, langsamen, beinah wankenden Schritts, das Haupt zur Erde gesenkt, und es dann und wann emporrichtend mit einem müden, elegischen Augenaufschlag, flammte ihr eine Röthe über die Wangen, daß das ganze volle Gesicht, bis über die Schläfen und bis unter die Haarwurzeln in Gluth getaucht erschien.

Wie interessant er aussah!

Ein tiefer, fast schnaubender Seufzer schwellte ihr die Brust und ein heißes, sinnliches Begehren stieg in ihrem Innern auf. Das große, starke, Blut- und Saft-gefüllte Weib verlangte nach dem weichlichen, schwächlichen Manne. Und sie war nicht die Natur, um nur schmachtend zu ersehnen.

All diese leidenschaftliche Hitze erfüllte und umdampfte sie förmlich, als sie jetzt dem Kantor Apel auf der Thürschwelle entgegentrat. Hatte sie vorhin der Frau wie ein kampfbereiter Rabe gegenübergestanden, so war es jetzt, als stellte sich dem Manne ein glühender Ofen in den Weg. Herrn Apel schien das Alles nicht neu zu sein und nicht besonders aufregend. Die Böhmin — denn im Hause und in der Nachbarschaft galt Frau Hauschka für eine Böhmin von Geburt — war eben ein bischen in ihn verliebt.

Mein Gott — ja, daran konnte er sie doch nicht hindern. Und warum sollte er denn auch? Es war ja schließlich ganz bequem, sich von einem weiblichen Wesen mit allen erdenkbaren, kleinen Liebenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten umhäufen zu lassen, wenn man nichts dafür zu geben brauchte, als daß man eben da war. Denn zu irgend einer leidenschaftlichen Empfindung reichte es bei ihm wohl überhaupt nicht. Das hörte man dem freundlichen, fast lässigen „guten Abend, Frau Nachbarin" an, mit dem er den beinah stammelnden Willkommensgruß der Wittwe beantwortete.

Auch als sie ihm die Hand entgegenstreckte, legte er ruhig, und ohne ihren Druck zu erwidern, die seinige hinein. Wie heiß die große Frauenhand war, die sich um seine Hand schloß, wie sie zitterte und den Druck immer leidenschaftlicher, vielsagender verstärkte, das fühlte er vielleicht nicht einmal.

Frau Hauschka aber hielt ihn, um ihn nicht wieder loszulassen. Ohne zu fragen, ob er wollte oder nicht, zog sie ihn, mit aller Kraft ihres starken Armes über die Schwelle, ins Zimmer hinein.

„Kommen Sie doch ein wenig herein — man sieht sich ja so selten."

Zu diesen Worten, die sie mit halblauter Stimme vorbrachte, mußte er denn doch ein wenig lächeln. Ein müdes, träges Lächeln. Alle Tage mehremal ging er an ihren Fenstern vorüber und jedesmal, wie eine Schildwache auf Posten, saß sie am Fenster.

Er sah sich im Zimmer um, indem er langsam den Hut vom Kopfe nahm.

„Da ist ja der Egon noch?"

„Er ist mit seiner Mama spazieren gewesen," nahm die Sibylle für ihn das Wort, die zugleich mit dem Knaben aufgestanden war und jetzt neben ihm stand, ihr braunes, kleines, rundes Gesicht an seine blasse längliche Wange schmiegend.

„So?" sagte der Kantor, „ja? War's hübsch?"

Der Knabe sah stumm zu ihm auf, als wüßte er nicht, was er auf die Frage erwidern sollte. Wie hätte es denn nicht hübsch sein sollen, da er mit der Mutter gewesen war?

„Na, nun bist Du aber wohl fertig und kannst zu der Mutter hinaufgehn?" wandte sich Frau Hauschka an den Jungen; und mit einem „ja, geh nur immer, ich komme gleich nach," bestätigte Kantor Apel die Richtigkeit ihrer Bemerkung.

Also nahm der Egon die Tafel der Sibylle unter den Arm; der Ami lief schwanzwedelnd vorauf, und Beide gingen hinaus.

Nachdem sie befördert waren, schien die Wittwe einen Augenblick zu überlegen; dann nahm sie den Kopf der Sibylle zwischen beide Hände und flüsterte dem Mädchen leise etwas zu, anscheinend einen Auftrag, der auch sie aus dem Zimmer entfernte. Die Sibylle nickte stumm zur Antwort und ging an die Thür; an der Thür blieb sie noch einmal stehen und sah mit ihren klugen, grellen Augen zurück, als wollte sie feststellen, daß der Kantor noch blieb — dann ging sie und verschwand.

Die Mutter drückte die Thür hinter ihr ins Schloß; beinah sah es aus, als wollte sie den Schlüssel umdrehen

— aber das unterblieb. Und nun war sie mit dem Kantor allein. Dieser stand noch immer, den Geigenkasten unter dem Arm, mitten in der Stube, als wartete er auf weitere Befehle.

„Herr Kantor," sagte die Wittwe Hauschka, „Sie stehen noch immer — nehmen Sie doch Platz."

Sie schob einen gepolsterten Armstuhl an den runden Tisch, der im Hintergrunde des Raumes stand.

„Und den Kasten da — erlauben Sie doch" — sie nahm ihm den Violinkasten ab. „Da ist die Violine drin — nicht wahr?"

Kantor Apel lächelte stumm; was sollte denn andres darin sein?

Die Frau setzte den Kasten zur Seite, behutsam, als hätte sie es mit einem rohen Ei zu thun. Und das war keine Komödie, sondern aufrichtiger Ernst. Sie hatte keine Ahnung von Musik, konnte sich kaum vorstellen, wie man Töne hervorbrachte — und dieser blasse, blonde Mann, der sich jetzt müde und elegisch in die Kissen des Armstuhles lehnte, konnte und verstand es. Nicht ein Instrument nur, er beherrschte drei: Orgel, Klavier und Violine! Mit bewunderndem Respekt sah sie zu ihm hinüber.

Jeden Sonntag zweimal, Vormittags und Nachmittags, ging sie in die Kirche, nicht um den Prediger zu hören, sondern weil sie wußte, daß er es war, der die Orgel spielte. Diese langen, bleichen Finger dort, die jetzt so lässig auf der Armlehne des Stuhles lagen, sie waren es, die aus dem mächtigen Instrumente die Tonfluthen hervorlockten. Mit Gewalt mußte sie an sich halten, daß sie sich nicht auf seine Hand niederbeugte und ihm die Finger

küßte. Sie unterließ es, weil sie es nicht wagte. Indem sie sich jetzt mit ihm allein befand, war sie wie von aller Kraft verlassen, nur noch ein von der Liebe überwältigtes Weib.

Sie schob einen zweiten Stuhl heran und setzte sich neben den Kantor, so dicht an ihn als sie vermochte, die Augen unablässig auf seine Hand gerichtet.

Wenn sie diese Hand mit der plumpen Tatze des seligen Polizei-Wachtmeisters verglich!

„Sie haben wieder Musikstunde gegeben?“ begann sie die Unterhaltung; denn der Kantor in seiner Trägheit dachte gar nicht daran, daß ihm eine Verpflichtung der Art obliegen könnte.

„Ja, was soll man machen,“ entgegnete er seufzend, „man muß doch leben.“

„Daß es Ihnen nur nicht zu viel wird,“ meinte sie, „ein so zarter Mann, wie Sie es sind.“

Herr Apel zeigte sein gewohntes Lächeln.

„Andre Leute,“ seufzte er, „haben wenigstens am Sonntag Ruhe; für mich geht's am Sonntag erst recht los.“

Die Wittwe Hauschka nickte theilnahmsvoll.

„Ach, aber Herr Kantor,“ sagte sie dann, „was Sie aber dem Menschen am Sonntag für Hochgenüsse bereiten!“ Sie hatte dem Drange nicht länger zu widerstehen vermocht und ihre Hand auf die Hand des Mannes gelegt. Seine dünnen, weißen Finger verschwanden unter der breiten, dunklen Hand des Weibes; sie drückte darauf und es war, als küßte ihre Hand die seine. Dabei hatte sie das Gesicht zu ihm erhoben, und der Feuerstrom, der aus

ihren Augen zu ihm hinüberschoß, war so unzweideutig in seinem Ausdruck, daß sogar der kältliche, gleichgültige Mann davon berührt wurde. Eine matte Röthe verbreitete sich über sein Gesicht. Sie war verstummt; er schwieg gleichfalls und blickte sie an und sah, wie der gewölbte Busen des Weibes sich in tiefen Athemzügen hob und senkte, wie die grellen, dunklen Augen hinter einem weichen Schleier zu verschwimmen begannen. Es wurde ihm beinah zu viel, beinah unbehaglich. Er hatte ein Gefühl, als könnte es geschehen, daß sich das gewaltthätige Weib plötzlich wie eine Feuersbrunst über ihn herstürzte und ihn auffräße mit Haut und Haaren.

Er ließ das Gesicht niedersinken und machte eine schüchterne Bewegung, als wollte er seine Hand, die wie unter einer Presse auf die Armlehne des Sessels gedrückt lag, an sich ziehen.

Dies brachte die Wittwe zur Besinnung. Mit einem Seufzer ließ sie seine Hand frei, dann stand sie auf.

„Etwas zum Abendbrot darf ich Ihnen anbieten — ja?"

Der Kantor brummte etwas vor sich hin, was ungefähr so klang, als ob seine Frau wohl mit dem Abendessen auf ihn warten würde. Aber die Einwendung war nur schwach, und die Wittwe offenbar nicht gesonnen, Notiz davon zu nehmen.

Sobald sie etwas zu thun hatte, war ihre Energie wieder da. Mit einem raschen Schritte war sie hinaus, in das Nebenzimmer, wo sie ihre Vorräthe verwahrte. Die Thür war hinter ihr offen geblieben; man hörte, wie sie den Speiseschrank aufriß. Dann vernahm man das

Klappern von Tellern und das Klirren von Bestecken; gleich darauf war sie wieder zurück.

„Aber erst ein bischen Licht machen.“

Sie setzte die Petroleumlampe in Brand und stellte sie mitten auf den runden Tisch. Alsdann rückte sie das Abendbrot vor ihren Gast, eine frisch angeschnittene Schlackwurst, einen Napf voll Butter und in einem roth lackirten Korbe einen großen Laib Schwarzbrot. Teller, Messer und Gabeln, alles glänzte von Sauberkeit; die Eßwaaren zeigten einfache, aber gute Beschaffenheit — eine gute Hausfrau, die Wittwe Hauschka.

So mochte der Kantor Apel für sich denken, indem er ihr bei ihrer Hantirung zusah. Sie hatte den Brotlaib aus dem Korbe genommen, und mit dem großen, scharf geschliffenen Brotmesser fing sie an, Scheiben davon herunterzuschneiden. Dabei hatte sie die Aermel des Kleides zurückgeschoben, so daß die starken, beinah mächtigen Unterarme nackt hervorkamen. Wie das Messer um das Brot herumging! Wie die Scheiben in den Korb flogen! Eine immer genau so stark wie die andere, wie mit der Maschine geschnitten.

„Aber Frau Nachbarin, genug!“ rief der Kantor, als er sah, daß sie gar nicht aufhörte.

Aufathmend hielt sie inne und lächelte ihn an. Es sah wirklich aus, als hätte sie am liebsten den ganzen Brotlaib für ihn zerschnitten.

Dann mit derselben Geschwindigkeit und Genauigkeit, mit der sie eben die Brotscheiben abgeschnitten hatte, beschmierte sie mehrere davon mit Butter, reichlich auf jeder auftragend; endlich kam auch noch die Wurst an die Reihe,

in die sie wieder rücksichtslos hineinsäbelte — und dann mit einem „nun bitte, Herr Kantor“ schob sie Butterbrot und Wurstscheiben vor ihn hin, indem sie ihn mit einer Neigung des Hauptes zum Zulangen aufforderte.

„Aber Sie werden mich doch nicht allein abendbroten lassen?“ wandte der Kantor Apel ein.

„Wenn Sie erlauben,“ versetzte sie, „esse ich auch ein bischen mit.“

Sie rückte den Stuhl, auf dem sie vorhin gesessen hatte, wieder an den Tisch und schob sich ein Butterbrot heran.

Der Kantor, dem die kräftige Nahrung frische Lebensgeister einzuflößen schien, lachte beinah.

„Daß Sie von Ihren eigenen Sachen essen, das soll ich Ihnen erst erlauben?“

Die Frau, die sich eben an das Essen hatte machen wollen, ließ den Teller unberührt, sie senkte die Augen, dann schob sie die Aermel des Kleides wieder über ihre Arme. Sie schien erst jetzt zu bemerken, daß sie die Arme entblößt hatte; eine dunkle Röthe übergoß ihr Antlitz.

„Ach wissen Sie,“ sagte sie zögernd, „wenn ich so neben Ihnen sitze — Sie sind doch eigentlich ein wunderbarer Mann.“

„Wieso denn?“ meinte kauend der Kantor Apel.

„Wenn ich des Sonntags in der Kirche bin,“ fuhr sie fort, „und Sie sitzen da so vor der großen Orgel, und das kommt so stark von da oben herunter — ich meine die Musik — und ich denke mir, das sind Sie, der das Alles herausbringt —“ sie unterbrach sich und sah ihm mit einem

besorgten Ausdruck nah in die Augen — „thun Sie sich denn auch keinen Schaden dabei?"

Der Kantor fühlte sich wieder zum Lachen aufgelegt.

„Na, liebe Frau Nachbarin," erklärte er, „die körperliche Anstrengung ist dabei für mich ja nicht so groß. Hinter der Orgel, das wissen Sie doch, stehen die Bälgetreter; die machen den Wind für das Instrument. Ich brauche nur die Register zu ziehen und die Tasten anzuschlagen."

In gespannter Aufmerksamkeit hörte sie ihm zu.

„Das muß doch aber furchtbar schwer sein?"

„Ja nu," meinte er, „das muß man natürlich gelernt haben und verstehn, sonst ist man eben kein Organist."

Sie nickte bestätigend mit dem Kopf. „Das ist es ja, was ich meine — Sie sind doch wirklich ein kunstreicher Mann."

Herr Apel lächelte; nicht mehr ganz das müde, träge Lächeln von vorhin, sondern ein etwas geschmeicheltes. Götter nehmen ja auch von Jedermann Anbetung an — wie sollte dem Menschen Bewunderung nicht wohl thun, auch wenn sie aus dem Munde des Unwissenden kommt. Namentlich, wenn sie so kommt, wie sie ihm hier dargebracht wurde, so naiv überschwenglich, so nicht nur mit dem Munde, sondern mit der gesammten Persönlichkeit. Im ganzen Hause, und mehr als das, in der ganzen Nachbarschaft, war die Witwe Hauschka als ein resolutes Weib bekannt und fast gefürchtet; und ihm gegenüber, dem dünnbärtigen Manne mit den blassen Augen und dem blassen Blut, wurde sie kleinlaut, ehrerbietig, beinah demüthig. Wie sie so neben ihm saß auf dem Stuhle, der

etwas niedriger war als der seine, das gesenkte Haupt nur von Zeit zu Zeit zu ihm emporhebend, kam er sich wirklich wie ein höheres Wesen ihr gegenüber vor. Es ward ihm zu Muthe, als legte sich ein großer, schwarzer Bär zu seinen Füßen, der nichts weiter verlangte, als daß er die Füße auf ihn setzte und ihn träte.

Eine Zeit lang wurde es nun still; die beiden Menschen beschäftigten sich schweigend mit dem Verzehren ihrer Wurstbemmen. Dann stand die Wittwe wieder auf.

„Will ich uns etwas zu trinken holen," erklärte sie; und bevor noch der Kantor zu einer Gegenrede Zeit gefunden hatte, war sie schon wieder im Nebenzimmer verschwunden.

Während sie draußen war, sah der Kantor nach der Uhr. Er stellte fest, daß es heute ziemlich spät werden würde, bis daß er nach Haus zu seiner Frau käme. Aber nun hatte er doch einmal eingewilligt, noch länger zu bleiben — und ein Glas Bier, so tröstete er sich, trank sich ja rasch.

Es war aber kein Bier, womit die Hauschka jetzt erschien; vielmebr trug sie, auf einer Platte sauber nebeneinandergestellt, zwei große, gefüllte Gläser herein, aus denen ein leichter, duftender Dampf aufstieg.

„Ein Gläschen Grog, Herr Kantor," sagte sie freundlich ermunternd, indem sie die Platte auf dem runden Tische niedersetzte.

„Aber das wird ja zu viel, viel zu viel," wandte der Kantor ein. Er überlegte, daß er nun noch später zu seiner Frau kommen würde, als er geglaubt hatte; indem er jedoch so dachte, beugte er sich schon über das Glas

und sog mit schnobernden Nasenflügeln das belebende Arom des kräftigen Grogs ein, den die Hand der erfahrenen Frau gebraut hatte.

Diesmal ließ sich die Wittwe nicht erst nöthigen, ihm Gesellschaft zu leisten; sie trank tapfer mit, beinah hastig; man hätte denken können, sie wollte sich zu irgend etwas Muth trinken.

„Manchmal denke ich so bei mir," fing sie an, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß auch der Kantor dem Getränk zugesprochen hatte, „ob Sie denn auch bei sich zu Hause so in Allem versorgt und verpflegt werden, wie es Ihnen zukommt."

Herr Apel blickte in sein Glas.

„Wie meinen Sie denn das?"

„Gott ja," fuhr die Wittwe Hauschka mit einem Seufzer fort, „es ist ja solch eine feine und aparte Frau — aber so zart, so zart. Und ein Mann wie Sie, dem müßte doch Alles abgenommen werden. Um Haushalt, und was drum und dran hängt, müßte er sich gar nicht zu bekümmern brauchen."

Kantor Apel erwiderte nichts. Er rührte schweigend mit dem Löffel in seinem Glase, und sah die Sprecherin nicht an. Wie sonderbar das klang, als sie von „der feinen und aparten Frau" sprach, statt zu sagen „Ihre Frau", die sie doch meinte. Wie ihre Worte um die Sache herumgingen, schleichend wie das böse Gewissen, als ständen Gedanken dahinter, schlimmer als die Worte selbst, dunkle Gedanken.

Dem Kantor ging ein Schauer über das schwache Herz. Ein ahnendes Gefühl, daß die Worte nur eine

Einleitung waren. Eine Einleitung zu was? Bei einer so entschlossenen Person, wie es diese schwarze Wittwe war, die einen bei der Hand nahm und hinzog, wohin sie wollte, konnte man sich ja auf Alles gefaßt machen.

In seiner ängstlichen Seele stieg ein unbestimmtes Bewußtsein auf, ein unheimliches, von Schuld, von Verrath, von einer Verschwörung, in die er hereingerissen wurde, halb willig, halb wider seinen Willen, aber jedenfalls ohne die Möglichkeit des Entwischens. Denn was sollte er thun? Plötzlich aufstehn und davongehn? Das wäre doch zu unartig gewesen gegenüber der Aufmerksamkeit, mit der die Wittwe ihn behandelte. Er hätte es ja auch nie und nimmer gewagt. Sein Glas war erst zur Hälfte geleert und außerdem schmeckte der Grog ganz ausgezeichnet.

Eine schwüle Hitze stieg ihm zu Kopf, während er über sein Glas gebeugt saß.

„Meine Frau — ist sehr gut," brachte er nach langer, peinlicher Pause stockend hervor. Das war seine Entgegnung, und das war Alles.

„Das sage ich ja," versicherte die Wittwe Hauschka eifrig, „das sage ich ja!" Ihre Stimme war vor Aufregung ganz laut, ganz hoch, beinah gellend geworden. „Eine so feine Frau, eine so aparte! In der Seele kann's einem ja leid thun, wenn man sieht, wie die Frau auszustehen hat, denn sie hat's doch nun einmal auf der Brust. Aber schrecklich! Das sage doch ich nicht, das sagt doch alle Welt."

Herr Apel ließ den Kopf noch tiefer niederhängen als vorher. Sein Gesicht nahm einen mürrisch sorgen-

vollen Ausdruck an. Was er da hörte, war ihm sehr unbequem.

Daß seine Frau leidend war, daß sie schwächer wurde von Tag zu Tage — er hätte ja blind sein müssen auf beiden Augen, wenn er das nicht gesehen hätte. Aber er wollte nicht daran erinnert werden. In seiner sentimental-egoistischen Art war es ihm unangenehm, daran denken zu müssen, daß ein Wesen vorhanden war, das seiner Obhut, seiner Pflege und seiner Aufmerksamkeit bedurfte; bei seiner trägen Scheu vor allen Erschütterungen war ihm der Gedanke unerträglich, daß das Alles einmal zu einer Katastrophe führen, daß einmal ein Tag erscheinen konnte, wo das Wesen, an das er sich so gewöhnt hatte, plötzlich nicht mehr da war. Also — wie Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt — möglichst wenig davon sehn, möglichst wenig daran denken.

Seine Frau machte es ihm in dieser Beziehung leicht, sie klagte und beklagte sich nie. Vielleicht, weil sie die Natur ihres Gatten kannte, vielleicht aus eigener, angeborener Bescheidenheit. Was sie ihm einst als Frau zu geben vermocht hatte, das Alles war ja längst aufgezehrt; zu geben hatte sie nichts mehr.

Sollte sie nun gar noch auf ihm lasten? Nein — nur das nicht. Und so ging sie neben ihm her, immer nur darauf bedacht, ihn nicht zu stören; weinend, nur wenn er es nicht sah; hustend, soweit es möglich war, nur wenn er es nicht hörte; in sich hineinschluchzend alle Qual, in sich hinunterwürgend alle Verzweiflung, mit der Kraft, von der nur das Weib etwas weiß und die der Mann nicht versteht.

Denn in dem dürftigen, gebrechlichen Körper wohnte eine heiße Seele; sie hatte den Mann leidenschaftlich geliebt, liebte ihn wohl noch, obschon er seit langem neben ihr herging, wie er eigentlich immer neben ihr hergegangen war, kühl, lässig, beinah gleichgültig, obschon es ihr beinah wie etwas Unerlaubtes erschien, daß sie, das arme, schleppende Siechthum, ihn jetzt noch liebte. Daß er nur noch seine Gewohnheit liebte, wenn er sie zu lieben glaubte, das wußte sie ja längst. Mochte es denn sein, sie gab sich darein. Alles, nur ihn nicht stören, und ihm nicht lästig werden, indem sie sich ihm aufdrängte. Nur wenn eine Andere kam und die Hand ausstrecken wollte nach ihm — dann wußte sie mit einemmale wieder, daß er ihr gehörte und keiner sonst; dann stand etwas in ihr auf — etwas —

Ein dumpfes Bewußtsein von diesem Allen mochte es sein, was den Kantor Apel aus den Worten der Wittwe angeweht hatte, was ihn so mißmuthig die Stirn senken ließ.

Die Wittwe Hauschka erkannte die Wirkung ihrer Worte wohl. Aber der weibliche Instinkt, der dem Blicke des Weibes das Innere des Mannes öffnet, sagte ihr, daß jetzt nicht nachgelassen werden durfte, daß der Augenblick gekommen war, wo dem schwankenden Seelenbrei da gegenüber die bestimmende Richtschnur gegeben werden mußte. Und wieder war es der Instinkt, der durch ihre Liebe zu dem Manne verschärfte Instinkt, der ihr die Worte auf die Zunge gab.

Mit einer hastigen Bewegung rückte sie den Stuhl, auf dem sie saß, so nah an seinen Lehnstuhl heran, daß

sie den Ellbogen auf seine Armlehne stützte und mit ihrer Schulter beinah die Schulter des Mannes berührte.

„Von dem Allen spreche ich ja nur“ — ihre Stimme war zu einem tiefen, warmen Flüstertone herabgesunken — „weil Sie mir bei dem Allen so leid thun, so furchtbar leid.“

Der Kantor nickte seufzend vor sich hin; der Unmuth, der sein Gesicht verschattet hatte, verwandelte sich in den Ausdruck wehmüthiger Entsagung. Sie hatte es getroffen. Sentimentale Naturen kennen nur eine Art des Mitleids, das Mitleid mit sich selbst. Er hatte selbst noch kaum gewußt, wie sehr er Theilnahme verdiente.

„Ich weiß ja, wie Sie sich das Alles zu Herzen nehmen,“ fuhr sie fort, „darum sollte man eigentlich gar nicht davon sprechen. Aber ein Mann wie Sie, der es so braucht, daß ihm Alles abgenommen wird, weil er doch so ganz andere Dinge im Kopfe hat und den Menschen solch hohe Genüsse verschafft — es ist doch ein Jammer mit anzusehn, wenn solch ein Mann nicht so gehalten wird, wie er sollte.“

Sie saß zu seiner Linken. Mit einem jähen Griff faßte sie zu und fing seine linke Hand in ihren beiden Händen. Er fühlte, wie sie ihm mit der einen Hand die Finger drückte, während ihre andere Hand sich in seinen Unterarm grub. Er fühlte es und ließ es geschehen und zog die Hand nicht zurück. Und plötzlich hob die Frau seine Hand an ihren Mund und drückte zweimal, dreimal die Lippen darauf, daß er die brennende Hitze spürte.

„Aber — liebe Frau Nachbarin,“ murmelte der Kantor.

„Was schadet es denn?“ gab sie stammelnd, mit erstickter Stimme zurück. „Was schadet es denn?“

Sie ließ seine Hand von ihrem Munde, ohne daß sie sie aus ihren Händen gab; ihre Augen waren ganz nah an seinen Augen, ihr Mund ganz dicht an seinem Ohr.

„Solch ein Mann mit einer kranken Frau — solch ein Mann müßte eine Frau haben, wie er's braucht und es verdient, eine gesunde Frau, die ihm Alles abnimmt, und für ihn sorgt, und —“ sie hatte ihm diese Worte leise ins Ohr geflüstert, hastig und leise, als wüßte, als fühlte sie, welch eine Saat sie in seine Seele streute, eine Saat, aus der Unzufriedenheit aufwachsen würde, Treubruch und Verrath.

„Ist es nicht richtig, was ich sage —“ fuhr sie in derselben Weise fort — „hab' ich nicht recht?“

Er fühlte ihren heißen Athem an seinem Ohr und auf seiner Wange; er fühlte, wie ihr Leib sich immer enger an ihn drängte. Statt aller Antwort murmelte er etwas Unverständliches.

„Gott — sehn Sie —“ ihre Worte kamen von der Aufregung ganz zerhackt aus ihrem Munde, „es ist ja nicht, daß ich von der Frau etwas Böses sagen wollte — sie kann ja nichts dafür — und macht's vielleicht, so gut sie's kann; aber wenn ich denke, wie Andere für Sie sein würden —“

Sie brach im Worte ab. Mit beiden Händen umschloß sie in leidenschaftlichem Drucke seine Hand; ihr Gesicht, das an seinem Ohre gelegen hatte, schob sich herum, so daß es gerade vor seinem Gesichte war, ihre Augen aus nächster Nähe in die seinigen tauchend.



„Gott — Mann —" in ihren Augen war eine Frage, „weißt Du denn noch nicht, daß ich die Richtige für Dich wäre?" Ihr Mund war seinem Munde unmittelbar gegenüber; in ihren zuckenden, glühenden Lippen war eine stumme Aufforderung „küsse mich doch!" Und da der furchtsame, lässige Mann immer noch nicht verstand, immer noch nicht kam, vergaß sie alle Zurückhaltung und Scheu, und mit einem dumpfen Laute preßte sie ihre Lippen auf seine Lippen.

So wuchtig war die Bewegung, daß der Kopf des Mannes vollständig an die Rücklehne des Stuhles gedrückt wurde, auf dem er saß; und als könnte sie sich nun gar nicht mehr genug thun, hielt sie ihn im Kusse wie festgenagelt an der Lehne fest.

Dem Kantor verging fast der Athem, und er fing an, sich gegen die gewaltthätige Liebkosung zu sträuben.

Die Wittwe zog den Kopf zurück und gab ihn frei.

Kantor Apel stand auf, er war ganz benommen; wußte gar nicht, was er sagen oder thun sollte.

In seiner Verlegenheit zog er die Uhr heraus.

„Es ist wirklich schon ganz spät geworden," sagte er, indem er an der Wittwe vorüber nach seinem Geigenkasten blickte.

Die Wittwe Hauschka hatte sich gleichfalls erhoben und stand jetzt auch stumm und schamvoll mitten im Zimmer.

„Aber erst wollen wir austrinken," sagte sie, als sie die Rückzugsbewegungen des Kantors bemerkte.

Sie deutete auf sein Glas, in dem sich noch ein an-

sehnlicher Rest befand, dann nahm sie das ihrige zur Hand und stieß damit an sein Glas an.

„Wollen wir einmal anstoßen," sagte sie. „Sie sind mir doch nicht böse?"

Ihrem Befehle gehorsam, erhob der Kantor sein Glas und stieß mit ihr an.

„Liebe Frau Nachbarin, Alles, was Sie da gesagt haben, ist ja so richtig — aber — was soll man dabei thun?"

Während sie ihr Glas auf einen Zug leerte, trank er das seine in bedächtigen Schlucken aus, mit Behagen schmeckend, daß der Rest des Getränks, weil der Zucker am Grunde gelegen hatte, am süßesten war. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen; dabei fiel ihm der feurige Druck ein, mit dem vorhin die Frauenlippen auf seinem Munde gelegen hatten. Und jetzt sah er die Frau da vor sich stehen, in der Pracht ihrer Gestalt, wie einen reifen Baum voll Saft und Früchten, den er kaum zu schütteln, nur anzustoßen brauchte, damit er ihm seine Früchte in den Schoß warf. In seinem dünnen, vom Grog durchwärmten Blute regte sich die Begehrlichkeit.

„Nein — warum sollte ich Ihnen böse sein?" nahm er ihre Frage wieder auf, „Sie sind ja so liebenswürdig zu mir."

Er war einen halben Schritt auf sie zugetreten, und es sah wirklich aus, als wollte er ihr aus freien Stücken die Hand reichen. In dem Augenblick aber stieß er beinah einen Schreckenslaut aus; die Feuersbrunst, vor der er sich vorhin gefürchtet hatte, fiel jetzt wirklich über ihn her.

Dem halben Schritte, den er gemacht hatte, kam die Wittwe Hauschka mit einem ganzen entgegen, dann riß sie ihn, so daß er beinah taumelte, in ihre ausgebreiteten Arme und an ihre Brust und bedeckte seinen Mund und seine Augen mit Küssen.

Der schwächliche Mann befand sich in den Banden einer Gewalt, aus der es kein Entrinnen gab; die Brust des Weibes hob sich wogend an seinem Herzen; er fühlte, wie das warme, weiche, volle Antlitz sich wieder und wieder auf sein Gesicht drückte, und auch in ihm wurde bei alledem der Mann lebendig. Er schlang auch seinerseits die Arme um sie her und erwiderte ihre Küsse, erst zögernd, dann heißer und endlich leidenschaftlich.

Erst nach geraumer Zeit ließen sie sich aus den Armen. Dann, ohne ein Wort zu sagen, griff der Kantor nach seinem Hute und nach dem Geigenkasten. Er fühle sich wie schwindlig, und beinah wankend erreichte er die Thür. Die Wittwe nahm rasch die Lampe vom Tische auf, um dem Davoneilenden zu leuchten.

„Fallen Sie nicht auf der Treppe," rief sie ihm nach, als er mit hastigen Schritten den Flur entlang strebte.

„Nein, nein; gute Nacht!"

Flüchtig wandte er noch einmal das Haupt zurück, dann verlor er sich im Dunkel des Hinterhauses.

Während er die Treppe hinaufstieg, war ein Summen und Sausen in seinem Kopf, ein dumpfes Wühlen in seiner Seele. Von Kindheit an fromm erzogen, durch seine Thätigkeit als Kantor und Organist immer in Verbindung mit der Kirche und in der Gewohnheit

äußerlicher Frömmigkeit erhalten, stieg zum erstenmal in seinem Leben das Bewußtsein in ihm auf, daß er etwas begangen hatte, was man „Sünde" nennt. Diese Vorstellung jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken.

Behutsam öffnete er die Thür seiner Wohnung. In der Wohnung herrschte völlige Dunkelheit und lautlose Stille.

Im Vorderzimmer, das seinen Arbeitsraum darstellte, stand die ausgelöschte Lampe auf dem Tisch. Er zündete sie an. Beim Scheine des Lichtes erblickte er auf dem Tische einen Teller mit Butterbroten. Seine Frau hatte ihm das Abendessen hingestellt.

Das war nun freilich nicht mehr von Nöthen — aber indem er darauf niederblickte, war es ihm, als sähe er die kleine, geduldige Frau, wie sie mit kummervoller Miene den Teller für ihn hinstellte, für ihn, der noch immer nicht kam.

Ob sie erfahren hatte, daß er bei der Wittwe unten gewesen war? Freilich, der Egon würde es ihr ja wohl gesagt haben. Abermals ging ihm der Schauer über den Rücken, und zugleich schnürte ihm etwas den Leib und die Kehle zu. Offenbar hatten sich Frau und Kind schon zur Ruhe begeben; daher erklärte sich die Stille in der Wohnung. Denn es war etwas Dumpfes in dieser Stille, etwas Erdrückendes, beinah Todtes.

Er nahm die Lampe auf und trat in das Nebenzimmer ein, wo die Betten der Familie standen; in einem Alkoven sein Bett und das seiner Frau, in der Mitte des Raumes das Bett, in welchem der Egon schlief.

Er leuchtete hinein — der Knabe lag ruhig athmend in tiefem Schlaf; auf dem Fußende seines Lagers der Ami. Er leuchtete in den Alkoven. Regungslos lag die Frau in ihrem Bette. Schlief sie? Er beugte sich über sie. Indem er das that, wandte die Frau, die auf der Seite gelegen hatte, sich auf den Rücken und sah zu ihm auf.

„Nu — Miezchen!“ sagte er, „schläfst Du noch nicht?“

Sie gab keine Antwort und sah ihn schweigend an.

Ob es das Brustleiden war, das ihren Augen diesen eigenthümlichen Glanz verlieh, oder das Licht der Lampe, das sich darin spiegelte — er glaubte noch nie einen so merkwürdigen Blick von ihr gesehen zu haben.

„Wie geht's denn, Miezchen?“ Er machte Miene, sie zu küssen. Unter der Bettdecke aber kam die Hand der Frau hervor und streckte sich ihm wie abwehrend entgegen.

„Nein, laß doch, Julius, Du weißt ja, der Arzt will nicht, daß Du mich so viel küssest.“

Er sah auf die hagere weiße Hand, die wie ein dünnes Blatt Papier vor seinem Gesicht schwebte; er sah in das abgehärmte Gesicht, in dem die Züge eckig und kantig heraustraten; er sah in die weit aufgethanen, großen, kummervollen Augen — und es fiel ihm ein, daß er die Lippen, die soeben mit ehebrecherischen Küssen in den vollen Wangen der Wittwe drunten gewühlt hatten, auf die Lippen seiner Frau hatte drücken wollen.

Er bog sich zurück.

„Schlaf nur also, Miezchen," sagte er mit gepreßter Stimme. Dann trug er die Lampe wieder hinaus, warf draußen im Nebenzimmer die Kleider ab, löschte das Licht und schlüpfte im Dunkel zurück, in sein Bett. So hoch er vermochte, zog er die Bettdecke über sich, als wollte er sich vor den Gedanken verstecken, die finster und mahnend ihn umwirbelten.

Nicht nur da droben im Hinterhause aber, auch im Vorderhause, zu ebener Erde waren um diese Stunde noch zwei Augen, die eigentlich schlafen sollten und nicht schliefen, zwei kleine, dunkle, grelle Augen, die der Sibylle.

Das Kind war von seiner Sendung durch die Küche hinten zurückgekehrt, gerade als die Wittwe mit dem Grog, zu dem sie in der Küche heißes Wasser geholt hatte, nach vorn ging. Auf der Platte, die die Mutter trug, standen zwei Gläser — also war der Kantor noch da. Unhörbar wie eine wildernde Katze schlich die Kleine hinterdrein und an der Thür zum Vorderzimmer, die die Mutter hinter sich geschlossen hatte, stand sie nun regungslos, beinah athemlos, durch das Schlüsselloch beobachtend, was sich da vorn begab.

So hatte sie es mit angesehen, wie die beiden Menschen, mitten im Zimmer stehend, sich in die Arme fielen, sich herzten und küßten. Dieser Anblick hatte das Kind in eine geradezu rasende Aufregung versetzt; die Thränen quollen ihm aus den Augen und die Glieder schlugen ihm wie im Fieberfrost. In dem kleinen Geschöpf war aber eine solche Kraft der Selbstbeherrschung, daß es auch jetzt keinen Laut von sich gab. Es wußte, daß es im Bette sein mußte, wenn nachher die Mutter kam; sonst

gab es Schelte. Geräuschlos, hastig kleidete es sich aus und schlüpfte in sein weißes, reines Bett. Als nach längerer Zeit die Wittwe Hauschka sich zur Ruhe begab, lag die Sibylle, anscheinend in festem Schlafe, unter ihren Decken.

Sauber wie die Wittwe von Natur war, hielt und hegte sie ihr Kind, das sie abgöttisch liebte, mit peinlichster Sorgfalt. Alle Abend, bevor sie zur Ruhe ging, mußte die Sibylle ein weißes Schlafhäubchen auf das schwarze Köpfchen setzen. Auch daran hatte die Kleine trotz aller Aufregung gedacht. Das Häubchen unter dem Kinn zusammengebunden, die Augen fest zugekniffen, zusammengeringelt wie ein kleiner Dachs, lag sie in ihrem Bette, als die Mutter herantrat und einen leisen Gutenachtkuß auf ihr Haupt drückte.

Aber sie schlief nicht. Die Aufregung steckte noch immer wie ein glühender Eisenkern in ihren Organen und durchheizte sie; in ihrem kleinen, praktischen Kopfe baute sich ein Thurm von Ereignissen auf, die sich nothwendig aus dem ergeben mußten, was sie da vorhin gesehen hatte.

Und endlich hielt sie es, trotz aller Selbstüberwindung, nicht mehr allein mit sich aus.

Es war tief in der Nacht, als die Wittwe Hauschka in ihrem Bette davon erwachte, daß etwas zu ihr hereingeschlüpft kam und sich mit den Armen um sie schlang, mit den Gliedern an sie nestelte, stöhnend, schluchzend, im Dunkel mit den Lippen ihr Gesicht suchend.

„Aber Sibylle — was machst Du denn?"

Sie wollte auffahren und das Kind von sich schieben. Die Sibylle aber wickelte sich förmlich in sie hinein und hielt sie in den Kissen fest.

„Ach Mammi — Mammi — Mammi —“ dann war es, als wenn sie Athem schöpfen müßte — „wenn die Frau Apel stirbt, wird dann der Herr Kantor mein Papa werden?“

Wie von einer Nadel durch und durch gestoßen, zuckte die Wittwe Hauschka auf.

„Jesus, Kind, was redest Du?“

Von der lichtlosen Nacht umgeben, fühlte sie, wie eine Gluthwelle sie vom Haupt bis zu den Füßen überströmte; kaum ihrer selbst mächtig, riß sie das Kind an sich und drückte ihr Gesicht, als wenn sie sich verstecken wollte, in den kleinen Körper hinein.

Alles, was von Zukunftsgedanken, von Zukunftsplänen halb uneingestanden in dieser letzten Zeit ihr durch Kopf und Herz gegangen war, Alles, woran sie sich nur tastend, nur schleichend, nur mit bösem Gewissen herangewagt hatte, da stand es, jetzt plötzlich unbemäntelt, unverbrämt vor ihr, vor sie hingestellt in seiner ganzen Nacktheit durch die schrecklich einfältig-kluge Frage ihres Kindes.

Die starke Frau zitterte und bebte an allen Gliedern; ein Stöhnen rang sich von ihren Lippen.

„Mammi,“ fing die Sibylle nach einiger Zeit wieder an, „wenn der Herr Kantor mein Papa wird, wird dann der Egon mein Bruder?“

„O Du Kind — was redest Du?“ stammelte die Mutter.

„Mammi, ja, nicht wahr? Er wird es doch?"

„Wenn das Alles so käme," hauchte die Mutter, „ja, wie sollte er dann nicht —"

Sie konnte nicht zu Ende sprechen, weil die Sibylle sich auf ihr Gesicht geworfen hatte und ihr die Worte unter einer Sturmfluth von Küssen erstickte.

„O Mammi! Mammi! Mammi!"

Sie strampelte mit den Beinen; sie umrang und umschlang mit den kleinen Armen die mächtige Gestalt der Mutter; ihr ganzer Leib erzitterte wie unter einem Schauer von Wonne und Seligkeit.

„Nun will ich wieder in mein Bett gehn, Mammi," sagte sie, „nun gut' Nacht, Mammi, gut' Nacht, Mammi" — und ebenso plötzlich, wie sie gekommen war, huschte sie wieder unter den Bettdecken der Mutter hinaus, zu ihrem Lager zurück. Ein leises Krachen der Bettstelle — und einige Augenblicke später verrieth ein tiefes, gleichmäßiges Athmen, daß sie sanft und fest eingeschlafen war.

Von dieser Stunde an befand sich die Sibylle wie in einem Fieber der Erwartung.

Sie wußte, daß über kurz oder lang im Hinterhause ein schrecklicher Gast einkehren würde, der Tod, und der Schauder, den ihre Kinderseele bei dem Gedanken empfand, wurde durch einen anderen, köstlichen Schauer abgelöst: dann wurde der Egon ihr Bruder und sie seine Schwester.

Von Zeit zu Zeit erschien der Arzt, um nach dem Befinden der Kantorsfrau zu sehen. Es fiel ihm auf, daß, so oft er an den Fenstern der nach der Straße belegenen Wohnung im Vorderhause vorüberging, ein kleines Gesicht hinter dem einen Fenster sichtbar wurde, das sich

an den Fensterscheiben beinah platt drückte und ihn ansah wie eine Merkwürdigkeit.

Es war die Sibylle, die in seinen Zügen forschte, wie es da oben im Hinterhause stand.

Und eines Tages, als der Arzt wieder gekommen war, begegnete ihm, als er den Rückweg antrat, etwas Sonderbares: indem er den Flur des Vorderhauses durchschritt, öffnete sich die Stubenthür, die auf den Flur ging, und ein kleines Mädchen mit schwarzem Haar, mit runden Gliedern und einem Paar schwarzer kluger Augen im Kopfe trat ihm in den Weg.

„Sie entschuldigen, Herr Doktor," und sie begleitete ihre Worte mit einem kleinen drolligen Knix, „ich wollte nur fragen — ist es gesund, wenn Menschen spazieren gehn?"

Der Arzt mußte unwillkürlich lachen. Er faßte das kleine Ding unter das Kinn und hob das bräunliche, in Verlegenheit erglühende Gesichtchen empor.

„Nu sagen Sie mal, Mamsellchen, wie kommen Sie denn zu der Frage? Ja, natürlich ist es sehr gesund."

Hinter dem Mädchen erschien die Wittwe Hauschka auf der Thürschwelle.

„Ach Gott, Herr Doktor, entschuldigen Sie doch nur das Kind —"

Die Kleine aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Weil doch der Egon," fuhr sie fort, „was der Sohn von der Frau Kantor Apel ist, jetzt so fast gar nicht mehr spazieren geht."

Der Arzt hielt ihr Kinn in seinen Fingern fest; augenscheinlich gefiel ihm die kluge kleine Energie.

„Da hast Du ganz recht, mein Kind; ich habe es der Frau Apel auch schon gesagt; der Junge sitzt viel zu viel im Zimmer, muß viel mehr an die frische Luft. Bist Du befreundet mit dem Egon?“ fuhr er fort.

Auf diese Frage erwiderte die Sibylle nichts; sie befreite ihr Kinn aus der Hand des Arztes und senkte das Köpfchen.

„Dann will ich Dir was sagen,“ bemerkte der Arzt weiter, „die Frau Apel ist jetzt ein bischen schwach, kann nicht weit gehen, also solltest Du hinaufgehen und den Jungen abholen, daß er mit Dir spazieren geht.“

„Ja — danke — will ich auch.“ Ein abermaliger, noch kürzerer Knix, und mit einem Husch war die Sibylle im Zimmer verschwunden.

Der Arzt sah ihr lachend nach. Die Wittwe Hauschka wollte noch einmal mit Entschuldigungen anfangen, aber er schnitt sie ihr ab.

„Das scheint ja ein resolutes Persönchen zu sein,“ meinte er. „Adieu.“

Als die Wittwe in das Zimmer zurückkam, fand sie bereits die Sibylle, die vor dem Spiegel stand und mit aller Sorgfalt Toilette machte. Sie hatte das zeisig-grüne Jäckchen angelegt, das eigentlich nur für Sonntag-Nachmittags bestimmt war; eben war sie im Begriff, den kleinen Strohhut, der ihren Hinterkopf bedeckte und sich wie eine Düte nach vorn öffnete, aufzusetzen.

„Aber sag' mir doch, Kind,“ meinte die Wittwe Hauschka, „willst Du denn wirklich —?“

Zu weiteren Einwendungen gelangte sie nicht. In den Augen der Kleinen funkelte das „ich will“, vor dem die große Frau unweigerlich den Rückzug anzutreten pflegte.

Die Sibylle band sich die Hutbänder unter dem Kinn zusammen.

„Aber Mammi — Du hast doch gehört, was der Herr Doktor gesagt hat“ — es fehlte nicht viel, so hätte sie mit den Füßen gestampft. Der Gedanke allein, daß man ihr ein Hinderniß in den Weg legen könnte, machte sie schier wüthig.

„Der Egon geht ja mit keinem Schritt mehr aus dem Haus. Das ist dem Jungen ja ganz ungesund. Also werde ich ihn abholen, daß wir zusammen spazieren gehn. Adieu, Mammi.“

Noch das kleine Sonnenschirmchen raffte sie an sich, und so, zum Ausgehen geschmückt, wutschte sie an der Mutter vorbei, über den Flur nach dem Hinterhause.

An der Apel'schen Wohnung befand sich ein schmaler, durch ein eisernes Gitter geschützter Balkon. An den beiden Schmalseiten desselben waren in alten Cigarrenkisten Bohnen gepflanzt. Die Bohnen waren an Bindfäden aufgerankt und die Bindfäden über dem Balkon verbunden, so daß sie jetzt, da die Bohnen in Blüthe standen, eine Art von Laube bildeten. In dieser Laube saß die Frau Apel.

Sie hatte schon all diese letzten Tage dort gesessen, weil sie sich zu schwach zum Ausgehen fühlte. Ihr zur Seite auf einem niedrigen Stuhle saß der Egon, der auch,

weil die Mutter nicht spazieren ging, nicht aus der Stube zu bringen war.

Auf seinen Knieen hielt er ein aufgeschlagenes Bilderbuch, mit Darstellungen von Thieren, ein Buch, das er vor Jahren von der Mutter zum Geschenk erhalten hatte.

Eigentlich war er längst über das Buch hinausgewachsen, und man hätte sich füglich wundern können, daß der zehnjährige Junge noch an Bildern Gefallen fand, die für Knaben von sechs bis sieben Jahren berechnet waren; wenn man aber genauer zusah, erkannte man, daß er überhaupt gar nicht in das Buch hineinblickte, sondern nur darüber hinträumte. In der Richtung, in der die Mutter blickte, gingen seine Augen den Strom hinunter mit einem verschwommenen Ausdruck. Ob er überhaupt an etwas dachte? Er saß ja bei seinem „Mooschen" — wozu brauchte er noch zu denken.

In das traumverlorene Schweigen der beiden Menschen tönte unvermuthet ein kurzes, scharfes Klopfen von der Thür herein. Noch bevor Jemand „herein" hatte rufen können, öffnete sich die Pforte und ein kleines, zierlich gekleidetes Persönchen trat ein, die Sibylle. Sorgfältig schloß sie die Thür hinter sich, dann machte sie einen Knix und blieb stehen.

„Guten Tag, Frau Kantor, und ich wollte nur fragen, ob nicht der Egon ein bischen mit mir spazieren gehn soll?"

In ihren grellen Farben, dem zeisig-grünen Jäckchen, den gelben Strohhut auf dem schwarzen Haar, den schottisch

karrirten kleinen Sonnenschirm in der Hand, stach das Mädchen ganz merkwürdig von der farblosen Umgebung des Apel'schen Zimmers, von den verdämmerten Gesichtern der Zimmerbewohner ab; sie sah aus wie ein brennendes Schwefelholz in dunkler Nacht.

Mutter und Sohn Apel waren so verdutzt, daß sie kein Wort herausbrachten; Frau Apel blickte stumm auf den kleinen Ankömmling, der Egon blickte stumm auf die Mutter.

„Weil doch der Herr Doktor gesagt hat," nahm die Sibylle ihre Erklärungen wieder auf, „daß der Egon viel zu wenig ausginge und daß er mehr ausgehen müßte."

„Hast Du denn mit dem Arzte gesprochen?" fragte Frau Apel.

„Ja, jetzt eben, wie er von Ihnen herunterkam," erwiderte die Kleine.

Frau Apel verstummte von Neuem.

Wie sich da wieder einmal die Art dieser Leute äußerte, die rücksichtslos zugreifende Art! Und was das Aergste war, das Mädchen hatte eigentlich recht; es ließ sich ihm gar nicht widersprechen. Der Junge kam ja wirklich viel zu wenig an die Luft; das hatte sich die Mutter längst gesagt. Nur weil sie es nicht übers Herz brachte ihn hinauszuschicken, wenn er doch so gern neben ihr saß, hatte sie zugegeben, daß er Tag für Tag die langen Nachmittage auf der Stube hockte.

Und da mußte diese da kommen, diese kleine Kreatur, und ihr sagen, was sie zu thun hatte. Die erwachsene, bejahrte Frau kam sich dem Kinde gegenüber wie ein Schulmädchen vor.

„Ja, Egon“ — sie erröthete unwillkürlich, indem sie es sagte, „dann meine ich doch, es wäre das Beste, Du gingst ein wenig mit der Sibylle spazieren?“

Mißmuthig erhob sich der Knabe von seinem Sitz. Es machte ihm offenbar nicht das mindeste Vergnügen, mit der da zu gehen — aber der kleinen vernünftigen Willenskraft gegenüber gab es keinen Widerstand.

Er griff nach der Mütze, die am Nagel hing.

„Warte einmal,“ sagte die Sibylle, als sie sah, daß er schweigend die Thürklinke nahm, „hast Du nicht eine Bürste?“

Augenscheinlich hatte er den Ami auf dem Schoße gehalten; sein Rock war ganz mit den Haaren des Hundes bedeckt.

„Wozu denn?“ fragte der Egon schmollend.

Sein Widerspruch blieb unbeachtet. Auf der Kommode lag solch ein Ding, wie die Sibylle es brauchte; sie stellte das Sonnenschirmchen aus der Hand, ergriff mit beiden Händen die Kleiderbürste und schrubberte den Jungen, der sich das Alles stumm und mit einem übellaunisch erstaunten Ausdruck gefallen ließ, förmlich ab. Aufathmend gab sie ihn endlich frei.

„So — jetzt können wir gehn.“

Sie nahm das Schirmchen wieder auf; ein abermaliger Knix: „Adieu, Frau Kantor“ — und dem Egon voran, verließ sie das Zimmer. Ami watschelte hinter den Kindern drein.

Sobald sie aus der Hausthür auf die Straße getreten waren, blieb die Kleine stehen.

„Jetzt mußt Du mich führen," sagte sie, und dabei schob sie ihren linken Arm unter seinen rechten.

Der Junge wollte gar nicht, murrte und knurrte etwas von „solcher Dummheit" — aber die energische kleine Hand ließ ihn nicht los.

„Solange wir in der Straße gehn," erklärte sie, „paßt sich das so."

Und also, ob er wollte oder nicht, mußte er die Sibylle an seinem Arme führen. Und während er schwankenden Ganges, hängenden Kopfes dahinschritt, ging das Mädchen an seiner Seite mit leuchtenden Augen, überglüht von Wonne und Seligkeit. Ihre Augen blitzten herausfordernd nach rechts und links, mit der Hand, die in den Rockärmel des Knaben griff, lenkte und leitete sie dessen taumelnden Gang; ihre Schritte knallten förmlich auf den Fliesen des Trottoirs — so energisch setzte sie die kleinen Füße auf.

„Das klingt ja wie ein Pferd, wie Du gehst," meinte der Egon.

Die Sibylle lachte vergnügt auf.

„Ich habe auch Hufeischen an den Stiefeln — guck mal her!"

Sie blieb stehen, bog den einen Fuß herum, so daß die Sohle nach oben kam; der Stiefelhacken war mit einem stählernen kleinen Bogen eingefaßt.

„Wozu ist denn das?" fragte der Junge.

„Da halten die Stiefel länger," erklärte sie eifrig, „und man läuft die Hacken nicht schief. Hast Du keine?"

„Nein" — er hatte keine.

„Aber dann solltest Du's Deiner Mama doch sagen, daß sie Dir welche machen läßt," fuhr sie belehrend fort, „es ist ja viel praktischer, als wenn man keine hat."

Der Egon erwiderte nichts. Was das wieder einmal für ein Gedanke war! Er sollte der Mutter sagen, wie sie für ihn die Stiefel machen lassen sollte! Auf solche Ideen konnte doch auch nur die Sibylle kommen.

Die beiden Kinder setzten ihren Weg fort, die Straße entlang, bis sie an die Gasse gelangten, die auf die Brücke mündete. Als sie auf der Brücke waren, blieb die Sibylle wieder stehen.

„Warte einmal — hast Du kein Taschentuch bei Dir?"

Wie würde er denn kein Taschentuch bei sich haben?

Die Sibylle zog den Arm aus seinem Arme; er mußte das Taschentuch hervorholen. Ueber dem Wasser wehte ein kühler Wind. Sie trat vor den Jungen und knüpfte ihm das Tuch um den Hals.

„Wozu soll denn das?" knurrte er unwirsch.

Die Kleine ließ sich nicht stören.

„Es ist hier so windig, Du erkältest Dich ja" — und mit der emsigen Bedachtsamkeit einer Erwachsenen knüpfte sie an dem Tuche fort, bis daß es seinen Hals umschloß. Sobald das erreicht war, ergriff sie wieder seinen Arm und ließ sich von ihm bis an das Ende der Brücke führen. Dort angelangt, verwandelte sie sich jedoch in eine Art von Wirbelwind; sie riß sich von dem Egon los und links um die Ecke biegend, galoppirte sie den Damm entlang, der am Flusse dahinging.

„Ami, Ami," rief sie dabei mit kreischender Stimme, „fang mich, Ami, fang!"

Der Hund nahm keine Notiz von ihrer Aufforderung und trottete faul und gemächlich hinter dem Knaben her, der langsam hinter dem Mädchen dahinschritt.

Jetzt kam die Kleine zurück, spannte ihr Sonnenschirmchen gegen den Hund aus und zog es wieder ein, indem sie stoßende Bewegungen gegen ihn machte.

„Kß — Ami — kß — kß!" rief sie.

Sie wollte den Hund, so schien es, mit Gewalt aus seiner Trägheit wecken, wollte durchaus, daß er sich mit ihr beschäftige, und gerieth in Verzweiflung, weil er es nicht that.

„Läuft denn der Ami niemals?" fragte sie, indem sie athemlos stehen blieb.

„Wenn ich laufe, läuft er auch gleich," versetzte der Egon.

„Aber dann lauf doch einmal!"

„Ach, wozu denn," meinte er, „das macht ja so müde."

Aber die Sibylle faßte ihn unter den Arm und riß ihn mit sich fort, so daß er sich in Trab setzen mußte. Sobald der Ami dies gewahrte, kam er blaffend hinter ihnen hergelaufen. Die Sibylle juchzte vor Entzücken; der Egon aber machte sich von ihr los und blieb stehen.

„Der Ami darf aber gar nicht so viel laufen; er ist ja viel zu alt dazu."

„Wollen wir ihn tragen?" fragte die Kleine.

Das leuchtete dem Jungen ein, und im nächsten Augenblick saß der Ami wieder auf seinem Arme.

Das Mädchen ging neben ihnen her.

„Kann ich ihn auch mal tragen?“ erkundigte sie sich.

„Ich glaube aber nicht, daß er bei Dir bleiben wird,“ erwiderte der Knabe, indem er stehen blieb.

Er versuchte, den Hund in die Arme des Mädchens hinüberzugeben, das Thier aber weigerte den Gehorsam, wandte sich von der Sibylle ab und sprang zur Erde.

„Siehst Du,“ sagte der Egon, „er läßt sich von keinem tragen, als nur von mir.“

„Hat er Dich denn so lieb?“ fragte sie.

„Ja, mich hat der Ami sehr lieb.“

„Lieber als alle Anderen?“ forschte sie weiter.

„Ja, ich glaube, er hat mich am liebsten von Allen.“

Die Kleine erwiderte nichts und setzte ihren Weg schweigend neben dem Egon fort. Mit staunenden Augen sah sie ihn von der Seite an. Sie hatte sich alle erdenkliche Mühe mit dem Hunde gegeben, und er machte sich nichts aus ihr — der Egon gab sich gar keine Mühe mit ihm, und der Hund liebte ihn mehr als alle Anderen. Er war doch ein zu merkwürdiger Junge.

Von dem Laufen und dem Schleppen des Hundes war der schwachbrüstige Knabe müde geworden. Rechts von der Dammböschung befand sich eine Sandgrube.

„Wollen uns ein bischen setzen,“ entschied er.

Die Sibylle folgte ihm. Der Egon lehnte sich, halb liegend, in den weichen gelben Sand, sie setzte sich ihm gegenüber. Der Knabe ließ die Augenlider herabsinken; es sah aus, als würde er im nächsten Augenblick einschlafen. Das Mädchen bohrte die Spitze des Schirmchens in den Boden, stützte das Kinn auf den Griff des Schirmes

und sah den Knaben an. Kein Wort wurde gesprochen; unverwandt und unablässig ruhten die dunklen, wachen Augen auf dem schläfrigen Jungen. Wie er so dalag mit dem blassen, müden Gesicht, die Glieder in lässiger Trägheit aufgelöst — merkwürdig — das war der einzige Gedanke in dem kleinen, runden schwarzen Kopfe des Mädchens; merkwürdig!

Was er für weiße zarte Haut hatte, im Vergleich zu ihrer derben, bräunlichen Haut — er kam ihr wie ein vornehmeres Wesen vor, beinah wie ein höheres; sie fühlte etwas wie Bewunderung.

„Du — Egon," fing die Sibylle nach einiger Zeit an, „habt Ihr auch Geographiestunde in der Schule?"

Natürlich hatten sie Geographie-Unterricht.

„Gestern haben wir von der Schweiz gehabt und von den Alpen — habt Ihr auch schon von den Alpen gehabt?"

Der Egon glaubte sich zu entsinnen, daß er schon etwas davon gehört hatte.

„Ich weiß auch, welches die höchsten Berge von den Alpen sind — weißt Du's auch?"

Der Egon schwieg. Wenn er es gewußt hatte, so hatte er es offenbar schon wieder vergessen.

„Der Montblanc," belehrte ihn die Sibylle, „und das Finsteraarhorn und die Jungfrau."

Als der Junge den letzten Namen hörte, stützte er den Ellbogen auf und richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf.

„Die Jungfrau," sagte er, „das ist gar kein eigentlicher Berg."

„Was soll's denn sonst sein?" fragte die Sibylle.

„Das ist früher einmal ein Mensch gewesen," fuhr er fort, „eine Prinzessin, und die ist verwandelt worden und ein Berg geworden, und die Berge, die rechts und links davon sind, auch."

Er hatte den träumerischen Blick in die Ferne gewandt.

Die Sibylle sah ihn erstaunt an, dann brach sie in lautes Lachen aus.

„Das ist doch alles Unsinn."

Der Knabe erröthete und sah das lachende Mädchen mit einem zornigen Ausdruck an.

„Das ist gar kein Unsinn!"

„Aber ein Mensch ist doch nur ein paar Fuß groß," meinte die Sibylle, „und die Jungfrau ist — ist — wart' einmal, ich hab's behalten — ist beinah viertausend Meter hoch."

„Es war auch kein eigentlicher Mensch," vertheidigte sich der Egon, „sondern die Tochter von dem Nacht-König, und der Nacht-König war ein Riese, also war seine Tochter auch eine Riesin."

Die Sibylle sperrte Mund und Nase auf.

„Wer ist denn das — der Nacht-König?" fragte sie.

Der Knabe zuckte verächtlich die Achseln. Das Mädchen war doch zu dumm!

Jetzt glitt die Kleine von dem Sandhaufen, auf dem sie, dem Egon gegenüber, gesessen hatte, herab, so daß sie beinah zu seinen Füßen zu liegen kam.

„Wie war denn das Alles?" forschte sie, „erzähl' mir's doch."

Der Knabe schien anfänglich keine Lust zu haben — endlich bequemte er sich.

„Da war also ein alter König — und das war der Nacht-König. Und da war auch ein junger König — das war der Tag-König“ — und nun erzählte er in fortlaufendem Flusse das ganze Märchen herunter, das er von der Mutter gehört hatte. Er erzählte es genau mit den Worten, die die Mutter gebraucht hatte; während er Alles vergessen hatte, was er in der Schule vernommen, hatte er von dem, was ihm die Mutter gesagt, jedes Wort und jede Wendung auswendig behalten.

Er hielt, während er sprach, die Augen unverwandt in die Ferne gerichtet. Die Sibylle unterbrach ihn mit keinem Laut, sie war ganz still und ernsthaft geworden, blickte staunend zu seinem Gesichte auf. Alles, was sie da erlebte, erschien ihr ganz wundersam, beinah unbegreiflich.

In ihrem kleinen, nüchternen Kopfe war gar kein Begriff von dem, was man ein Märchen nennt — und nun diese sonderbare abenteuerliche Geschichte und der blasse, träumerische Junge, der die Geschichte aus sich herausspann, als wäre sie in ihm geboren worden. Sie vermochte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, wie ihr eigentlich zu Muthe war; das, was sie da vernahm, war ja völlig unmöglich, geradezu Unsinn — dennoch konnte sie nicht lachen. Der Junge kam ihr wie ein geheimnißvolles Wesen vor, sie fühlte etwas wie ehrfürchtige Scheu. Daher entstand, nachdem er geendigt hatte, zunächst ein lautloses Schweigen.

„Woher weißt Du denn Alles?" fragte sie alsdann mit schüchtern verhaltenem Tone.

„Meine Mama hat's mir gesagt," erwiderte der Egon.

Abermals versank das Mädchen in Nachdenken; das war doch wieder überaus merkwürdig.

Erwachsene Menschen waren in ihrer Vorstellung der Inbegriff von allem Vernünftigen — und nun erfuhr sie, daß die Mutter des Jungen dort, eine nicht nur erwachsene, sondern eigentlich schon bejahrte Frau, ihrem Sohne Dinge erzählte, die doch unmöglich so gewesen sein konnten, wie sie dieselben erzählte.

„Das ist doch aber Alles nicht wahr?" wagte sie sich endlich schüchtern hervor.

Der Egon fuhr auf.

„Warum soll's denn nicht wahr sein?"

Die Kritik, die sie an der Erzählung seiner Mutter zu üben wagte, empörte ihn. Ihm selbst war die Frage, ob das Alles thatsächliche Wahrheit sei oder nicht, offenbar noch nie in den Sinn gekommen.

„Ja aber," meinte die Sibylle, „wenn's wahr wäre, würde es der Lehrer uns doch auch gesagt haben?"

Der Egon wurde ganz roth im Gesicht. Das Mädchen war doch zu unbequem mit seinen Einwendungen!

„Ich hab' Dir doch gesagt," erwiderte er, „daß das Alles geschehen ist, lange bevor es Menschen auf der Erde gegeben hat. Wer kann denn wissen, was damals für Dinge vorgekommen sind."

Der kleine schwarze Kopf senkte sich wieder grübelnd zu Boden; man sah ihm an, wie ernsthaft die Frage darin erwogen wurde, ob das Vernommene möglich oder unmöglich sei. Es fiel ihr ein, daß sie in der Religionsstunde gehört hatte, wie nach dem Untergange von Sodom und Gomorrha das Weib des Loth in eine Salzsäule verwandelt worden war. Also mußte sie sich gestehen, daß es nicht undenkbar war, daß der Nacht-König seine Tochter in einen Berg verwandelt hatte. Dann aber kam ihr ein neues Bedenken:

„Ja aber, siehst Du — Pferde mit Flügeln, und die in der Luft fliegen können, die giebt's doch nicht? Glaubst Du denn, daß es welche gegeben haben kann?"

Auf diese Bemerkung erwiderte der Egon nichts, weil er nichts zu erwidern wußte. Fliegende Pferde hatte auch er noch nicht gesehen. Er begnügte sich damit, schweigend die Achseln zu zucken, und er that es mit verächtlicher Gebärde. Die Art, wie die Sibylle seine Erzählung aufnahm, erschien ihm untergeordnet und dumm. Ohne es zu wissen, empfand er die Ungeduld, die sich der phantasievollen Natur bemächtigt, wenn ihr der phantasielose, nüchterne Verstand gegenübertritt.

Ihrerseits wurde die Sibylle gar nicht fertig mit ihren Eindrücken. Es stand jetzt völlig fest für sie, daß die Erzählung nicht wahr sei, und also war es wirklich so, daß die Frau Apel ihrem Jungen Lügen vorerzählt hatte. Das begriff sie gar nicht; das veranlaßte sie zu den eigenthümlichsten Empfindungen über die Frau Apel. Sie dachte an ihre eigene Mutter — bei der wäre so

etwas doch ganz undenkbar gewesen. Solche praktische, wahrheitsliebende Frau!

Ihre Augen richteten sich stumm auf den Knaben. Wie viel besser es doch für ihn sein würde, wenn ihre Mutter auch die seine wäre. Und sie seine Schwester! Wie sie dann für ihn sorgen würde! Und der Gedanke überströmte sie mit so jäher Gewalt, daß sie aufsprang, die Arme um den Hals des Knaben warf, ihre Wange an die seine drückte und ihn herzhaft küßte.

„Aber Sibylle" — wehrte sich der Junge.

Die Sibylle aber zog ihn vom Boden empor.

„Jetzt müssen wir nach Hause," erklärte sie. „Es wird sonst spät und Du erkältest Dich."

Indem sie auf dem Damme zurückgingen, hing sie sich in seinen Arm, ganz lastend und schwer; es bereitete ihr ein so unbewußtes Vergnügen. Sie bemitleidete den Jungen, bewunderte ihn trotz alledem, und mehr als je liebte sie ihn.

Anfänglich, indem sie so dahinschritten, sprachen sie nicht. Der Egon aus allgemeiner Redefaulheit, die Sibylle, weil sie immerfort über das eben Erlebte nachdenken mußte.

Nach einiger Zeit unterbrach sie das Schweigen:

„Du, Egon, erzählt Dir Dein Papa auch solche Geschichten, wie Deine Mama?"

„Nein" — der Papa erzählte ihm nichts.

Das Mädchen lauschte auf; das war ein Fingerzeig; und in ihrem rasch kombinirenden Kopfe baute sich sogleich eine ganze Reihe von Schlußfolgerungen auf. Der Kantor Apel war anderer Art als die Frau; dem Kantor

Apel war es sicherlich nicht lieb, daß die Frau Apel so war, wie sie war; darum kam er so oft zu ihrer Mutter, zu der Wittwe Hauschka, mit der er sich viel besser verstand. Darum saß er so lange bei ihr, unterhielt sich mit ihr, und —

Sie hatte die Erklärung für das gefunden, was sie neulich durch das Schlüsselloch mit angesehen hatte; wie eine Offenbarung kam es über sie. Und von dem Drange des Menschen beseelt, eine neue Offenbarung möglichst rasch an den Mann zu bringen, drängte sie sich aufgeregt dichter an den Knaben:

„Du — Egon — soll ich Dir was sagen?"

„Hm — was denn?"

„Dein Papa" — und sie machte den Hals so lang als sie vermochte, um den Mund dicht an sein Ohr zu bringen — „hat meine Mama lieber als Deine."

Die Wirkung ihrer Worte war eine ganz andere, als sie erwartet hatte; der Egon brach in lautes Lachen aus. Ja, er lachte so herzhaft, wie sie ihn heut und vielleicht überhaupt noch nie hatte lachen hören. Und es war kein gequältes, sondern ein aufrichtiges Lachen. Die Sibylle erschien ihm in diesem Augenblick namenlos einfältig.

Sein Vater sollte eine andere Frau mehr lieben als seine eigene Frau! Und noch dazu jene da, die große, schwarze, garstige Wittwe Hauschka, die ihm doch sicherlich ebenso widerwärtig war wie ihm, dem Egon und dem Mooschen! Denn daß der Vater in Allem und Jedem genau so empfand wie er, daß er an der Mutter mit der gleichen leidenschaftlichen Liebe hing wie der Junge, darüber war diesem noch niemals auch nur die Ahnung

eines Zweifels aufgestiegen. Und jetzt erzählte ihm die Sibylle solche Sachen! Das sah ihr wieder einmal ähnlich; zu solchen Ideen konnte sich doch nur die Sibylle versteigen. Schon den ganzen Nachmittag hatte sie ihn mit ihren überflüssigen Einwendungen und Bedenken gelangweilt und nun kam sie mit so etwas. Das war aber wirklich nicht mehr zum Aergern, das war nur noch zum Lachen. Die reine Prahlerei war es. Sie hielt sich für so unbändig klug, die Sibylle — wahrscheinlich, weil sie für ihn die Rechenexempel besorgte — daß sie vor lauter Klugheit auf ganz verrückte Gedanken kam. Und weil sie so von ihrer eigenen Ueberlegenheit überzeugt war, übertrug sie das auch auf ihre Mutter. Natürlich. Die Wittwe Hauschka, die schwarze Böhmin, seinem Vater lieber, als die zarte, feine, gebildete Mutter! Wenn er nicht zu gutmüthig und zu faul gewesen wäre, so hätte er's der Sibylle einmal ordentlich ins Gesicht gesagt, wo ihre Mutter hingehörte, ganz unter sie, ganz tief unter seine Mutter und natürlich ebenso tief unter seinen Vater. Aber wozu noch viel Worte verlieren; die Sache war ja zu abgeschmackt. Also begnügte er sich damit zu lachen, und er lachte so lange fort, bis die Sibylle beinah ärgerlich wurde.

„Dabei ist aber gar nichts zu lachen," sagte sie.

„Wie soll ich denn nicht lachen," versetzte der Knabe, „wie kann denn Jemand eine andere Frau lieber haben, als seine eigene? Das ist doch Alles Unsinn. Das sieht doch jeder Mensch ein."

Die Sibylle zuckte in seinem Arm.

„Will's Dir beweisen!" stieß sie hervor.

Er fing von Neuem an zu lachen. Sie wollte ihm beweisen, daß sie besser Bescheid wüßte mit seinen Eltern, als er!

„Also mal“ — forderte er sie höhnisch heraus.

Aber es erfolgte keine Antwort. Sie war im Begriff gewesen, ihm den Vorgang zu erzählen, den sie mit angesehen hatte, wie sein Vater mit ihrer Mutter mitten im Zimmer gestanden, wie sie sich umarmt, geherzt und geküßt hatten — aber im Augenblick, als sie den Mund aufthat, vermochte sie es nicht. Die Erinnerung kam ihr wieder an das Grausen, als sie ihre Mutter in den Armen des fremden Mannes erblickt hatte, die furchtbare Aufregung, die sie ausgestanden hatte und die ihr jetzt, indem sie daran dachte, beinah von Neuem die Thränen in die Augen jagte.

Sie konnte nicht. Das schwarze Köpfchen, das so keck nach allen Seiten umhergefahren war, hing hernieder; lautlos, wie gebrochen und geknickt schlich sie neben dem Egon her.

Dieser war jetzt der Triumphirende.

Das hörte man dem spöttischen Tone seiner Stimme an, als sich die Beiden im Hausflur zum Abschied die Hände reichten.

„Na, gute Nacht, Du — Schlaue, und sei nicht gar zu schlau.“ Damit rief er den Ami an sich und erstieg mit ihm die Treppen im Hinterhause, während die Sibylle ganz kleinlaut, ganz anders als sie gegangen war, zu der Mutter zurückkehrte. Sie vermied es, die Mutter anzusehen, gab auf alle Fragen einsilbige Antworten, band den gelben Strohhut vom Kopf, zog das zeisig-grüne Jäckchen



aus, alles ganz still, ganz stumm, und sobald sie konnte, kroch sie ins Bett.

Inzwischen war der Egon zu der Mutter hinaufgekommen.

Frau Apel hatte den Balkon verlassen, weil ihr die Abendluft zu kühl wurde; in der Sophaecke im Nebenzimmer fand ihr Junge sie vor und dort, wie gewöhnlich, stürzte er mit Liebkosungen über sie her.

„Na, Junge,“ fragte sie mit ihrer schwachen Stimme, „wie ist's denn gewesen?“

„Ach Mooschen“ — und er schlang sich mit beiden Armen um sie — „wie soll's gewesen sein? Langweilig. Die Sibylle ist doch zu dumm!“

„Das kannst Du aber doch nicht sagen,“ meinte sie, „da Du Dir von ihr die Rechenexempel machen läßt?“

„Darauf bildet sie sich aber so fürchterlich viel ein,“ entgegnete er, „und hält sich für die Klügste der ganzen Welt und will Alles besser wissen und thut nichts, als immerfort fragen und fragen — es ist ganz gräßlich! Und zuletzt, vor lauter Schlauheit, stellt sie ganz blödsinnige Behauptungen auf, aber wirklich geradezu blödsinnig —“

Die Erinnerung kam ihm zurück und mit der Erinnerung das Lachen; aufprustend drückte er den blonden Lockenkopf an die Brust der Mutter.

„Was war denn so komisch?“ fragte die Kantorsfrau.

„Der Papa, hat sie gesagt, hätte ihre Mama lieber als Dich.“

Er schüttelte sich vor Lachen, so daß sein Kopf an der Brust der Mutter hin und her flog — und über den thörichten Knabenkopf blickten zwei Augen in die Luft, weit aufgerissen, öde und leer wie die Augen eines Todtenkopfes, die Augen der Frau, die Augen der Mutter, der der lachende Junge, ohne es in seiner kindischen Einfalt zu ahnen, jetzt eben das Herz gebrochen hatte.

Frau Apel gab keinen Laut von sich, regte und bewegte sich nicht; die Glieder waren ihr erstarrt, als wäre sie plötzlich in eiskaltes Wasser gestoßen worden. In ihren Ohren war ein Geräusch wie von läutenden Glocken, und das Geräusch wurde zu Worten, und die Worte waren die, welche das Mädchen gesprochen hatte: „Dein Papa liebt meine Mutter mehr als Deine."

Nicht einen Augenblick kam ihr der Gedanke, daß es anders sein könnte. In der gräßlichen Wirklichkeit, die sich da vor ihr aufthat, gab es keinen Winkel mehr, wo sie sich hätte verstecken, keinen Fetzen Täuschung mehr, den sie als augenblicklichen Trost hätte um sich breiten können. Sie hatte es ja kommen sehn — nun war es da. Und nun war Alles zu Ende und aus, und das Todesurtheil gesprochen.

Ein Schmerz, wie sie ihn so furchtbar noch nie gefühlt hatte, zerriß ihr die Brust. Mit beiden Händen mußte sie den Kopf des Jungen anfassen und von ihrer Brust hinwegdrängen; es war ihr, als erstickte sie, als wäre das blonde Haupt eine Centnerlast geworden, die ihr die Brust zermalmte.

Der Egon aber hielt die Bewegung der Mutter für nichts Anderes als die gewohnte Zärtlichkeit, mit der sie

ihm die Locken streichelte. Er war mit seinem Bericht noch nicht zu Ende.

„Natürlich habe ich sie fürchterlich ausgelacht," erzählte er weiter, „und darauf da hat sie gesagt, sie wollte es mir beweisen. Und da habe ich gemerkt, was für eine Aufschneiderin die Sibylle ist; denn wie ich ihr darauf gesagt habe, daß sie's doch beweisen sollte, hat sie gar nichts sagen können, sondern hat hübsch den Mund gehalten und hat auch nicht ein Wort mehr herausgebracht, bis wir nach Hause gekommen sind."

Er schlang mit erneuerter Zärtlichkeit die Arme um die Mutter und wollte wieder den Kopf an sie drücken. Frau Apel hielt ihn mit aller Kraft, deren sie noch fähig war, von sich ab.

„Laß das," sagte sie. Der Ton kam heiser, kurz und rauh aus ihrer Kehle.

Der Knabe blickte unwillkürlich auf; in der Dunkelheit aber vermochte er den verstörten Ausdruck im Gesicht der Mutter nicht mehr zu erkennen.

Seiner Gewohnheit folgend, stand er auf, um Licht anzuzünden.

Frau Apel wollte sich erheben, ihm das Abendbrot zurecht zu machen — sie konnte nicht aufstehn.

„Geh an den Schrank," sagte sie, „mach Dir ein Butterbrot."

Das war dem Knaben etwas Ungewohntes. Er sah sich nach der Mutter um.

Diese bemerkte es.

„Mach nur," sagte sie, „mußt es doch einmal lernen."

Es schwebte ihr auf den Lippen, hinzuzufügen, „wirst Dir Dein Abendbrot nun bald immer allein bereiten müssen," aber sie sagte es nicht; mit aller Gewalt zwang sie den Jammer in sich hinein — sie hatte ja Uebung darin.

Wenn sie ihn jetzt herausgelassen hätte — das fühlte sie — dann würde er ihr die Lippen aufgesprengt haben, dann würde aus dem Sprechen ein Klagen, aus dem Klagen ein Schreien und aus dem Schreien ein Heulen geworden sein; dann war Alles verloren, nicht nur sie selbst, sondern auch der da, der blonde, thörichte, geliebte Junge, der da an dem Tische vor ihr saß und in sein Butterbrot hineinbiß und nicht ahnte, daß hinter ihm die Mutter in Verzweiflung verendete.

Sie blieb auch in ihrer Sophaecke sitzen, als der Egon nachher sein Schulheft herbeiholte und eine Aufgabe erledigte, die er für morgen noch zu machen hatte. Erst als es Zeit ward, daß der Junge zur Ruhe ging, erhob sie sich wankend von ihrem Sitz.

Und als der Egon alsdann in seinem Bette lag, auch der Ami schon auf das Fußende seines Lagers gesprungen war, um dort, wie gewöhnlich, die Nacht zu verbringen, trat die Frau an das Bett des Knaben und beugte sich zum Gute-Nachtgruße über ihn.

Der Junge war es gewöhnt, daß die Mutter ihn lange und zärtlich küßte — so lang, so innig, so inbrünstig war noch kein Kuß gewesen wie der, den er heut von ihr empfing. Auf sein Haar, seine Stirn, auf Wangen und Lippen drückte sie den Mund, immer noch einmal beginnend, wenn sie geendigt hatte. Kein Wort sprach sie

dazu, keinen Laut gab sie von sich, keine Thräne drang aus ihren Augen — er sollte nicht erfahren, was sich begab. Hinunter mit den Thränen, in das Herz, in das zerrissene, stoßende, schlagende Herz!

Der Egon schlief bald ein.

Wie lange er geschlafen haben mochte, konnte er sich nicht sagen, als er von einem Geräusch erwachte, wie er es nie vernommen hatte.

Er fuhr mit dem Kopfe vom Kopfkissen empor — aus dem Alkoven, wo die Betten der Eltern standen, kam ein Ton —

Wie ein Rasseln war es, wie das Rasseln einer eisernen Kette, die man über Pflastersteine schleppt. Und hinter dem Rasseln kam ein anderer Laut, ein Seufzen, aber kein hauchendes weiches Seufzen, sondern ein Stöhnen, wie aus einer bodenlosen Tiefe, ein heiseres Keuchen, ein hartes Aechzen, und dazwischen Töne wie von stammelnden, zerrissenen, zerflatternden Worten.

Der Knabe lauschte — würde es nicht aufhören? Es hörte nicht auf, es wiederholte sich, ging so fort, wie es angefangen hatte.

Er horchte genauer — von der Stelle kam es her, wo das Bett der Mutter stand.

Also war es — ein jäher Schreck packte ihn im Genick; mit beiden Beinen fuhr er aus dem Bett, er riß den Vorhang zurück, der den Alkoven von dem vorderen Raume des Zimmers trennte.

„Mooschen —?"

Aus dem Dunkel kam ein erstickter Laut: „Zünde Licht an!"

Er schoß hinaus, in das Nebenzimmer; mit der brennenden Lampe kehrte er zurück. Er stellte sie auf das Nachttischchen, zu Häupten des Bettes, dann stand er, blöde staunend, rathlos, wie vor den Kopf geschlagen. Er verstand nicht, was er sah; nur eine beklemmende Ahnung faßte ihn, daß etwas Schreckliches sich begab.

War denn das wirklich seine Mutter? Sein Mooschen? Die Frau, die da vor ihm lag, mit den unnatürlich großen, stierenden Augen? Mit den Händen, die auf der Bettdecke umhergriffen? Mit dem ganz neuen, beinah furchtbaren Ausdruck im Gesicht, der die lieben bekannten Züge so schreckhaft verwandelte?

„Mooschen“ — wollte er noch einmal sagen — aber der Laut getraute sich kaum von seinen Lippen; er fürchtete sich.

Sie sah ja gar nicht auf ihn hin, nur immer geradeaus in die Luft, fragte gar nicht nach ihm, kümmerte sich nicht um ihn.

Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sie gar nicht bemerkte, daß er barfuß, nur mit dem dünnen Nachthemd bekleidet, in der kühlen Nachtluft auf den nackten Dielen vor ihr stand?

In dumpfer Verwirrung preßte er die Hände ineinander. Er fühlte das Bedürfniß, irgendwie zu helfen, aber er wußte nicht wie. Darum kam ihm der Gedanke, zu beten. Seine Seele machte die erste Erfahrung, die erste schwerste Erfahrung des Kindes, wenn das Kind erkennt, daß es einen Augenblick geben kann, wo das ewig selbstlose Wesen, die Mutter, selbstisch wird, wenn es sieht und fühlt, daß die Mutter keine Gedanken mehr für ihr



Kind hat, weil das eigene Leiden sie unfähig macht, an etwas Anderes zu denken, als an sich selbst.

Endlich aber ließ die Gewalt des Anfalls, dem die Kantorsfrau erlegen war, ein wenig nach; das Rasseln in der Brust mäßigte sich. Sie konnte einen tieferen Athemzug thun, sie kam einigermaßen zu sich.

„Schieb mir das Kissen mehr in den Rücken," gebot sie flüsternd.

Der Knabe beeilte sich, ihrer Weisung nachzukommen. Instinktmäßig umfaßte er den Oberleib der Mutter und hob sie höher, so daß sie in eine mehr aufgerichtete Lage kam.

Sobald dies bewerkstelligt war, wandte die Frau den Kopf zur Seite, nach dem Bette ihres Mannes hin — mit einem öden Blick blieben ihre Augen daran hängen.

Das Bett war leer.

Er war noch nicht gekommen. Gewiß saß er wieder dort unten bei der Wittwe Hauschka.

Der Knabe war der Richtung ihrer Augen gefolgt. Er sah den trostlosen Ausdruck darin.

Ob ihm eine Ahnung aufdämmerte, was der Blick sagen wollte?

Plötzlich kniete er am Bette der Mutter nieder.

„Mooschen," sagte er leise, „soll ich hinuntergehn und dem Vater sagen, daß er heraufkommen soll?"

Bei dem Klange der geliebten Stimme erweichte sich der starre Ausdruck in den Zügen der Frau. Sie wandte die Augen auf ihren Jungen; die abgemagerte Hand legte sich auf sein Haupt und blieb kraftlos darauf liegen.

Unter dieser Berührung löste sich die qualvolle Spannung in der Seele des Knaben; er brach in schluchzendes Weinen aus.

„Mooschen — was ist denn? Mooschen — was ist denn?“ stammelte er unter Thränen.

Die Hand der Mutter wischte langsam an seinem Gesicht herab, während ihr übriger Körper regungslos in den Kissen lag.

„Weine nicht so,“ mahnte sie leise, „weine nicht so.“

So gut er konnte, schluckte der Junge seine Thränen hinunter. Er vereinigte die Hände der Mutter in seinen Händen, drückte das Gesicht hinein und so blieb er knieend liegen.

Keines von Beiden sprach ein Wort.

Eine Stille trat ein, daß man das Ticken der Pendeluhr aus dem Nebenzimmer vernahm, das erbarmungslose Ticken, das da verkündigte, daß etwas Unabwendbares kam und kam und kam.

„Wie hat sie gesagt?“ begann nach langer Pause die Kantorsfrau, „sie könnte es beweisen?“

Ihre Worte kamen langsam, mit schleppender Stimme hervor; kein Glied an ihrem Leibe regte sich; ihre Augen waren starrend, wie vorhin, in die Luft gerichtet.

Der Knabe richtete das Haupt auf.

„Die Sibylle? Was sie gesagt hat?“

„Sie könnte es beweisen?“ wiederholte die Mutter.

Der Egon drückte ihre Hände.

„Aber Mooschen, das war doch Alles Unsinn. Ich hab' sie doch gefragt, wie sie's beweisen wollte, und darauf hat sie kein Wort sagen können.“

In seinem Gesicht war ein dumpfes Staunen. Hatte die Mutter denn über die alberne Geschichte weiter nachgedacht? Hing das Alles etwa mit dem zusammen, was er jetzt eben erlebte?

Frau Apel blickte wieder stumm über den Knaben hinweg.

In ihrem zerrütteten Gehirn war nur ein Gedanke noch: das Mädchen wußte etwas, hatte etwas gesehen. Was?

In ihren Fieberphantasien trat die Gestalt des Mädchens wie ein kleiner Teufel vor sie hin, wie ein Unhold, der über ein Geheimniß gebot, ein Gift, irgend etwas, das nur sie besaß. Dieses fürchterliche, schlaue, verschmitzte Mädchen und ihr unschuldiger Junge, dem sie nicht hatte sagen wollen, was sie wußte, weil er zu dumm war, es zu verstehen.

Und plötzlich ergriff sie die Verzweiflung des Menschen, der den Untergang vor Augen sieht und sich kopfüber hinunterstürzt, um nur ein Ende zu machen.

Ihre Hände zuckten in denen des Egon.

„Frag sie noch einmal!"

Der Junge verstand nicht, was sie wollte; blöde schaute er sie an.

Eine fürchterliche Ungeduld ergriff die unselige Frau.

„Frag sie noch einmal, wie sie's beweisen will!"

Der Knabe erschrak.

Von den Lippen, von denen er nur Liebe, Nachsicht und Geduld gewöhnt gewesen, kam ein fremder, schneidender, durch die Anstrengung, mit der er herausgestoßen wurde, beinah pfeifender Ton.

Er erschrak vor dem Ton, er erschrak vor dem Sinn ihrer Worte, die er ja nun verstehen mußte.

Ein unsagbares Grausen stieg in ihm auf, ein Bewußtsein, daß wirklich die Worte der Sibylle, die er der Mutter ahnungslos wiedererzählt hatte, daß sie es waren, die diesen ganzen schaurigen Zustand hervorgerufen hatten, daß die Worte etwas ganz Anderes bedeutet haben mußten, als er geahnt hatte, etwas ganz Schreckliches. Es war, als wenn seine junge Seele jählings aus dem Traume der Kindheit geweckt und in Gegenden hinübergerissen wurde, wo sie sich nicht zurecht fand; als wenn ein Reif in seine Seele fiel.

Sein Gesicht wurde todtenblaß; mit angstvollen Augen starrte er die Mutter an.

Aber die Mutter sah den Angstblick des Kindes nicht, sagte sich nicht, was für ein Auftrag es war, den sie ihrem Kinde aufbürdete.

Ein einziger, rasender, wahnwitziger Gedanke war noch lebendig in ihr: wissen! Erfahren, was das Mädchen wußte, was es hatte sagen wollen und nicht gesagt hatte, und dann sich das Wissen ins Herz stoßen, mitten hindurch, wie einen Pfahl, um daran zu verzucken, zu verenden, zu sterben!

Der Knabe wußte nicht mehr aus noch ein in seiner Bedrängniß.

„Aber Mooschen," sagte er, „heut kann ich sie doch nicht mehr fragen?"

„Geh morgen zu ihr," erwiderte die Frau.

Wieder zuckten ihr die Hände; wieder, weil der



Junge nicht sogleich Antwort gab, überglühte sie die tödtliche Ungeduld.

„Wirst Du morgen zu ihr gehen und sie fragen? Wirst Du morgen gehn?“

„Ja, Mooschen,“ versprach der Knabe, „ja, ja, ja. Werde doch nur ruhig, Mooschen, bitte, bitte, werde doch nur ruhig.“

Das Kind sprach der Mutter zur Vernunft.

Ob es ein Gefühl von dieser grausamen Umkehrung des natürlichen Verhältnisses, oder ob es das Bewußtsein war, daß er ihr den Willen thun würde, was sie beruhigte, die Frau kam aus ihrem Fieberparoxysmus wieder einigermaßen zu sich.

Abermals erhob sie die Hand und legte sie dem Kinde auf das Haupt.

„Trag die Lampe wieder hinaus,“ flüsterte sie, „und dann geh wieder in Dein Bett.“

„Mach nur,“ wiederholte sie, als sie den Jungen zögern sah, „Du erkältest Dich ja.“

Sie bemerkte erst jetzt, daß er die ganze Zeit im Hemde zu ihrer Seite gekniet hatte.

Der Egon erhob sich.

Einen Augenblick stand er zaudernd, als überlegte er, ob er die Mutter küssen sollte, als wartete er, ob ihm der Mund der Mutter zum Kusse entgegenkommen würde — aber als nichts ihm entgegenkam, ergriff er die Lampe, trug sie ins Nebenzimmer hinaus, blies sie aus und schlüpfte alsdann in sein kalt gewordenes Bett zurück. Als er die Decke über sich zog, schlugen ihm die Zähne aneinander, im Frost des Leibes und der Seele.

Er kniff die Augen zu, er drückte das Haupt ins Kopfkissen, einschlafen aber konnte er vorläufig nicht wieder.

Daher kam es, daß er nach einiger Zeit vernahm, wie von draußen der Drücker in die Thür des Vorzimmers gesteckt wurde, wie sich dann einige Augenblicke später leise und behutsam die Thür des Schlafzimmers öffnete und wie Jemand, den er im Dunkel nicht zu erkennen vermochte, leise hereingeschlichen kam, an seinem Bette vorbei tastete und hinter dem Vorhange des Alkovens verschwand.

Das war der Vater, der da hereinkam wie — ein Dieb in der Nacht.

Unwillkürlich hielt der Knabe den Athem an. Seine Glieder waren wie angenagelt. Es war ihm, als wäre seine ganze Brust mit Thränen gefüllt gewesen, die ihm das Herz abstießen. Und weinen durfte er nicht. Denn wenn er geweint hätte, wäre vielleicht der Vater an sein Bett gekommen und hätte gefragt, was ihm fehlte. Und vor dem Gedanken entsetzte er sich, vor dem Vater fürchtete er sich — fürchtete er sich so.

Und also riß er die Bettdecke über den Kopf und stopfte sich den Zipfel der Decke in den Mund und biß hinein, würgte sich hinein und sein einziges Gefühl war: nie wieder ans Licht müssen!

Aber das Licht, das noch niemals ausgeblieben ist, weil ein Mensch sich davor zu verkriechen verlangte, so wenig wie die Nacht es jemals unterlassen hat, zur Erde herabzusteigen, weil eines Menschen Augen noch



nach Helligkeit dürsteten, das Licht kam, und der nächste Tag brach an.

Und kaum, daß es Morgen geworden war, erfüllte ein Summen, Wispern und Flüstern alle Treppen, alle Flure und alle Räume von Vorder- und Hinterhaus. Bei den Kantors stand es schlecht; mit der Frau Apel ging es zu Ende.

In dem großen, nie endenden Schauspiel, das sich vor unseren Augen abspielt, dem Leben, ist und bleibt ja doch für die große Masse der Zuschauer das Unglück des Nebenmenschen die Haupt- und Effektnummer. Und wenn der Tod hinzutritt, wird die Wirkung zur Sensation. Ueberall, wo ein Mensch stirbt, vollzieht sich ein Weltenschicksal, und wenn der große Geheimnißvolle eintritt, dann verwandelt sich auch das kleine Hinterhaus und in dem Hinterhause die nüchterne, dürftige Stube in eine geweihte Stätte, in einen Raum, der das ewige Geheimniß birgt.

Auch der beschränkteste Kopf und das engste Herz empfindet den Zusammenhang zwischen sich und dem Weltall, wenn der eisige Schatten an ihm vorüberweht, und für einen Augenblick fühlen sie sich verschwistert, die Angehörigen des Geschlechts, dem es auferlegt ist, mit wachen Augen hinauszublicken in den Schlaf, aus dem vergänglichen Licht in das bleibende Dunkel — die Menschen.

Schon seit langem war ja die Kantorfamilie der Gegenstand alles Interesses, alles Geklatsches in Vorder- und Hinterhaus.

In dieser Nacht, ganz plötzlich, war es mit der Frau viel schlimmer geworden, ganz schlimm.

Früh am Morgen hatte man den Kantor aus der Wohnung gehen sehn, wahrscheinlich, um den Arzt zu rufen.

„Und wenn Sie's gesehen hätten, wie der Mann ausgesehen hat!“

Nachher war dann auch der Junge herausgekommen.

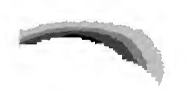
„Aber wie denn — sollte der Junge heute dennoch in die Schule gehn?“

Nein — es war ja noch viel zu früh zur Schulstunde; auch hatte er keine Bücher bei sich gehabt, nicht einmal eine Mütze auf dem Kopf. In aller Aufregung war er die Treppe hinuntergelaufen, und zum Hause hinaus. Niemand wußte, wohin.

Niemand wußte es, mit Ausnahme Einer. Diese Eine war die Sibylle.

Denn vor den Fenstern der Hauschka'schen Wohnung war plötzlich der Egon erschienen.

Er hatte von draußen hineingeblickt und als er der Sibylle ansichtig geworden, hatte er ihr gewinkt, herauszukommen. Unverzüglich war ihm das Mädchen gefolgt. Natürlich hatte auch sie schon gehört, was im Hause gemunkelt und geflüstert wurde. Hätte sie nichts gewußt, so würde sie es jetzt erfahren haben, als sie den Knaben ansah, der wie verwandelt war, dessen sonst so gleichgültige Augen in fieberhafter Gluth brannten, dem die Glieder am Leibe in nervösen Zuckungen flogen.



Sobald sie aus der Hausthür getreten war, ergriff er sie an der Hand und zog sie mit sich fort, die Straße hinunter, einem Platze zu, der für gewöhnlich schon menschenleer, jetzt zu der frühen Stunde gänzlich verlassen lag.

„Du“ — fing er an — „meine Mama hat gesagt, Du sollst mir noch einmal sagen, wie Du das beweisen willst?“

Die Sibylle war so betroffen, daß sie ihre Gedanken sammeln mußte.

„Was denn?“ fragte sie.

„Das von gestern, was Du gesagt hast, von meinem Vater und von Deiner Mutter und von meiner Mama.“

Jetzt wußte die Kleine Bescheid.

„Gestern Abend ist's wieder gewesen,“ sagte sie hastig, indem sie den Kopf dicht an seinen Kopf brachte, „und ich hab's wieder mit angesehen.“

Der Knabe hielt ihre Hand fest und ließ den Kopf niederhangen.

Vor Aufregung hatte er den Schlucken bekommen; seine schmale Brust hob und senkte sich in gleichmäßigen Stößen.

„Ich habe hinter der Thür gestanden,“ fuhr sie fort, „und durch das Schlüsselloch gesehn. Mitten in der Stube haben sie gestanden, Dein Papa und — und dann haben sie sich umarmt und geküßt.“

Der Junge stand noch einen Augenblick wie zuvor, dann ließ er die Hand des Mädchens aus seiner Hand gleiten und ohne ein Wort zu sagen, ohne sich noch

einmal umzusehen, ging er den Weg zum Hause zurück, den sie gekommen waren.

Die Sibylle flog hinter ihm her.

„Egon — was willst Du denn thun?"

Sie warf den Arm um seinen Hals, als wenn sie ihn zurückhalten wollte.

Er ging weiter.

Es war, als hätte er gar nicht bemerkt, daß Jemandes Arm um seinen Nacken griff. In seiner Haltung war etwas, das früher nie darin gewesen war. Sein Kopf, der für gewöhnlich vornüber hing, stand aufgereckt auf dem Halse.

Die Sibylle sah ihm ins Gesicht.

„Du — Egon — ich will Dir blos etwas sagen —"

Er schien sie gar nicht zu hören; er blieb nicht stehn, er ging weiter.

Seine Augen blickten wie geistesabwesend starr vor sich hin.

Er erwiderte nichts, sagte nichts; der einzige Laut, der von ihm herkam, war der Schlucken, der sich anhörte, wie wenn man mit der Faust in ein leeres Faß schlägt.

So traten sie wieder in das Haus ein, so gingen sie über den Flur, und als die Sibylle bemerkte, daß er auch jetzt nicht die geringste Notiz von ihr nahm, ließ sie den Arm von seinem Halse herabgleiten und blieb rath- und hilflos vor ihrer Stubenthür stehen.

Ohne sich nach ihr umzusehen, setzte der Knabe seinen Weg ins Hinterhaus fort.



Als er jedoch vor der elterlichen Behausung angelangt war, konnte er nicht weiter.

Große schwarze Flecke erschienen ihm vor den Augen und es schwindelte ihn so stark, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte, um nicht umzufallen.

Er that es, indem er zwischen den ausgespreizten Händen den Kopf gegen die Mauer drückte. Die Kühle des Mauerwerks that ihm wohl; er kam so weit zu sich, daß er die Thür, in der der Drücker steckte, öffnen und eintreten konnte.

Im Vorderzimmer blieb er stehen, er getraute sich nicht weiter. Er setzte sich auf einen Stuhl. Ein Angstgefühl lag auf ihm, daß er sich förmlich in sich zusammenkrümmte.

War das die Stube, in die er so viel hundertmal vergnügten Herzens eingetreten war, weil er wußte, daß er zu seinem „Mooschen“ kam?

Wieder ergriff ihn das Schwindelgefühl. Mit beiden Händen mußte er sich an dem Stuhl halten; es war ihm, als drehten sich alle Gegenstände um ihn her. Er schloß die Augen.

Ein Rascheln zu seinen Füßen weckte ihn. Vor ihm stand der Ami und blickte fragend zu ihm auf.

Mit einer jähen Bewegung beugte er sich nieder und hob das Thier zu sich empor. Die furchtbare Seelennoth löste sich in einem Strom von Thränen; lautlos, bitterlich weinte er in das Fell des Hundes hinein, den er an sein Gesicht gedrückt hielt.

Dies schien ihm wieder etwas zu Kräften zu helfen.

Er stand auf, ohne den Hund aus den Armen zu lassen; er drückte ihn an sich, als wenn er Schutz bei ihm suchte; und so, den Ami in den Armen, trat er in das Zimmer ein, wo die Mutter lag.

Der Kantor war noch nicht zurückgekehrt, der Arzt noch nicht gekommen; Frau Apel war allein.

Der Vorhang vor dem Alkoven war zurückgeschlagen. Der Knabe trat an das Fußende ihres Bettes. So wie sie gestern Nacht darin gelegen hatte, lag sie noch jetzt; es sah aus, als hätte sie seit dem Augenblick kein Glied gerührt.

Indem sie in das Gesicht des Knaben blickte, der mit niedergeschlagenen Augen vor ihr stand, erkannte sie, daß er Bescheid wußte.

Ein heißes Glühen flackerte in ihren Augen auf — nun würde sie erfahren.

Das Gesicht des Knaben war so blaß, daß es beinah ins Grünliche schillerte; an seinen eingefallenen Schläfen traten die Adern dick und blau hervor.

Vom Bette der Mutter kam ein unterdrückter, unverständlicher, ungeduldiger Laut — sie wollte also wirklich, daß er sprach?

Er wandte den Kopf zu ihr, langsam, langsam; die Augen von Mutter und Kind begegneten sich.

Wenn in der Seele der Frau noch etwas lebendig gewesen wäre von der einstigen Empfindung, so würde sie den Ausdruck in den Augen des Jungen verstanden haben, die flehende, jammervolle Bitte: „frage mich nicht,“ würde begriffen haben, daß sie das unglückliche Kind, an das sie sich mit der Last ihrer verzweifelten Seele hing,

herabreißen mußte in das Grab, würde sich gesagt haben: „thu's nicht; stelle nicht das Kind zwischen Vater und Mutter."

Aber all diese Empfindungen und Erwägungen waren nicht mehr da; oder wenn sie noch vorhanden waren, so wurden sie erstickt und überschrieeen von dem einen, wüthenderen Begehren: Wissen! Wissen!

Sie deutete auf den Rand ihres Bettes. Der Junge sollte sich zu ihr setzen. Laut sprechen konnte sie nicht mehr.

Dem Winke gehorsam ließ er den Ami zu Boden. Mit schlotternden Gliedern trat er heran und setzte sich auf die Bettkante.

Er beugte das Haupt.

Die Mutter sprach nicht, nur von der Seite sah sie ihn an, und indem er ihren Blick auf sich gerichtet fühlte, war es ihm, als versengte ihn der Blick.

„Sie hat gesagt," — er hob an und hörte wieder auf; die Kehle war ihm wie verrostet.

Dicht an seiner Seite aber fühlte er, wie die Hand der Mutter krampfhaft über die Bettdecke strich. Er holte tief Athem.

„Sie hat gesagt — sie hat hinter der Thür gestanden — und durchs Schlüsselloch gesehn — und da hat sie gesehn — mitten in der Stube haben sie gestanden — der Papa und — und dann haben sie sich umarmt — und geküßt."

Er hatte nicht mehr Zeit, die Wirkung seiner Worte zu erfahren.

Im Augenblick, da er geendigt, wurde die Thür des

Vorderzimmers von außen aufgerissen, hastige Schritte kamen herein.

Das war der Vater!

Mit einem dumpfen Laute flog der Knabe empor, und als die Thür der Schlafstube aufgerissen wurde und in der Thür der Kantor erschien, floh er an ihm vorüber, gesenkten Hauptes, in das Vorderzimmer und mitten im Vorderzimmer blieb er stehn und kniff die Augen zu und drückte beide Hände an die Ohren.

Ein gräßliches Gefühl war in ihm, daß dort nebenan jetzt etwas Furchtbares geschehen würde.

Dort nebenan waren ja Vater und Mutter beisammen, und Vater und Mutter waren doch Feinde jetzt.

Und indem er so stand, drang wirklich ein Geräusch von dort drinnen ihm zu Ohren, ein Geräusch, wie wenn man Bettstücke zerwühlt, wie wenn eine Bettstelle unter einem sich bewegenden Körper kracht und knackt, dazwischen heftige, halblaut gemurmelte und geflüsterte Worte und dann ein Schrei — die Hände sanken ihm von den Ohren; seine Augen thaten sich geisterhaft auf.

Und noch einmal kam der Schrei, ein rauher, heiserer, wilder Schrei.

Das war die Mutter, und mit einem gellenden Kreischen, seiner Sinne und Gedanken nicht mehr mächtig, warf sich der Knabe auf die Thür und riß sie auf und stürzte in das Schlafzimmer.

Die Frau hatte sich auf die Kniee aufgerichtet; knieend lag sie im Bett.

Mit beiden Armen hielt der Vater sie umschlungen;



er sprach auf sie ein, in fliegender Hast, immerfort und unaufhörlich, so daß seine Lippen geradezu flatterten.

Dann beugte er das Haupt, und es sah aus, als wenn er sie küssen wollte.

Und indem das geschah, sträubte sich die Frau in seinen Armen und mit einem rauhen, heiseren, wilden „nein" stieß sie ihn von sich.

Und zugleich mit dem „nein" kam etwas Rothes von ihren Lippen, etwas Dunkelrothes, erst in Tropfen, dann wie ein Strom.

Und indem der Knabe das sah, wußte er nicht mehr, daß der Vater noch da war, vor dem er sich fürchtete. Alles vergessend warf er sich über die Mutter her.

„Mooschen," schrie er, „Mooschen! Mooschen!"

In den Armen des Knaben sank die Frau rücklings über, in die Kissen des Bettes zurück.

Der Junge lag über sie hingestreckt, beide Arme ausgebreitet, von einem so furchtbaren Schluchzen durchschüttert, daß es aussah, als müßte das arme schwache Menschengewächs von den Wurzeln des Lebens dadurch losgerissen werden.

Mit beiden Händen ergriff die Mutter seinen lockigen Kopf, sie drehte sein Gesicht zu sich herum, ihre Lippen flüsterten etwas, was Niemand mehr vernahm, der starre, schreckende Ausdruck wich aus ihren Augen, und noch einmal, mit dem glücklichen Lächeln der alten Tage, wenn das „Mooschen" von den Lippen ihres Jungen zu ihr aufgeflüstert kam, senkten sich die Augen der Mutter in die Augen des Kindes.

Und dann kam ein Seufzer — — —

Ueber dem Weiher im Erlenwalde, an dem die Frau Kantor Apel so gern mit ihrem Egon spazieren gegangen war, stiegen Hügel an.

Auf der Höhe dieser Hügel lag ein alter kleiner Friedhof. Er war nicht sonderlich gepflegt; man begrub nur arme Leute dort. Aber Bäume umringten ihn, blühende Sträucher beugten sich über die Gräber. Es war ein trauliches, stilles Fleckchen.

In früheren Zeiten, als sie noch Hügel ersteigen konnte, war Frau Apel manchmal mit ihrem Jungen die Höhe hinangestiegen.

Von droben öffnete sich ein herrlicher Blick auf den Strom und auf die alte Stadt, die an dem Strome lag. Sogar die Fenster ihrer Wohnung, mit dem Balkon davor, konnten sie von hier aus, undeutlich freilich, erkennen.

Da war es dann jedesmal eine Freude für die Kantorsfrau gewesen, wenn der Junge, neben ihr stehend, das Händchen ausstreckte und „da wohnt Mooschen" sagte.

Später hatte das aufgehört. Höhen und Hügel gab es für Frau Apel nur vom Ansehen noch.

Aber so oft sie mit dem Egon am Fuße des Hügels im Erlenwalde auf und nieder ging, hatte sie bei sich gedacht: „da oben werde ich einmal ruhen."

Und nun war es so weit.

Heut brauchte sie sich nicht mehr anzustrengen; man

trug sie hinauf. Und unter einem großen Weißdornbusch senkte man sie in die Erde.

Das Trauergeleite, das ihr zu Grabe folgte, war nicht groß.

Hinter dem Sarge schritten der Kantor und sein Sohn. Einige mitleidige Nachbarsfrauen schlossen sich an, und stattlich ragte aus deren Mitte die mächtige Gestalt der Wittwe Hauschka, in schwarze Seide gekleidet, hervor. Ihr zur Seite ging die Sibylle, ebenfalls ganz schwarz, wie ein kleines florumwundenes Licht neben einer großen Trauerkerze.

Die Bestattung vollzog sich rasch, unter wenig Worten und vielen Thränen.

Der Kantor Apel schluckte und schluchzte, und von seinem Schmerz bewegt, weinten die Nachbarsfrauen herzbrechend mit.

Auch die Wittwe Hauschka hatte ihr weißes, sorgfältig zusammengelegtes Taschentuch hervorgeholt und drückte es wiederholt an die Augen.

Der Einzige vielleicht, der nicht weinte, war der Egon. Wenn man ihn ansah, konnte man zweifelhaft werden, ob er überhaupt begriff, was vorging.

Aber Niemand sah ihn an, Niemand hatte Zeit, an ihn zu denken. Niemand — außer Einer, der Sibylle. Die Sibylle sah nicht auf das Grab, in welchem der Sarg versank, hörte nicht auf die Worte des Predigers, ihre Augen hingen an dem Jungen, und mitten in dem feierlichen Grausen, mit dem der trauervolle Vorgang ihre Kinderseele erfüllte, spielte ein leises Flämmchen erwärmend

um ihr Herz und eine Stimme flüsterte ihr zu: „jetzt wird er Dein Bruder.“

Als dann Alles zu Ende war und man sich zum Heimwege anschickte, richtete es die Wittwe Hauschka so ein, daß sie an die Seite des Kantors kam. Und indem die Eltern voranschritten, gingen die beiden Kinder Seite an Seite hinter ihnen drein.

Die Wittwe redete leise und eifrig auf den Kantor ein und man sah ihn wiederholt zu ihren Worten nicken. Offenbar bemühte sie sich, ihn zu trösten und ihre Trostgründe fanden willige Aufnahme.

Sie waren von der Anhöhe herabgestiegen und jetzt gerade an der Stelle, wo der Weg am Erlenweiher abzweigte; um dem Geflüster der Nachbarinnen zu entgehen, schlug die Wittwe vor, daß man diese vorausgehen lassen und in den Weg am Weiher einbiegen sollte.

Der Kantor willigte ein.

Frau Hauschka ergriff seinen Arm, und als die Sibylle das sah, wollte sie es der Mutter nachmachen und den Egon ebenfalls am Arme nehmen.

Aber es gelang ihr nicht. Der Junge stand wie ein Stock.

„Komm doch,“ forderte sie ihn auf.

Er kam nicht.

Er blickte auf den Waldweg, über den die Sonnenlichter spielten; er dachte daran, wie er den Weg da mit seinem „Mooschen“ gegangen war, den Arm um sie geschlungen, auf und ab und ab und auf, und jetzt ging dort der Vater, Arm in Arm mit der fremden Frau, und das „Mooschen“ kam nie wieder, erzählte ihm nie wieder,

war nie mehr da, und Alles um ihn her war anders, war neu, lauter fremde Menschen, die er nicht verstand, die ihn nicht verstanden — und die Thränen, die vorhin wie eingefroren hinter seinen Augen geblieben waren, jetzt kamen sie, brachen hervor, und mit hängendem Kopfe, hängenden Armen fing er an zu weinen, zu weinen —

Sprachlos stand die Sibylle neben ihm. Die Wittwe Hauschka wandte den Kopf.

„So kommt doch," rief sie mit ihrer grellen Stimme, als sie die Kinder noch immer am Eingange des Weges stehen sah.

Und auch der Kantor wandte sich zurück und es sah aus, als wollte er auf den Knaben zugehen.

Als der Knabe dies bemerkte, versiegten augenblicklich seine Thränen; sein Gesicht nahm den Ausdruck des Schreckens, beinah des Entsetzens an. Er trat auf die Sibylle zu, als wollte er sich hinter ihr verstecken.

Die Sibylle griff abermals nach seinem Arm, den er ihr jetzt ohne Widerstand überließ, dabei fühlte sie, wie sein Arm zitterte. Das kam wohl von dem Schreck her, den er soeben ausgestanden hatte; sie sagte nichts und zog ihn mit sich fort, hinter den Eltern her. Aber das Zittern ließ nicht nach; nicht sein Arm allein, sein ganzer Körper zitterte und bebte unaufhörlich.

„Warum zitterst Du denn so?" fragte die Kleine, indem sie zum Gesicht des Jungen auffsah.

„Mich friert so," gab er zur Antwort.

Dabei klang es, als schlügen ihm die Zähne aneinander.

Es war ein heißer Nachmittag, zu Ende August, und dabei fror ihn? Sonderbar.

Instinktmäßig zog die Sibylle ihren Arm aus dem seinen und schlang ihn um seine Schulter. Sie drückte sich an ihn, als wollte sie seinen frierenden Körper an ihrem warmen kleinen Leibe erwärmen. Es schien ihm auch wirklich gut zu thun; das fröstelnde Schauern in seinen Gliedern ließ etwas nach. Schweigend gingen sie in dieser Weise eine Strecke fort, hinter den Eltern her. Im Gesicht der Sibylle war ein Zucken, ein Wechseln der Farbe, als wenn sie etwas sagen wollte, was ihr auf den Lippen brannte und das sie nicht auszusprechen sich getraute.

Endlich hielt sie es nicht länger aus. Noch enger preßte sie sich an ihn.

„Du — Egon — soll ich Dir was sagen?“ In ihrer flüsternden Stimme war ein unterdrücktes Jauchzen, wie fernes Frohlocken: „Jetzt wird es nicht mehr lange dauern, dann wirst Du mein Bruder sein und ich Deine Schwester.“

Der Knabe wandte das Gesicht zu ihr herum; sein Gesicht war ganz verstört. Er wollte fragen, aber er brachte keinen Laut hervor.

Für das Mädchen aber gab es kein Zurückhalten mehr. Alles, was sie seit Wochen, seit Monaten mit stummer, schauernder Freude vorauserlebt hatte, jetzt war es da. Sie mußte sich Luft machen, es mußte heraus.

„Jetzt wird's nicht mehr sehr lange dauern,“ fuhr sie

fort, „dann wird Dein Papa meine Mama heirathen und dann ist meine Mama auch Deine Mama!“

Wie angewurzelt blieb der Junge stehn. Jetzt hatte er sie verstanden, und indem er sie verstand, umkrallte ihm ein fürchterlicher Schreck das Herz.

Eine Stiefmutter sollte er bekommen!

Unter den Märchen, die ihm die Mutter erzählt hatte, waren eine Menge gewesen, die von Stiefmüttern, von bösen Stiefmüttern handelten. Schon damals hatte ihn der Gedanke an eine solche mit Grausen erfüllt; mit angstvoller Zärtlichkeit hatte er sich an sein „Mooschen“ geklammert, daß ihm nur so etwas nicht einmal begegnete! Nur so etwas nicht!

Und jetzt kam es wirklich. Das schreckende Wesen, das in seinen Träumen gespukt hatte, war leibhaftig geworden; dort vor ihm ging es, die wuchtigen Füße in den Boden pflanzend, als wollte es die Spuren austreten, die von den schwachen, zarten Füßen seiner Mutter geblieben waren.

Mit weit aufgerissenen Augen blickte der Knabe hinter ihr her; wenn er sich das Bild einer Stiefmutter ausgemalt hatte, das fürchterliche Bild, so hatte es immer gerade so ausgesehen wie jene dort, die große, schwarze, böse Frau, an der nichts war, was ihn an sein „Mooschen“ erinnerte, an der Alles anders, Alles das Gegentheil von dem war, was er geliebt, was er umarmt, woran er gehangen hatte.

Das Gefühl trostloser Vereinsamung überkam ihn mit mit so verzweifelter Gewalt, daß er die Augen nach allen Seiten gehen ließ, als suchte er einen Ausweg, um davon-

zulaufen, irgendwohin. Aber die Sibylle hielt ihn mit beiden Händen fest.

„Komm doch," sagte sie, „komm doch nur weiter; sonst werden sie böse."

Er gab seine Fluchtgedanken auf. Eine erbärmliche Furcht erfaßte ihn.

Wenn er nicht mitkam, würde die große schwarze Frau umkehren und ihn schlagen. Die Zähne klapperten ihm, und am ganzen Leibe zitternd ließ er sich von der Sibylle weiterschleppen.

Die Sibylle ging stumm neben ihm her. Sie versuchte nicht mehr, ihm zuzureden; ihr war so beklommen zu Muthe, beinah als wenn sie sich schämen müßte. Aus ihres Herzens Freudigkeit hatte sie ihm gesagt, daß sie nun Bruder und Schwester werden würden — und seine Antwort war gewesen, daß er hatte davonlaufen wollen. Er wollte also gar nicht ihr Bruder werden? All ihre Freudigkeit war vergangen, und je lebhafter die beiden Erwachsenen da vorn miteinander zu sprechen begannen, um so einsilbiger wurde es zwischen den Kindern, die mit gesenkten Köpfen, immer weniger sprechend und endlich ganz verstummend hinter ihnen dreingeschlichen kamen.

Als man zu Hause anlangte, hatte der Kantor Apel von Neuem Gelegenheit, über die Aufmerksamkeit der Wittwe Hauschka zu erstaunen.

„Jetzt müssen Sie hereinkommen," erklärte sie, als sie in den Hausflur getreten waren, „und dann wollen wir zusammen Kaffee trinken."

Sie hatte bei diesen Worten die Thür zu ihrer Wohnung geöffnet.

Mitten im Zimmer stand der Tisch, mit einem schneeweißen Tischtuche gedeckt, Kaffeetassen, Weißbrot und Butter darauf. Alles, wie es sich bei der Wittwe Hauschka von selbst verstand, strahlend von Sauberkeit.

Der Kantor ließ sich nicht lange nöthigen, und so zog die ganze kleine Karawane hinein und man setzte sich um den appetitlich angerichteten Tisch.

Während die Mutter hinausging, den Kaffee zu kochen, zerlegte die Sibylle mit ihren kleinen geschickten Händen die Weißbrote und beschmierte sie mit Butter. Sie glühte vor Eifer, und in die schwarzen runden Augen kehrte die gewohnte Lebensfreudigkeit wieder zurück.

Mit einer gewissen Feierlichkeit stellte sie den Teller vor den Kantor hin, dann schob sie einen zweiten vor den Egon.

„Fang immer an," sagte sie zu dem Jungen, „iß Egon, iß."

Sie war hinter seinen Stuhl getreten, sie hatte, indem sie ihm die Worte zuflüsterte, die Wange an seinen Kopf gedrückt; plötzlich warf sie beide Arme um seinen Kopf, so daß sie ihm das Gesicht ganz verdeckte und drückte ihr Gesicht in die Locken auf seinem Haupte.

Der Junge saß still und wartete geduldig, bis sie ihn wieder freigeben würde.

Dies geschah, sobald die Wittwe mit der dampfenden Kanne zurückkam.

Der Kaffee wurde in die Tassen geschenkt und mit dem Appetit von Menschen, die nach Gemüthsbewegungen körperliche Stärkung suchen, machten sich der Kantor Apel

„Aber ich will, daß der Ami herunterkommen soll! Ich will's und ich will's!"

Sie schrie die Worte mit gellender Stimme; ihre kleinen Hände waren zu Fäusten geballt; ihr Gesicht verzerrt und kreideweiß.

Der Kantor flog förmlich aus seinem Lehnstuhl empor. Es war, als wenn eine Bombe in dem Zimmer explodirt wäre.

Die Wittwe Hauschka sprang auf und eilte auf die Kleine zu.

„Aber Sibylle? Aber Sibylle?" Und sie drückte das Kind an sich.

Die Sibylle sträubte sich gegen ihre Liebkosungen. Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen.

„Aber der Ami soll hereinkommen dürfen," schluchzte sie wüthend.

„Ja doch," begütigte sie die Mutter, „Du kannst ja mit dem Jungen gehn, ihn holen."

Die Sibylle zog ihr Taschentüchlein hervor und wischte sich langsam die Thränen aus dem Gesicht. Dann ging sie auf den Egon zu.

„Komm," sagte sie im Befehlshaberton und ergriff ihn an der Hand.

Wie betäubt gehorchte ihr der Knabe und beide Kinder gingen hinaus.

Es dauerte nicht lange, so kehrten sie zurück. Winselnd vor Aufregung schwänzelte der Ami hinter ihnen drein. Der Hund war so ausgehungert, daß, sobald er die Milch und den Kaffee roch, er auf einen



Stuhl sprang und mit beiden Vorderpfoten auf den Tisch stieg.

„Wirst Du runter?“ knirschte die Wittwe Hauschka halblaut.

Sie wagte nicht, den Hund mit eigener Hand hinunterzujagen, denn die Sibylle stand gerade vor ihr und nahm den Milchtopf vom Tische auf.

„Nimm den Ami herunter,“ gebot die Sibylle dem Egon, „ich werde ihm hier unten etwas geben.“

Der Knabe hob den Hund in seinen Armen vom Tische und setzte ihn nieder.

Die Sibylle goß eine Untertasse voll Milch, brockte Weißbrot hinein und stellte die kleine Mahlzeit an den Boden.

Mit einem Sprunge fiel das Thier darüber her. Die Sibylle stand daneben und blickte nachdenklich auf den Hund herab. Dann kauerte sie sich zu ihm nieder und strich ihm über den Rücken.

„Du armer Ami,“ sagte sie, „wie Du hungrig bist.“

Die Untertasse war bald ausgeschlappt.

„Willst Du noch ein bischen haben?“ fragte die Sibylle.

Sie nahm die Schale auf, um den Rest aus der Milchkanne hineinzugießen.

Als sie sich damit herniederbeugte, stieg der Hund schweifwedelnd an ihr empor, als wenn er sich bei ihr bedanken wollte.

„Du, Egon,“ rief die Sibylle ganz beglückt, „sieh doch nur her, der Ami wird gut zu mir!“

Der Knabe nickte stumm bestätigend. Er saß auf seinem Stuhle, sah Allem zu, ohne eine Hand zu rühren. Er war so müde, daß er sich kaum mehr aufrecht halten konnte.

In seinem Kopfe war solch ein sonderbares Gefühl, als wenn sich ein Nebel darin ausbreitete, der immer dichter wurde, so daß er die Menschen umher nur noch in schwachen Umrissen erblickte und ihre Worte nur halb noch verstand.

„Ich glaube, der Junge muß zu Bette gehn," erklärte die Wittwe Hauschka, „er fällt ja um vor Müdigkeit."

„Ja, ja, geh Du nur hinauf und leg Dich zu Bett," bestätigte der Kantor.

Der Knabe erhob sich und ohne den Vater oder die Wittwe anzusehen, ging er auf die Thür zu. Dabei sah es beinah aus, als wenn er taumelte.

Der Hund lief ihm nach.

Die Sibylle sprang auf und schoß hinter ihm zur Thür hinaus.

Als sie in den Flur trat, stand der Junge gegen die Wand gelehnt.

Vor ihm stand der Ami, wartend, daß er auf den Arm genommen werden würde und anscheinend erstaunt, daß es heute nicht geschah.

„Du, Egon," sagte die Sibylle, als sie ihn so unschlüssig sah, „möchtest Du noch nicht hinaufgehn?"

Der Knabe wandte den öden Blick auf den Hof und das Hinterhaus.

„Ich fürchte mich so vor da oben," erwiderte er mit schwerer, beinah lallender Zunge.

Wie ein Pfeil drang das Wort in das Herz des Mädchens.

Sie verstand es ja nur zu wohl, daß er sich fürchtete. Würde sie sich denn nicht gefürchtet haben, wenn sie da hinauf gemußt hätte, wo die Frau vor kurzem gestorben war? Und dabei gar keine Möglichkeit ihm zu helfen.

Blitzschnell gingen alle Gedanken, deren sie habhaft werden konnte, durch ihren Kopf. Ob er nicht bei ihnen unten bleiben konnte? Aber wie hätte das gemacht werden sollen? Und ihre Mutter, die ihn nicht mochte. Aber er hatte ja seinen Vater — aber freilich, der —

Und plötzlich überkam sie die Empfindung von der Verlassenheit und Verlorenheit des unglücklichen Jungen mit so vernichtender Gewalt, daß sie in Thränen ausbrach.

„Du armer Egon," sagte sie, indem sie beide Arme um ihn schlang, „Du armer Egon."

Sie drückte den Kopf an seine Brust und ihre Thränen flossen so stark, daß sein schwarzer Trauerrock ganz feucht davon wurde.

Aber der Nebel in seinem Kopfe ließ ihn das Alles nur halb noch bemerken und empfinden.

Er richtete sich auf und mit wankenden Schritten ging er davon, über den Hof, in das Hinterhaus hinein.

Eine so unruhige Nacht wie diese hatte die Sibylle in ihrem jungen Leben noch nie durchgemacht. Sie war eingeschlafen, aber aus dem Schlafe aufgewacht, und indem sie nun in die schwarze Nacht hinausblickte, war

ihr erster Gedanke, wie es wohl jetzt da oben aussehen möchte.

Der Gedanke ließ sie nicht wieder einschlafen. Sie hatte ein Gefühl, als müßten sich schreckliche Dinge bereiten.

Aus der Ferne kam der hallende Schlag einer Kirchthurmuhr; gerade Mitternacht.

Von Märchen wußte sie nichts — aber Gespenster, das war etwas Anderes, und Gespenster kamen um Mitternacht. Vielleicht, daß gerade jetzt die todte Kantorsfrau — und schauernd kroch sie unter die Bettdecke.

Länger als gewöhnlich schlief sie in den Morgen hinein.

Es war schon spät, als sie aufstand; in aller Eile mußte sie sich anziehen, um noch rechtzeitig zur Schule zu kommen, sonst wäre sie rasch noch einmal hinaufgelaufen, nach dem Egon zu sehen.

Als sie aus der Schule zurückkam, trat eben der alte Sanitätsrath aus dem Hause. Er zeigte ein besorgtes Gesicht.

Von wo kam denn der? Bei wem war er gewesen?

Auf dem Flur stand die Mutter im Gespräch mit einer Nachbarin. Das Gespräch wurde leise geführt; aber das letzte Wort, das die Mutter sagte, hatte sie verstanden: „er wird wohl sterben."

Der Athem versagte dem Mädchen.

Wer würde sterben? Der Kantor? Aber der war ja gestern Abend kerngesund gewesen, und wenn er es gewesen wäre, hätte die Mutter nicht so ruhig gesprochen. Also etwa —?

Hände und Füße wurden ihr eiskalt, ein dumpfes Brausen war in ihren Ohren.

Konnten denn Kinder sterben? Sie hatte über solche Dinge nachgedacht, wie Kinder es thun. Sterben war eine Sache der Erwachsenen. Erwachsene Leute waren alt und alte Leute mußten einmal sterben; nun ja. Das war einmal so eingerichtet. Aber ein Kind, nicht älter als sie, das sollte auch schon hinweg müssen? Unter die Erde hinunter? Nie mehr spielen? Nie mehr spazieren gehn? So etwas war möglich?

Wie ein Bleigewicht fiel ihr der Gedanke auf das Haupt, machte sie ganz sprachlos, raubte ihr beinah die Besinnung.

Trotz allen Schauders aber war das Mitgefühl für den Jungen so stark in ihr, daß sie gleich zu ihm hinauf wollte. Nur der energische Befehl der Mutter vermochte sie, unten zu bleiben, bis sie zu Mittag gegessen hatte.

Dann aber ließ sie sich nicht länger halten.

In der Thür droben steckte der Drücker. Ganz leise öffnete sie, und auf den Fußspitzen, mit angehaltenem Athem, trat sie ein. Ihr war, als ginge sie etwas Wunderbarem, Unerhörtem entgegen.

Der alte Sanitätsrath war schon wieder gekommen; mit dem Kantor stand er vor dem Bette des Knaben, das aus dem Schlafzimmer in den Vorderraum geschafft worden war.

Die Kleine mußte um die beiden Männer herumschleichen, um an das Bett zu gelangen.

In dem Bette lag der Egon, ausgestreckt, mit geschlossenen Augen, die Hände auf der Bettdecke.

Als die Sibylle an das Kopfende seines Lagers trat, schlug er die Augen auf; er schien sie zu erkennen; indem sie sich niederbeugte, bewegten sich seine Lippen und die rechte Hand erhob sich ein wenig. Es sah beinah aus, wie eine Begrüßung.

Der Arzt hatte die Kleine erkannt.

„Na, Mamsellchen,“ sagte er leise, indem er sie unter das Kinn nahm, „wieder Krankenpflegerin? Das ist recht.“

Er wandte sich an den Kantor.

„Lassen Sie die Kleine nur bei ihm; Sie können doch nichts helfen, Sie haben ja gesehen, wie er sich aufregt, wenn er Sie sieht.“

Geräuschlos setzte er einen Stuhl neben das Bett und bedeutete der Sibylle, Platz darauf zu nehmen. Dann ging er mit dem Kantor hinaus.

Die Sibylle war der Anweisung des alten Arztes gefolgt.

Nun saß sie zur Seite des Bettes, zwischen diesem und der offenen Balkonthür; denn weil es ein weicher, warmer Nachmittag war, hatte der Arzt angeordnet, daß die Thür offen bleiben und frische Luft herein sollte. Sie gab keinen Laut von sich, hielt sich mäuschenstill; unverwandt blickte sie auf den Knaben, der da vor ihr lag.

Die Augen waren ihm wieder zugesunken. Ein Bilderbuch lag aufgeschlagen auf der Bettdecke, ein altes



Buch mit Darstellungen von Thieren; auf dem Buche lagen seine Hände. Wie matt die Hände aussahen, wie weiß, beinah durchsichtig. Das leinene Hemd, das seinen Körper umschloß, war auf der Brust ein wenig aufgegangen; durch den Spalt des Hemdes sah sie seine nackte Brust; wie weiß sie war. Und das Gesicht!

Immer war ihr das so merkwürdig gewesen, daß er so weiß war und sie so braun. Verstohlen, wenn er neben ihr ging oder saß, hatte sie auf ihre eigenen Hände niedergeblickt und sich bewundernd gestanden, was für eine vornehme Haut er im Vergleich zu ihr hatte. Immer war ihr der Junge darum so merkwürdig gewesen; all seine Gleichgültigkeit hatte sie geduldig ertragen, weil sie sich ihm gegenüber wie etwas Untergeordnetes empfand. Daß er unpraktisch war, daß sie eigentlich klüger war als er, daß sie ihn eigentlich nie so recht verstand, Alles das war ja wahr — aber trotz alledem — etwas Geheimnißvolles war an ihm gewesen, beinah etwas Wunderbares.

Und jetzt wollte er das thun, was sonst nur die Erwachsenen und die Alten thaten, sterben.

Sterben — wenn ihr jemals der Gedanke an so etwas gekommen war, hatte sie es sich nicht anders vorstellen können, als daß das ein wüthendes Umherschlagen, ein sich Sträuben und Wehren sein müßte. Ihre energische kleine Natur bäumte sich dagegen auf. Und so still machte er es, so lautlos gab er sich dahin, beinah wie ein Licht, das von selbst erlischt, das man nicht einmal auszulöschen braucht.

Unwillkürlich falteten sich ihre Hände im Schoße; andächtig, wie in der Kirche, saß sie da, und in der feierlichen Stille des verglühenden Sommertages wandelte das große Geheimniß aller Dinge ahnungsvoll durch die junge schauernde Seele.

Ein schwaches Geräusch vor der Thür erweckte sie aus ihren Gedanken. Leise erhob sie sich, um nachzusehen, was es gäbe.

Der Ami war ausgesperrt gewesen und kam herein, da sie die Thür öffnete. Ohne Weiteres sprang er auf das Fußende des Bettes, auf dem er zu ruhen gewöhnt war, wenn der Egon im Bette lag.

Indem der Knabe die Berührung fühlte, schoben seine Augenlider sich ein wenig zurück. Er erkannte den Hund und der schwache Schimmer eines leisen, leisen Lächelns ging über seine Züge.

Seine Hand tastete über das Bilderbuch und blieb an einer Stelle liegen.

Die Sibylle beugte sich nieder, um zu erkennen, auf was er deutete. Das Bild zeigte einen Hund.

„Das ist — der — Ami,“ sagte er.

Sein Sprechen war ein Lispeln, so leise, daß sie ihn nur verstand, weil ihr Kopf über seine Brust gebeugt und ihr Ohr dicht an seinem Munde war.

Der Hund auf dem Bilde zeigte zwar nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Ami; es war ein großer Bernhardiner oder Neufundländer — dennoch nickte sie bestätigend mit dem Kopfe; jawohl, es war der Ami.

Abermals trat ein langes tiefes Schweigen ein. Der

Hund blickte auf seinen kleinen Herrn, und als er von diesem, dessen Augen wieder geschlossen waren, keinen Blick empfing, richtete er die schwarzen Augen auf die Sibylle, als wollte er fragen: „was ist denn hier los?“ Die Sibylle legte den Finger an den Mund; es war ihr, als sei der Hund ein menschlich denkendes Wesen und als müßte sie ihm Schweigen gebieten.

„Streichle ihn — mal,“ kam es wieder von den Lippen des Knaben, „damit er — Dir gut wird.“

Sie kniete am Bette nieder und streichelte den Hund über Kopf und Rücken.

Der Hund drückte sein Köpfchen in ihre Hand und seine Zunge fuhr heraus, als wollte er ihr die Hand lecken.

„Er hat mir einen Kuß geben wollen,“ flüsterte die Sibylle dem Egon ins Ohr.

Die Hand des Knaben tastete umher, bis daß sie die Hand des Mädchens gefunden hatte. Regungslos ließ sie ihre Hand in der seinigen; es war das erstemal im Leben, daß er aus eigenem Antriebe nach ihrer Hand gegriffen hatte.

„Du — Sibylle,“ hauchte er, „ich will Dir — den Ami — schenken.“

Als die Kleine das vernahm, brach sie wortlos in Thränen aus, beugte sich schluchzend über den Knaben und hielt ihr Gesicht auf seine Brust gedrückt. Das Einzige, Letzte, Liebste was er besaß, gab er dahin. Das hieß, daß er Abschied nahm. Und er schenkte es ihr — das hieß, er nahm Abschied im Augenblick, da er ihr gut geworden war, zum erstenmal!

Nun würde er nie wieder mit ihr spazieren gehn, nun würde sie nie wieder Exempel für ihn ausrechnen auf ihrer Tafel — ein wüthender Schmerz zerriß ihr armes, kleines Herz und mit beiden Armen warf sie sich über ihn hin.

„Ach Egon," stammelte sie unter Thränen, „ach Egon, ach Egon."

Indem sie das Gesicht auf seinen Leib preßte, fühlte sie, wie der Leib sich bewegte, wie die Brust sich hob und senkte, krampfhaft sich aufbäumte, und wie dann Alles wieder ruhig wurde, regungslos und still.

Sie erhob das thränenüberströmte Gesicht und wandte es nach ihm um.

Seine Augen waren weit geöffnet und in den Augen war ein wunderbarer, staunender, fragender Ausdruck, und dann etwas — so Sonderbares —

Einige Augenblicke darauf kam es die Treppe des Hinterhauses herab, eilend, hastend, stürmend, in Sprüngen, immer zwei Stufen auf einmal, über den Hof fegte es hin, über den Flur und bei der Wittwe Hauschka brach es ein. Die Sibylle war es, die schreiend hereingelaufen kam, schreiend, mit beiden Händen am Kopfe, die sich auf die Dielen warf, mit ganzem plattem Leibe, so daß die Wittwe erschreckt aufsprang und der Kantor ebenso, der bei der Wittwe saß.

„Da oben! Daß doch nur Jemand nachsieht, da oben! Ich glaube — der Egon — ich glaube — der Egon —"

Der Kantor wurde aschfahl im Gesicht und stürzte hinaus.

Die Sibylle hatte richtig geglaubt; diesmal hatte sich der Egon nicht mehr aufgeregt, als der Vater an sein Bett trat.

Das Geschrei der Sibylle, ihr Klagen und Jammern war verstummt; eine erdrückende Stille lag auf Vorder- und Hinterhaus; es wurde dunkel.

Die Wittwe Hauschka hatte ihre Lampe angezündet und saß mit einer Näharbeit an ihrem Tische. Von der Arbeit blickte sie auf; die Thür öffnete sich und die Sibylle, die vorher hinausgegangen war, trat herein. Auf den Armen trug sie den Ami.

Sie blieb vor der Mutter stehn.

„Der Egon hat ihn mir geschenkt," sagte sie.

Die Mutter erwiderte kein Wort.

Die Sibylle ließ den Hund zur Erde, holte einen kleinen Korb aus dem Nebenzimmer, legte ein Kissen hinein und stellte ihn in die Ecke des Zimmers. Das war von nun an die Schlafstätte des Ami. Dann holte sie wieder eine Schale Milch mit eingebrocktem Brot — das war sein Abendessen.

Die Wittwe Hauschka sah Allem schweigend zu, ließ das Mädchen ohne Widerspruch gewähren, sagte kein Wort.

Der Hund hatte Bürgerrecht in ihrer Wohnung erlangt und er behielt es. Behielt es auch später, als die Wittwe Hauschka längst schon Frau Apel geworden war und mit ihrem zweiten Manne, dem Kantor Apel und ihrer Tochter, der Sibylle, fern von hier in einer anderen Gegend der Stadt wohnte.

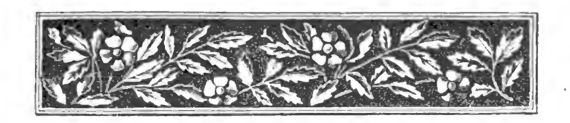
Auf der Straße aber stießen sich die Leute an, wenn sie des Nachmittags, beinah alle Tage und immer zu gleicher Zeit ein kleines, hübsches, sauber gekleidetes Mädchen mit schwarzem Haar und schwarzen Augen die Straße dahingehen sahen, hinter ihr, einmal wie allemal, ein kleiner alter Hund, halb Pintscher, halb Spitz.

„Wie nur das hübsche Kind zu dem häßlichen Hunde gekommen sein mochte?"

Ja — wer das gewußt hätte.



Der Liebestrank.



I.

Wer heutzutage Deutschland bereist, wird manchmal an Städten vorüberkommen, die eingebettet im stillen weiten Lande, wie versunken liegen in Beschaulichkeit, wie träumend in tiefem Schlaf.

Bruchstücke von Mauerwerk ragen aus dem Grün der Vorgärten, andeutend, daß einstmals eine Ringmauer dagewesen ist, die den ganzen Ort umschloß. Wenn man hineintritt und die Straßen der Stadt durchwandelt, so bleibt man unwillkürlich stehn, horchend, als müßte man einem Nachhall lauschen.

Nachhall von was? Man weiß es kaum. Von einem Tone, der nicht mehr ist, der aber dagewesen ist, das fühlt man, einstmals, vor Zeiten.

Zwischen den Häusern der modernen Zeit, meistens unschönen, von dürftigen Gedanken eingegebenen Bauten, ragen hochgethürmte Giebel empor, aufgebaut von einem anderen, älteren Geschlecht, dessen Augen künstlerischer zu schauen, dessen Hände machtvoller zu bilden wußten, als Augen und Hände der Jetztzeit.

Aus engumschlossenen Winkeln erheben sich die steinernen Riesenleiber uralter Kirchen, die ihre Thürme, häufig mit abenteuerlichen Helmen gekrönt, emporheben, als wollten sie damit in den Himmel stoßen, anklopfen am Himmelsthor, um Einlaß zu begehren für gläubige Seelen.

Dann kommt man auch wohl an einen Platz, einen weiten, stillen, beinah verödeten Platz, und inmitten des Platzes steht ein großes, altes, palastartiges Haus, mit einem Eingangs-Portal, so breit, daß viele Menschen darin aus- und eingehen könnten, mit hohen Fenstern in allen Geschossen, mit einer stattlichen, mächtig emporgeschwungenen Treppe im Innern, auf der viele Menschen hinauf- und herabgestiegen sein mögen.

Jetzt aber gehen nur noch Knaben mit Schul-Tornisterchen auf dem Rücken durch die Pforte aus und ein, die Treppe hinauf und herab — das alte stolze Gebäude ist seiner einstigen Würde entsetzt; eine Realschule oder etwas derartiges ist aus dem geworden, was einst eine Universität war.

Also eine Universität ist in der Stadt gewesen?

Allerdings, und da rechts und links, wo die stillen Straßenzeilen sich öffnen, sehen Sie noch die Häuser, in denen die Universitäts-Lehrer gewohnt haben, die Magister, Professoren, die Viri doctissimi et amplissimi.

Also eine alte Universitätsstadt.

Nun begreift man das Gefühl der Oede, das man empfunden hat, als man die Gassen durchschritt, das Bedürfniß, einem Nachhall zu lauschen von Tönen, die man nicht mehr vernimmt.

Nicht daß die Stadt menschenleer wäre. O nein.

In den Straßen rollen die Wagen, treiben sich die Fußgänger; auf dem Marktplatze schwatzen und hadern die Weiber — aber einstmals haben die Augen der Welt über die Ringmauern der Stadt hereingesehen, und jetzt haben sie sich abgewandt.

Es ist, als ginge man durch einen Saal, in dem vor Zeiten eine vornehme Gesellschaft bei edlen Weinen und geistig angeregtem Gespräch gesessen hat, wo jetzt eine untergeordnete Menge bei Bier und Tabak unter plumpem Gelächter sich breit macht.

Der große, warme Strom, der die Menschheit befruchtet, der Strom des Geistes ist einst durch die Stadt hindurchgegangen — jetzt ist er zurückgetreten, und wie Mühlen, die nicht mehr mahlen, so stehen die alten Häuser in den alten Straßen, herniederblickend aus verschlafenen Fenstern, als wollten sie fragen, wo die Wellen geblieben sind, die früher ihre Räder trieben.

Denn jetzt ist's damit aus.

Nur hier und da noch gähnt das Kellerloch einer alten Weinstube zur Straße hinauf; und wenn man hinabsteigt, so findet man in dem alten, mit Spitzbogen gewölbten Raum uralte hölzerne Bänke und Tische, und in den Tischen, mit Messer und Meißel eingegraben, Namen, die man nicht mehr zu entziffern vermag.

„Namen von ehemaligen Studenten,“ erklärt einem der Wirth.

Und was für Studenten haben da gesessen!

Nicht Knaben, die aus dem Halfter der Schulpflicht losgelassen, vorläufig nur einen Gedanken haben, sich gütlich zu thun für erzwungenen Fleiß durch semesterlanges Faullenzen und durch Biertrinken, sondern Jünglinge, denen die Herzen brannten, Männer, die nachholen wollten, Menschen, die nach Erkenntniß dürsteten und zu lernen verlangten, zu lernen.

Die Sprachen der ganzen Welt ertönten damals in den winkligen Gassen der kleinen Stadt, denn aus allen Ländern der Welt kamen sie daher, um von dem neuen Lebensquell zu schlürfen, den die Hand des deutschen Mönches aus der Erde geschlagen hatte, und der im deutschen Lande floß.

Erlauchte Geister, wie Giordano Bruno, welche draußen ihre Reife erlangt hatten, hielten sich für völlig ausgereift erst dann, wenn ihre Wurzeln eine Zeit lang deutsches Erdreich genossen, wenn sie zu Wittenberg einem Melanchthon, Jonas und Bugenhagen gelauscht hatten.

Aus Wittenberg kehrte Hamlet der Dänen-Prinz mit seinem Studiengenossen Horatio heim an den väterlichen Hof; nach Wittenberg sehnte er sich zurück, als er erkannt hatte, daß er der Mann nicht war, um eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken.

Und solch eine alte, kleine, winklig um die Universität herumgebaute deutsche Stadt war es auch, von der im Munde der Menschen geflüstert und gemunkelt wurde, daß alldort ein geheimnißvoller Mann säße, ein gefährlicher, der seine Seele dem Teufel verschrieben, dafür aber, so lange er lebte, Macht erlangt hatte über Menschen und

Welt. Doktor Faustus nannte er sich, und die Thaten, die er vollbrachte, waren wunderbar.

Ja, wer Gott im Himmel erkennen wollte, der mußte nach Deutschland gehen, und wer das Gelüst fühlte, in die Schatten der Hölle zu blicken, der mußte ebendahin gehen. Da, hinter der Ringmauer, in den hochgegiebelten Häusern, neben den uralten Kirchen und in dem großen Hause auf dem weiten Platz, da saßen die wunderbaren Männer, die einen lehrten, führten und vielleicht auch verführten.

Und jetzt — — —

Die Universität ist aufgehoben, hinübergeschafft nach irgend einer neuen großen Haupt- und Weltstadt; die Professoren sind ausgewandert, die Studenten fortgeblieben und ihre Namen, mit Messer und Meißel in die Tische der Weinstube gekratzt, das ist Alles, was noch an sie erinnert.

Auf einer solchen Tischplatte, in einer Stadt von dieser Art kann man, wenn man sich die Mühe des Suchens nicht verdrießen läßt, und falls die Tischplatte nicht seitdem den Weg alles Holzes, ins Feuer, gewandert sein sollte, mit ungefügen Zeichen einen Namen eingegraben finden, aus dem man nach längerem Buchstabiren „Zantebur" herauslesen wird.

Die Hand, die den Namen geschrieben hat, muß nicht weniger ungefüge gewesen sein, als der sonderbare Name selbst; und so verhielt es sich in der That.

Nicht viel anders als ein junger Bär sah er aus, der Junker Erik von Zantebur, der aus seiner Heimath droben

im Pommerland in die alte Stadt kam, um hier an der Universität studia humaniora zu treiben und sich im Verkehr mit gebildeten Menschen ein wenig zu striegeln.

Der alte, kleine, schmächtige, hinter Büchern und Pergamenten verhuzelte Magister des römischen Rechts, bei dem er wohnen sollte — Schiffmacher hieß er und Naupegos nannte er sich, indem er, der Sitte der Zeit gemäß, seinen deutschen Namen ins Griechische übersetzt hatte — war geradezu erschrocken, als der sechs Fuß lange, ungeschlachte junge Kerl anf der Hausdiele plötzlich vor ihm stand.

Wie eine Mähne hing dem Ankömmling das zottige blonde Haar über die Stirn ins Gesicht, so daß seine Augen, die zwei blauen Saphiren gleich im Kopfe lagen, wie hinter einem Gitter hervorschauten.

Als der Zantebur den Schreck im Gesicht seines alten Hauswirthes sah, ging ein Lächeln über sein Gesicht, und dieses Lächeln war so breit und gutmüthig, daß dem Magister wieder besser wurde und er sich entschließen konnte in die Tatze, die der Riese ihm treuherzig zum Gruße entgegenstreckte, seine dünnen Gelehrtenfinger hineinzulegen und sie sich zerdrücken zu lassen.

Nachdem dies besorgt war, sah Zantebur sich um, ob noch Jemand da wäre, den es zu begrüßen galt — und allerdings war noch Jemand da.

In der Thür, die hinter dem Magister offen geblieben war und die aus der Hausdiele in die Wohngemächer führte, standen zwei Mädchen, das eine davon eine hohe, volle, beinah üppige Gestalt, mit kecken, lachenden Augen

im Kopf, das andere kleiner, blässer, dürftiger, mit großen, stummen Augen zwischen flachen Schläfen.

„Hier sieht der Junker meine Töchter,“ sagte Magister Naupegos, indem er mit der Hand kurz auf die beiden Mädchen wies. „Ulrike die eine genannt, Aurelie die andere. Oder vielmehr,“ verbesserte er sich, „weil es gut ist, in allem Ding der Ordnung zu folgen, die die Natur gesetzt hat, dies hier Aurelie, die ältere und Ulrike, die jüngere.“

Dabei zeigte er, diesmal etwas länger mit der Hand verweilend, zuerst auf die kleinere, dürftigere der beiden Schwestern, dann auf die hochbusige Gestalt.

Nun wußte Zantebur Bescheid. Und weil er die Augen nicht von den Mädchen gelassen hatte, entging ihm auch nicht, wie verschieden sie die Erklärung des Vaters über den Altersunterschied aufnahmen, der zwischen ihnen bestand. Ulrike, die jüngere, mit einem lauten Auflachen, Aurelie, die ältere, ganz still mit einer leisen Röthe im blassen Gesicht, mit einem Einkneifen des ohnehin schon etwas schmalen Mundes.

Erik Zantebur strich sich die Locken aus dem Gesicht. Er brauchte dazu beide Hände, denn es war, wie wenn er einen Vorhang lüften müßte.

Dann, als er das Haar zurückgeworfen und sein Gesicht enthüllt hatte, war es, als ginge eine Sonne auf und als wehte ein Hauch von der grasigen blumigen Erde draußen durch die stockige Luft des Gelehrten-Hauses. Solch ein Licht strömte von dem nordisch-jugendlichen Antlitz, von der weißen, rosig überglühten Haut, solch eine

Welle von Menschenthum, von unberührter, strotzender Lebensfülle umfloß die ganze, mächtige Gestalt.

Er trat auf die beiden Mädchen zu, und mit einer täppischen Bewegung streckte er der Ulrike seine Hand entgegen. Indem seine Blicke dabei auf der schönen Gestalt ruhten, übergoß sich sein ganzes Gesicht mit dunkler Gluth und in seinen Augen flackerte ein solches Gefallen, ein so unverhohlenes Begehren auf, daß es beinah drollig wirkte.

Die schöne Ulrike hatte es ihm auf den ersten Blick angethan.

Das Mädchen erwiderte die ungeschlachte Huldigung mit einem etwas spöttischen Lächeln. Sie schien an dergleichen gewöhnt.

„Hoffe, es wird dem Junker bei uns gefallen,“ sagte sie leicht hin, indem sie die zarten Fingerspitzen in die weite Handöffnung tauchte, die ihr entgegen gähnte.

Zantebur öffnete den Mund zu einem blöden Lächeln; er erwiderte auch etwas, aber Niemand konnte verstehen, was; nur einige gurgelnde Laute brachte er hervor.

Er war wie gebannt.

Unablässig, wie ein Wilder, der zum erstenmal ein Gemälde sieht, starrte er das schöne Geschöpf an. Auch als er jetzt die Hand der Ulrike fahren ließ, um die Schwester zu begrüßen, ließ er die Augen nicht von ihr.

Wie mechanisch streckte er der Aurelie die Hand zu.

Merkwürdig aber war es zu sehen, wie anders die Aurelie seine Begrüßung erwiderte als vorhin die Schwester.

Das zarte weiße Gesicht übergoß sich mit einem Purpur, nicht weniger tief als die Gluth in Zanteburs Antlitz gewesen war; die großen Augen weiteten sich — es sah beinahe aus, als zitterten die Augäpfel; und weil ihre Hand zu klein war, die ganze Bärentatze zu umfassen, die sich ihr darbot, so umspannte sie mit ihren schmalen, weißen Fingern zwei Finger seiner Hand, den Zeigefinger und den dritten, und drückte sie.

Weder der Vater aber, noch die Schwester oder Zantebur hatten auf sie hingesehen; und so blieb das Alles unbeobachtet.

Zantebur schien überhaupt vergessen zu haben, daß er ihr die Hand gereicht hatte; nach einiger Zeit erst fühlte er, daß ihn da immer noch etwas an den zwei Fingern festhielt.

Beinah unwirsch riß er die Hand zurück — er hatte ein so sonderbares Gefühl gehabt; als wenn ein Schläng-lein sich um seine Finger gelegt und sich in angespannten Windungen darum geschlungen hätte.

Schlangen aber konnte er, als echter Deutscher, nicht leiden.

Daher mochte es kommen, daß der Blick, den er auf die Aurelie senkte, etwas finster war; und als er nun in das Gesicht des Mädchens und die großen Augen darin mit den zitternden Augäpfeln sah, die so merkwürdig zu ihm aufschauten, blieb ihm wieder, sowie vorhin der Ulrike gegenüber, der Mund halb offen stehn, und er wußte nicht, was er sagen sollte.

Um so genauer aber wußte er, was er fühlte, daß

ihm diese da, die Aurelie, lange nicht so gut gefiel wie die andere, die Ulrike; nein, eigentlich gar nicht.

Nachdem auf diese Weise Bekanntschaft gemacht und die Begrüßung zu Ende war, führte der Magister Naupegos seinen neuen Hausgenossen über die breite, dunkelbraune Holztreppe in das höher gelegene Stockwerk hinauf, um ihm hier seine Wohnräume anzuweisen. Platz genug war da; das alte Haus war geräumig; der Magister mit seinen beiden Töchtern bewohnte es allein. Die Mutter der Mädchen war schon vor Jahren gestorben.

Dann, als der Abend kam, wurde es in dem großen alten Hause ganz dunkel und ganz still.

Der Magister saß in seiner Stube, in schweinslederne Folianten vergraben und kümmerte sich um Niemanden und nichts.

Er hatte ja wohl gehört, als es zu dämmern angefangen, wie auf der Hausdiele fremde Stimmen ertönt waren und Schritte in rauschenden Gewändern — „wird wohl die Ulrike sein," hatte er für sich gedacht, „die da wieder abgeholt wird von jungem, losem Volk, Studenten und lustigen Weibern zu irgend einer Lustbarkeit" — aber er hatte gelernt, sich nichts mehr daraus zu machen. „In dem Mädchen steckt nun einmal das leichte Blut — ich werde es nicht mehr ändern."

Und so versenkte er sein gelehrtes Haupt in das Corpus juris, in Ulpian und Papinian und vergaß die Ulrike und da draußen die Welt.

Ganz hinten aber in dem großen alten Hause, zu ebener Erde, nach dem Hof hinaus, war ein Zimmer und

in dem Zimmer stand ein Bett, und auf dem Rande des Bettes, beim flackernden Licht einer Oeldocht-Lampe saß ein Weib, und das war die Aurelie.

Sie hatte die Ellbogen an die Seiten und die Arme über den Leib gelegt, ganz eng und ganz fest; ihre Augen hafteten an der Diele; starr und steif, wie leblos saß sie da.

Denn in dem Weibe ging etwas Großes vor, etwas Schweres, beinah Furchtbares: in dem Herzen, über dem sich die dünnen, schmächtigen Arme verschränkten, als wollten sie es hinunterdrängen in die Tiefe der Brust, war eine Liebe erwacht, eine heiße, verzehrende, verzweifelnde Liebe.

II.

Der Augenblick, als Erik Zantebur die Hände emporgehoben und die Locken vom Gesicht gestrichen hatte und als das Antlitz darunter erschienen war, das weiße rosig überglühte, der Augenblick war es, an dem ihre Erinnerung haftete und hing, um den ihre Gedanken kreisten und kreisen würden von nun an immerdar, das fühlte sie. Der Glockenton war es gewesen, der einmal in jedem Menschenleben ertönt, dem Einen zum Heil, dem Andern zum Verderben.

Aus den großen, starren, weit geöffneten Augen rollten zwei lautlose Thränen herab — sie wußte, daß es eine Todtenglocke war, die ihr geläutet hatte.

Abgesondert von den Menschen und der Welt, eingeschlossen im Hause, für das sie sorgte, weil die leichtfertige Schwester sich nicht darum bekümmerte, lebte sie in Einsamkeit und Stille dahin. Heut nun, als der fremde, wundersame Mann erschien, war ihr gewesen, als bräche der Frühling mit stürmender Gewalt in das öde, einsame Haus.

Als sie die Luft gespürt hatte, die von ihm ausging, die starke, Leben athmende Luft, war Alles wach geworden in ihr, was da schon angefangen hatte einzuschlafen, zu verdorren, zu verkümmern, Begierden, Wünsche, Hoffnungen.

In ihrem Herzen, das zu versanden begonnen hatte, war plötzlich ein Garten aufgeblüht, ein Garten, in dem die Vögel zwitscherten, durch den die Träume dahingingen, wie große, wandelnde, geheimnißvoll duftende Blumen.

Die Lippen ihres Mundes schlossen sich bitter aufeinander, die Arme preßten sich enger an die Brust — ein Irrgarten! Denn sie hatte ja gesehen, wie er an ihr vorüber, auf die Ulrike blickte, immer und immer nur auf die Ulrike!

So wie die Menschen alle nach ihr nicht fragten, sondern nur nach der Schwester, so nun auch er! Er, zu dem alle Organe ihres Leibes und ihrer Seele aufschrieen „ich liebe Dich“ und der ihre Hand von sich geschleudert

hatte, halb widerwillig, und auf sie herabgesehen hatte mit düsterem Blick.

Indem sie so saß, schlangen sich plötzlich von hinten her zwei fremde Arme um ihren Leib; an ihre thränenfeuchte Wange schmiegte sich ein Gesicht, ein altes, welkes Gesicht, und eine Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Weint mein Aurikelchen?"

Das Mädchen hatte seine Stellung nicht verändert, war von der plötzlichen Berührung auch nicht erschrocken, sie wußte, wer die Trösterin war, und war es gewohnt, daß sie lautlos, wie sie jetzt eben gethan, zu ihr hereintrat

Die Dorothee war es, die alte Schaffnerin des. Hauses, die beide Mädchen auf den Armen getragen hatte, als sie noch Kinder waren und die seit dem Tode der Mutter aus ihrem Küchenwinkel das Haus und die Insassen des Hauses mit ihren Augen verfolgte und mit ihren Gedanken überwachte.

Die Aurelie war ihr Liebling; mit der Ulrike wußte sie nichts mehr anzufangen; die lief an ihr vorüber in die Welt.

An jener aber gab es zu trösten, und gerade jetzt; denn sie hatte es mit angesehen, die Dorothee, aus einem Winkel, wo Niemand sie gesehn hatte, wie er heut gekommen war, der Zantebur, und die Schwestern begrüßt hatte. Und als sie nachher die Aurelie hatte davongehen sehen, hatte sie gewußt, was die Glocke geschlagen.

„Weint mein Aurikelchen?"

Aus dem Namen, der ihr fremd war, hatte sie sich einen bequemen, zärtlicheren zurecht gemacht.

„Sehnt sich nach dem Junker, der heut ins Haus gekommen ist? Muß nicht weinen, das Herzenskind. Wird sie einst lieben, der Junker, der goldene Junker. Habe die Lineamente befragt; wird sie einst lieben.“

Sie hatte sich, indem sie so flüsternd sprach, auf die Bettstatt neben Aurelie gesetzt; mit dem rechten Arm drückte sie das regungslose Mädchen an sich wie ein Kind; mit der linken Hand trocknete sie ihr die Thränen.

„Wird mich einst lieben?“

Aurelie sprach es nicht aus, aber ihre Augen, die sich mit stummer, staunender Frage auf die Alte richteten, sagten, was sie dachte.

„Ist ein junges Blut,“ fuhr die Dorothee flüsternd fort, „und Jugend ist Wachs, und Wachs läßt sich biegen.“

Dichter schob sie den Mund an Aureliens Ohr: „Wir werden ihn biegen. Es giebt Mittel und Wege — und ich kenne sie; für mein Aurikelchen will ich sie brauchen.“

Sie ergriff die eine Hand des Mädchens und drückte sie. „Mußt es mir sagen, Herzenskind, bist Du ihm gut? Bist ihm so gut, daß Du Leben, Leib und ewige Seligkeit dafür ließest, wenn Du ihn bekämst? Mußt es mir sagen — sonst kann ich Dir nicht helfen.“

Ein zuckendes Kopfnicken war Alles, was die Gefragte zu erwidern vermochte.

„Dann also jetzt einmal,“ redete die Alte weiter, „denk' jetzt einmal an ihn, so stark als Du kannst. — Thust Du's?“

„Ich denke an ihn," kam es hauchend von den Lippen des Mädchens.

„Siehst Du sein Bild?"

„Ich sehe sein Bild."

„Dann also jetzt, sprich mir nach, was ich spreche."

Und plötzlich wurde die wispernde Stimme dumpf und hohl, indem sie vor sich hin sprach:

„Knochen und Blut
Brenn' ihm mit Gluth;
Arm und Bein
Fange ihm ein;
Bind' ihn mir ganz,
Mutter im Glanz,
Mutter im Leid,
Maria, dreimal benedeit."

Mit einem dumpfen Stöhnen sank das Mädchen an die Brust der Frau; sie fürchtete sich.

Die Alte schob ihr die Hände ineinander, so daß sie gefaltet im Schoße lagen.

„Mußt es nachsprechen, Herzenskind, sonst kann ich Dir nicht helfen."

Stockend und würgend brachte Aurelie die seltsamen Reime hervor, die sie aus dem Munde des Weibes gehört hatte.

In ihrer großen, schwieligen Hand drückte diese die beiden kleinen, zarten Hände zusammen.

„Jeden Morgen beim Aufstehen, jeden Abend, wenn

Du zur Ruh' gehst, mußt Du das sprechen. — Wirst Du's?"

Aurelie nickte. Die Dorothee schob sich näher an sie, so nah sie vermochte.

„Und nun hör', was ich sage: Immerfort mußt Du an ihn denken, immer und immer, so stark als Du kannst. An nichts Anderes darfst Du denken, als nur an ihn; immer sein Bild mußt Du vor den Augen haben."

Hastig nickte das Mädchen; das würde ihr nicht schwer werden.

„Er wird hinausgehen," fuhr die Alte fort, „Deine Gedanken müssen hinter ihm drein gehn; er wird sich umtreiben mit Buben und in Schenken, Deine Gedanken müssen neben ihm sitzen auf der Bank. Wenn er den Becher hebt, müssen Deine Gedanken die Lippen tauchen in seinen Wein. So spinnst Du das Garn um ihn, das ihn Dir bindet — verstehst Du?"

Aurelie verstand. Immer gieriger fing sie an, die Worte des alten Weibes in sich einzusaugen; mit beiden heißen Händen hielt sie deren Hand umspannt.

Wie zwei Verschwörerinnen saßen die Frauen nebeneinander.

Noch einmal sank die Stimme der Dorothee zu leisestem Flüstern herab.

„Und morgen, wenn er aus dem Hause ist, mußt Du hinaufgehen, wo er wohnt; aus seinem Bette das Tuch mußt Du nehmen, und aus Deinem Bette das Deine. Und Dein Tuch mußt Du in sein Bett, sein Tuch in Dein Bett thun, also daß er morgen zur Nacht in

Deinem Betttuche und Du in dem seinigen schläfst. — Wirst Du's?"

Aurelie zitterte am ganzen Leibe; eine flammende Hitze überströmte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Dann von seinen Hemden," belehrte die Alte weiter, „mußt Du nehmen, morgen eines und dann wieder eines, und also jeglichen Tag. Und aus seinem Hemd, da wo das Hemd auf der Brust aufliegt, mußt Du ein Stück schneiden, und aus Deinem Hemd, das Du getragen, an der Stelle ein Stück einsetzen, und aus seinem Hemd das Stück mußt Du in Deines einsetzen, und also mußt Du es tragen. — Wirst Du's?"

Sie würde, ja ja ja, sie würde so thun! Flüsternd, heimlich und verstohlen, wie düstere Belehrung und schauerndes Verständniß gingen die Worte von der Einen zu der Anderen.

Mit beiden Armen umfing die Alte den zarten Leib des Mädchens.

„Und alsdann werden wir's ihm mischen, was er trinken soll. Das mußt Du ihm mischen, ich aber werde Dir sagen, was es sein wird, was Du pflücken mußt, wie Du's mischen mußt; das ist dann das Letzte, und alsdann wird das Wachs sich biegen."

Die glühende Wange des Mädchens lag an dem Gesicht des Weibes.

„Wird er kommen?"

„Er wird kommen."

„Wird er mich lieben?"

„Lieben wird er's, der goldene Junker, das Herzenskind, das Aurikelchen, lieben!"

Zwischen beide Hände nahm sie das schmale, zarte Gesicht, einen zärtlichen Kuß drückte sie auf ihre Lippen.

„Geh nun zur Ruh' und thu' wie ich Dir gesagt, und denke an ihn, denke, denke."

Lautlos, wie sie gekommen, war sie hinaus. Hinter ihr erlosch das Licht.

In dem Bett, darauf sie gesessen, lag die Aurelie, schlaflos in die Nacht starrend mit offenen Augen, nicht verlangend nach Schlaf, weil das Bild des Mannes vor ihren Augen stand, des wundersamen, geliebten Mannes.

In der Stadt aber, unter den Studenten, entstand in den nächsten Wochen ein Gerede, daß des Magisters Naupegos schönes Töchterlein Ulrike sich einen Zotten-Bären eingefangen habe, vom Strande des nordischen Meeres, und ihn hinter sich führte an einem Ringe, den sie durch seine Nase gelegt.

Das war Erik Zantebur, der wie ein Verblendeter, Besessener hinter dem Mädchen herlief.

Frühmorgens stand er im Hause hinter Thüren und Treppenpfosten und lauerte, bis sie erschien. Der Tag hatte für ihn nicht angefangen, bevor er sie nicht gesehen. Wenn sie aus dem Hause ging, ging er hinter ihr drein; wo sie kam und erschien, da kam und erschien auch er. In den Hörsälen der Universität, auf den Gassen und in den Schenken wurde ein Geraune und Gerede, ein Lächeln und Lachen.

„Hat sie denn die Panter und Leoparden abgeschafft, die sie in ihrem Dienste hatte?"

Darunter waren die wälschen Studenten gemeint, die der schönen Ulrike, wie alle Welt wußte, den Hof machten und bei ihr Gnade gefunden hatten.

„Nein, die hat sie auch behalten. Aber sie will das ganze Thierreich zu ihren Füßen haben.“

In der Schankstube am Markt, wo der beste Wein verzapft wurde und die Studenten sich am zahlreichsten versammelten, wurde eine Zeichnung herumgezeigt, die brüllendes Gelächter erweckte; ein Student, der des Stiftes mächtig war, hatte sie entworfen: auf einem Löwen reitend war die Ulrike dargestellt, als Ariadne, nur mit einem Pardelfell bekleidet. Die Füße hatte sie in die Mähne des Löwen gestemmt, der schmunzelnd unter seiner schönen Last dahinging.

In den Händen führte sie Zügel, und mit den Zügeln regierte sie einen Panther und einen Tiger, die vor dem Löwen einhertrotteten, verliebten Blicks sich umsehend nach ihr.

Endlich aber hatte sie um den nackten Leib eine Schnur geschlungen, und an dieser Schnur, am Nasenring geleitet, trabte hinter dem Löwen ein Bär daher, ein großes, zottiges, ungeschlachtes Thier, der sich das Maul beleckte, als wenn es ihn nach Honig gelüstete.

Jedes der Thiere zeigte ein Gesicht, das sofort erkannt und unter Jubelgeschrei benannt wurde.

Am unverkennbarsten aber war das Gesicht des Bären.

„Das ist der Junker aus Pommerland!“

Und natürlich war es Niemand anders als dieser, Erik Zantebur.

Von alldem erfuhr die Ulrike, und als sie es erfuhr, wollte sie sich halbtodt lachen.

Ja, sie ging so weit, daß sie das Bild zu sehen verlangte, sie hetzte ihre wälschen Panther hinterher, daß sie es ihr zu Gesicht verschafften, und als sie es vor Augen hatte, prüfte und musterte sie mit eitler Ruhe, ob sie getroffen sei und erröthete nur ein wenig, als sie sich in solcher Art dargestellt sah.

Von dem Allen hörte auch die Aurelie, und als sie es hörte, wollte sie sich halbtodt weinen.

Eifersucht, Liebe und Verzweiflung zerrissen ihr das Herz.

Und ein Geflüster und Gemunkel von dem Allen drang auch zu den Ohren Erik Zanteburs und machte die dumpfe Hitze, die in seinem Blute war, noch heißer, die wüthige Verdrossenheit, die ihn erfüllte, noch wüthiger.

Denn ihm war schlecht zu Muthe.

Er lief hinter der Ulrike drein, und sie ging vor ihm her, und er fühlte, daß er Jahre lang hinter ihr würde drein laufen können, ohne daß er ihr näher kam.

Von Zeit zu Zeit ein verstohlener Blick, so daß er gleich mit einem Sprunge heran war, und gleich darauf ein spöttisches Lachen, daß er wieder zurücktaumelte, wie von einem kalten Strahl ins heiße Gesicht getroffen.

Wie ein Irrlicht tänzelte sie vor ihm her.

Und dabei immer die Anderen um sie her, die es soviel besser verstanden sie zu umschmeicheln, als er; die Anderen, namentlich die verfluchten Wälschen! Die so lieblich zu flattern, so anmuthig zu reden wußten, die

Alles konnten, was er nicht konnte; denn flattern konnte er nicht, anmuthig zu plaudern verstand er nicht.

Was denn konnte er?

Nur lieben. Mit allen Säften und Kräften seiner strotzenden jungen Natur lieben.

Aber danach verlangte sie ja nicht.

Hin und wieder mochte ihr wohl ein Gefühl kommen, daß es eigentlich Gold war, was ihr geboten wurde, unverfälschtes; aber es war ein ungemünzter Barren. Sie konnte das Gold nur brauchen, wenn es ihr in handlicher Form gebracht wurde. Mit einem Goldbarren kann man sich nicht putzen.

Und nun also erfuhr er, daß seine Verliebtheit ruchbar geworden war, daß man darüber lachte.

Wenn er nur gewußt hätte, wer die Spötter waren! Nur herausbekommen hätte, was das für ein Bild war, von dem er munkeln hörte, wer es verfertigt hatte! Aber man hütete sich, ihm Genaueres zu sagen.

Hinter seinem Rücken lachte man wohl, aber nicht ihm ins Gesicht.

Man fürchtete sich vor dem Goliath. Man hatte ein Gefühl, daß es ein böser Handel werden könnte, mit dem sechs Fuß langen Berserker anzubinden.

Niemand spürte Lust, den Raufdegen kennen zu lernen, den er an der Hüfte trug.

Also fühlte sich der Zantebur wie von einer Menge umringt — und wenn er darauf zuging, war Niemand da; hörte fortwährend Lachen und Zischen in seinen Ohren — und wenn er stehen blieb, um zu lauschen, war Alles stumm und Niemand hatte gesprochen.

So etwas macht den schwachen Menschen nervös, den starken aber wild.

Und zu dem Allen kam jetzt noch etwas hinzu, etwas Merkwürdiges, das er nicht verstand, sich nicht zu erklären vermochte; es war ihm, als wäre er nie mehr allein . . . .

Wo er auch ging und stand, immer ging etwas hinter ihm, immer stand etwas neben ihm.

War es ein Gedanke nur, oder war's etwas Körperliches? Manchmal fühlte er es so stark, daß er stehen blieb, sich umzusehen — Niemand und nichts war zu sehen.

Dennoch war es da, unablässig und überall.

Manchmal war es, als sähe es ihn mit Augen an, dann wieder, als spräche es zu ihm, manchmal sogar, als faßte es ihn körperlich an der Hand.

Und immer, wenn dies geschah, war es, als ringelte sich ein Schlänglein um zwei Finger seiner Hand, um Zeigefinger und Dritten, beide Finger zusammenpressend in engen und immer engeren Windungen, mit leidenschaftlicher, beinah wilder Gewalt.

Des Morgens, wenn er auf der Treppe stand, hinter den Treppen-Pfeiler gedrückt, um der Ulrike nachzuschauen, die aus dem Hause ging, dann kam es wie ein Hauchen in sein Ohr:

„Thörichter Mann, der Du Dich hinwirfst dem Weibe, das nichts wissen will von Dir; der Du vorübergehst — vorübergehst —"

Dann sanken ihm die Hände herab, die sich gegen den Pfeiler gelehnt hatten.

Was war das? Woher kam das? War es sein eigenes Herz, das sich aufbäumte gegen den Zwang der verrückten Sinne? Denn in dem Augenblick fühlte er wirklich, wie unwürdig es war, dies erbärmliche Schmachten.

Und so ging es weiter den ganzen Tag.

Wenn er im Hörsaale saß, den Worten des Magisters lauschend, immer nur träumend von der schönen Ulrike, dann wurde das Knistern des Papiers, das vor ihm lag, zum leisen Kichern, dann war es wie eine Hand, die vor seiner Stirn und durch seine Gedanken wehte: „denke nicht an sie, denke nicht immer an sie."

Und in der Schenke, wenn er auf der Bank saß, den großen Trinkkrug mit Wein gefüllt vor sich, wenn er den Deckel des Krugs zurückwarf und in die dunkelrothe Fluth hinabsah, die die Höhlung füllte, jedesmal war es ihm dann, als blickte ihm aus dem Weine etwas entgegen, wie Augen, die aus der Tiefe auftauchten, an der Oberfläche schwammen und schwebten.

War das etwas, das sich im Weine spiegelte? Etwa sein eigenes Gesicht? Nein.

Und so stark war die Vorstellung, daß es ihn fast eine Ueberwindung kostete, den Krug an die Lippen zu setzen, weil es ihm war, als würde er die Augen mit hinunter trinken und in sich hinein.

Und dagegen sträubte er sich; denn er fühlte ein grimmiges Widerstreben gegen dieses räthselhafte Etwas, das ihn begleitete, ihn verfolgte; er fühlte, daß es ihn losreißen wollte von der Ulrike, sich hineindrängen wollte zwischen ihn und zwischen sie. Und darum war es ihm

eine feindliche Macht, darum haßte er es und wüthete dagegen auf.

Denn er wollte nun einmal nicht von ihr lassen; er hatte seinen stierköpfigen Trotz daran gesetzt, sie dennoch zu gewinnen.

Und so beschloß er, um der elenden Noth denn endlich ein Ende zu machen, einfach vor sie hinzutreten und sie zum Weibe zu begehren.

Sobald er den Entschluß gefaßt hatte, wurde er ruhiger, und gleich am nächsten Morgen wollte er zu ihr sprechen.

III.

Früh am anderen Tage kleidete er sich sorgfältig an, und als er damit fertig war, griff er zu dem Becher, der wie gewöhnlich auf seinen Tisch gestellt war und seinen Frühtrunk enthielt.

Die alte Schaffnerin war es, die Dorothee, die jeden Morgen, noch wenn er im Bette lag, geräuschlos in das Nebenzimmer trat und ihm den Trunk hinstellte. Ob sie es war, die ihn mischte, oder wer sonst es war, das wußte er nicht; er fragte auch nicht danach.

Es war ein Gemisch von gewärmtem Wasser und gewürztem Wein.

Heut also wie an allen Tagen ergriff er den Becher und als wenn er sich Muth trinken wollte, stürzte er den Inhalt in einem einzigen langen Zuge hinunter.

Als er den Becher geleert hatte, hielt er ihn, bevor er ihn niedersetzte, wie nachdenkend, einen Augenblick in der Hand.

War das nur eine Einbildung, daß der Wein heut etwas anders geschmeckt hatte, als gewöhnlich? Ein Duft war darin gewesen, fremdartig und lieblich wie von einem unbekannten Gewürz, wie von einer Zuthat, die bisher nicht darin gewesen war.

Aber er hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er der Ulrike noch begegnen wollte, bevor sie zum Kirchgange das Haus verließ.

Rasch trat er auf die Treppe hinaus, und kaum daß er dort angelangt war, öffnete sich drunten bereits die Thür, die von der Wohnstube auf die Diele führte, und die Ulrike erschien.

Ein halber Blick hatte ihr gezeigt, daß er wie gewöhnlich dort oben war; jetzt aber blieb sie stehen, denn mit schweren Schritten kam er die Stufen herunter, auf sie zu.

Daß er roth im Gesicht war, so oft er mit ihr sprach, das war sie gewöhnt; aber so in Gluth getaucht wie heut, hatte sie sein Gesicht noch nimmer gesehen.

War ihm der Frühtrunk zu Kopfe gestiegen?

Fast hätte man es denken können, fast glaubte er es selbst, denn in seinem Hirn war ein ungewohnter, lastender Druck.

Aber das war wohl nur die Verlegenheit, die ihn überkam, als er ihr nun gegenüberstand und in das reizende Gesicht sah, das ihn so herausfordernd anlächelte.

„Jungfrau," sagte er, und es klang beinah als stammelte seine Zunge, „ich hätte mit Euch zu sprechen."

„Sprecht, Junker," erwiderte sie, und ihre Stimme kam so silberklar hervor, daß sie sich, im Vergleich zu der seinen, anhörte wie ein rieselnder Quell neben einer tropfenden Dachrinne.

Von Neuem wollte er zu sprechen ansetzen, aber er kam nicht dazu; eine unerwartete Störung trat ein.

Die große Pforte, die von der Hausdiele auf den Hof ging, wurde von außen geöffnet, und durch die Pforte trat die Aurelie herein.

Um diese Stunde hatte er sie niemals gesehn. Seit ihrer ersten Begegnung hatte er sie überhaupt kaum wiedergesehn.

Und heut plötzlich kam sie, und gerade jetzt!

Beinah wie eine Nonne war sie gekleidet, in ein schlichtes einfarbiges Gewand, mit einem dunklen Kopftuch ums Haupt, unter dem ihr schmales bleiches Gesicht noch schmaler und bleicher erschien als es von Natur war. Sie bewegte sich so geräuschlos, daß man ihren Schritt auf der Diele nicht vernahm; sie blickte gerade vor sich hin, nicht rechts noch links, sagte nicht guten Tag, noch irgend ein Wort; indem sie von der Hofpforte auf die Hausthür zuging, die grade gegenüber war, hätte man denken können, man sähe eine Nachtwandlerin am hellen lichten Tage.

Hinter der Ulrike ging sie vorbei, und als sie gerade im Rücken der Schwester und diese zwischen ihr und dem Zantebur war, wandte sie das Haupt zu ihm herum und sah ihn an.

Und der Blick war so merkwürdig, so anders als Alles, was der Zantebur jemals gesehen hatte, daß er wie gelähmt an seiner Stelle stand und die Augen nicht losreißen konnte von der schmächtigen Gestalt.

Wie eine Bitte war es darin, und mehr als eine Bitte, wie ein Sichauflösen und Vergehen; und daneben eine so unbezwingliche Kraft, ein so lautlos gebieterisches „Du mußt", daß er sich unwillkürlich und beinah wie im Traum anschickte, dem Mädchen nachzugehen, als sie jetzt zur Hausthür hinaustrat.

Erst das Gelächter der Ulrike rief ihn wieder zur Besinnung und ließ ihn stillstehen.

Es war das silberhelle Lachen, das er an ihr kannte; aber heute klang es ihm so grell, heute schnitt es in seine aufgestörte Seele.

„Wir verschieben's auf ein ander Mal, was der Junker mir zu sagen hat," meinte sie schnippisch, als sie ihn noch immer wortlos mit blödem Ausdruck vor sich stehen sah.

Ein letzter spöttischer Blick, dann mit einer kecken Schwenkung warf sie das Haupt herum; die Hausthür fiel hinter ihr ins Schloß und der Zantebur blieb allein.

Auf den Treppenstufen setzte er sich nieder, das Haupt in die Hände gestützt, beide Hände in das lange zottige Blondhaar gewühlt. Die Stunde war verpaßt — ein

dumpfer Nachhall zitterte in ihm nach: die Stunde und das Leben.

Welch teuflischer Zufall war es gewesen, der die Aurelie grade heut, grade jetzt hereingeführt hatte, daß sie wie eine Spinne, die uns über das Brot kriecht, durch die entscheidende Stunde seines Lebens hatte dahinschleichen müssen?

Ja — wie eine Spinne!

War es nicht wie das lautlose Kriechen einer Spinne gewesen, als sie so geräuschlos über die Diele dahinschlüpfte?

War es nicht wie der Basiliskenblick der Spinne gewesen, als sie das Gesicht zu ihm umwandte und die Augen auf ihn richtete?

Immer und immerfort mußte er des Blicks gedenken — und er knirschte, daß er es mußte.

Was ging ihn das Mädchen an? Das hagere, magere, bleiche Geschöpf?

Dennoch konnte und konnte er nicht davon los.

Als wenn an der Stelle, wo der Blick ihn erfaßt hatte, ein Pfeil in ihn eingedrungen sei, so war ihm zu Muthe; ein Pfeil, der sich nicht wieder herausreißen läßt, nachhaftend in der Wunde, schwärend im Blut.

Seit ihrer ersten Begegnung hatte er die Aurelie kaum ein einziges Mal wieder gesehen, ihrer nie mehr gedacht — woher kam es denn nun, daß ihm der Blick ihrer Augen so bekannt erschienen war? So, als wenn er eigentlich täglich und stündlich in diese Augen geblickt hätte?

Woher kam es, daß seine Gedanken, die einzig und allein der Ulrike gegolten hatten, plötzlich wie mit dem Messer durchgeschnitten gewesen waren, als jene erschien? Daß sie noch jetzt nicht zu der Ulrike zurückzugelangen vermochten, sondern immer und immerfort hinter der Anderen herliefen, hinter der sie doch nicht herlaufen wollten, die er nicht mochte, die er — die er haßte?

Taumelnd stand er auf.

Und als er jetzt mitten auf der Hausdiele stand, erhob er den Kopf, mit weit geöffneten Nasenflügeln die Luft einziehend.

Er spürte einen Duft, der vorhin nicht gewesen war, als er der Ulrike von der Treppe entgegenging. Die Ulrike also konnte es nicht sein, von der er ausging; hinter der Aurelie mußte er zurückgeblieben sein, wie ein Hauch ihrer Persönlichkeit, eine Erinnerung.

Und dieser Duft — lieblich, stark und durchdringend, wie von einem fremdartigen, wohlriechenden Kraut — wo war er ihm schon einmal begegnet, und wann?

Und jetzt fiel es ihm ein, daß es heut Morgen gewesen war, als er den Frühtrunk hinabgestürzt und den Becher in der Hand gehalten hatte, weil der Wein so anders geschmeckt hatte als gewöhnlich, so — so —

Er reckte den Hals, er wandte das Haupt, langsam, wie suchend, von rechts nach links, als sähe er das Haus, in dem er nun seit Wochen wohnte, zum erstenmal, als wollte er jede Ecke und jeden Winkel in dem vom Alter geschwärzten Holzgebälk durchstöbern und durchforschen. Ein Wort kam ihm in Erinnerung, das ihm zugeraunt worden war, als er seine pommersche Heimath verließ:

„Nimm Dich in Acht. In den Städten, wo die Gelehrten sitzen, treiben sie gefährliche Dinge. Da ist man dem Teufel und seinen Werken näher als bei uns. Da giebt es Männer, die mit Spiegeln hineinsehen in die Erde, Weiber, die bei Nacht umhergehn, Kräuter pflücken und Tränke daraus kochen, mit denen man das junge Männerblut heiß macht und toll."

Mit beiden Händen, wie es seine Gewohnheit war, schob er das Haar aus dem Gesicht, unter dem Haar kamen die blauen Augen hervor, diesmal nicht mit dem gutmüthig lächelnden Ausdruck wie damals, als er den Magister begrüßt hatte, sondern mit einem drohenden, gefährlichen, beinah wilden Blick.

In Gedanken versunken stierte er vor sich hin — ob dies ein Haus war, wo solche Dinge —?

Seine Hände ballten sich zu Fäusten.

Langsam kehrte er zurück, die Treppe wieder hinauf, die er heruntergekommen war, und droben in seinem Zimmer schnallte er den Raufdegen um.

Er hatte ihn noch nie gebraucht bis heut — als er jetzt danach griff, war es, als spränge die Waffe an seine Hüfte, wie ein lebendiges Thier: „ruf' mich — ich bin da."

So trat er auf die Straße hinaus. Und auf der Straße begegnete er einem Landsmanne, einem Studenten, der aus Pommern war, wie er, und mit dem er zusammenhielt.

Der Zantebur, dem der Kopf zu wüst zum Lernen war, forderte ihn auf, mit ihm zum Weine zu gehen, aber der Andere wollte zuvor in den Hörsaal. Also wurde

vereinbart, daß der Zantebur vorausgehen und den Landsmann in der Weinstube erwarten sollte. In einer Stunde käme er nach.

Pünktlich nach einer Stunde erschien er.

Als er eintrat, sah er den Zantebur auf der Bank sitzen, beide Arme über die Tischplatte gestreckt, zwischen seinen Armen stand, mit zurückgeworfenem Deckel, der Weinkrug, und über den Weinkrug war das Gesicht des Zantebur gebeugt, als sähe er alle sieben Wunder der Welt darin.

Lachend schlug ihn der Landsmann auf die Schulter. Darauf erhob der Zantebur das Haupt, und ein verstörtes Gesicht blickte zu dem lachenden Genossen auf.

Aus dem Weine waren ihm wieder die Augen entgegengetaucht, und heute hatte er sie erkannt; es waren keine anderen als die, welche er vorhin auf sich gerichtet gesehen hatte, die Augen der Aurelie.

Der Landsmann setzte sich neben ihn.

„Weißt Du, Kamerad," sagte er, „Deine Verliebtheit macht allgemach einen Duckmäuser aus Dir. Solltest ein Ende machen der Sache."

Der Zantebur schnaufte aus heiserer Kehle. Dann sah er sich um, ob Niemand ihn hörte, und rückte dem Genossen näher.

„Ich glaube, es steht Eine zwischen uns, die mich nicht heranläßt an die Ulrike."

Der Andere wurde nachdenklich. Solche Dinge waren vorgekommen.

„Steht es so," entgegnete er, „so weiß ich Dir Rath. Hast Du von dem Aulander gehört? Dem Nekromanten?"

Nein — Zantebur hatte nie von ihm gehört.

„Das ist einer," fuhr der Andere fort, „der macht Jagd auf Teufels-Wild, kennt ihre Schliche, der kann Dir sagen, ob's ist, wie Du meinst. Geh zu ihm, wenn's dunkelt, steck' einen Goldgulden ein, den leg' ihm auf den Tisch. Nachher warte ab, was weiter geschieht. Weißt nicht, wo er wohnt?"

Zantebur wußte nicht, wo er wohnte.

„Also will ich Dich führen. Wenn's dunkel wird, halte Dich fertig; ich hole Dich ab."

Und so geschah es.

Eine verrufene Gegend der Stadt war es, in die Zantebur geführt wurde, als der Abend sank. An der Stadtmauer lief eine schmale Gasse entlang.

Schlimmes Gesindel, lüderliche Weiber hausten in der Gasse; und in der Mitte derselben stand ein finsteres, einstöckiges Haus, dessen Pforte verriegelt war, dessen Fenster sich hinter eisernen Stäben versteckten.

Zanteburs Begleiter schlug mit dem Thürklopfer gegen das Thor.

Er that es in dreimal drei Schlägen, erst langsam, dann schneller, zuletzt ganz schnell.

Das schien ein Zeichen zu sein, das man drinnen verstand. Wie von unsichtbaren Händen wurde die Pforte aufgethan.

„Jetzt mußt Du allein hineingehen," belehrte ihn der Gefährte. „Geh die Stiege hinauf; eine Thür wird offenstehn. Da geh hinein. Wirf Deinen Goldfuchs auf den Tisch, daß man es hört — nachher warte ab, was geschieht."

Damit drückte er ihm die Hand, zog den Mantel ins Gesicht und ging seines Weges.

Zantebur trat in das Haus und tappte sich durch den Flur eine enge steinerne Wendeltreppe hinauf.

Im ersten Stock, zur rechten Hand, wie der Genosse ihm gesagt hatte, war eine Thür; die Thür war offen; ein finsteres Gemach gähnte ihm entgegen.

Er trat hinein.

Aus der fernen Tiefe des Gelasses dämmerte ein Lichtschein, wie von einer Esse herrührend, in der glühende Kohlen lagen.

Ohne ein Wort zu sprechen, holte Zantebur seinen Goldgulden aus der Tasche und warf ihn auf den Tisch, der inmitten des Zimmers stand, so daß es krachte.

Darauf blieb Alles vorläufig still.

Nach einiger Zeit aber kamen schlürfende Schritte aus dem Hintergrunde des Gelasses, und mit einer Oeldocht-Lampe in Händen schlich eine Gestalt heran. Es war ein kleiner Mann in langem, braunem Rock, mit altem, verrunzeltem Gesicht, mit einem fuchsigen Spitzbart, der das Gesicht umrahmte.

Ohne einen Blick an den Ankömmling zu verlieren, schlich er bis an den Tisch, nahm den Goldgulden auf, den Zantebur auf den Tisch geworfen hatte, und auf einer Wage, die auf dem Tische stand, wog er die Münze.

Die Prüfung fiel zu seiner Zufriedenheit aus; das Gold war vollwichtig. Er winkte dem Zantebur, ihm zu folgen.

Sie schritten bis in den Hintergrund des Gemaches. Zantebur bemerkte erst jetzt, wie tief es war.

Im fernsten Winkel angelangt, fuhr der Nekromant mit seiner Lampe in die Höhe, und plötzlich flammte ein helles, weißes Licht auf.

Zantebur hätte kaum zu sagen gewußt, was für eine Flamme es war und wo sie herkam.

Der Nekromant setzte sich und deutete auf einen Stuhl ihm gegenüber.

„Was steht zu Diensten?“ fragte er, nachdem Zantebur Platz genommen hatte.

Seine Augen ruhten beobachtend auf dem Gaste; seine Stimme hatte einen bissigen, höhnischen Klang.

Ja — was stand zu Diensten? Leicht ging dem Zantebur die Sprache überhaupt nicht vom Munde; jetzt schien es, als wollte sie ihm gänzlich versagen. Die fremdartige, unheimliche Umgebung — und dann — von seiner Seele sprechen zu sollen. Ihm war zu Muthe, wie einem Mädchen, dem vom Arzte zugemuthet wird, sich zu entkleiden.

„Es ist — eines Weibes wegen,“ würgte er endlich unbehilflich heraus.

Der Nekromant blinzelte unter seinen buschigen, rothen Augenbrauen.

„Wünscht ein Mittelchen, der Herr, um sie zu kirren?“

Zantebur schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, es steht Eine dazwischen. Es geht etwas hinter mir drein, verfolgt mich.“

„Eh hm“ — der Nekromant ließ ein Räuspern hören. Das war etwas anderes; paßte in sein Handwerk.

„Hat's der Herr schon seit längerem gespürt?“

„Ja.“

„Weiß der Herr Eine, von der er meint, sie könnte es sein?“

Ein dumpfes „Ja“ bestätigte, daß Zantebur solch eine wußte. Der Nekromant strich sich mit den flachen Händen über die Kniee.

„Oeffne der Herr das Wamms,“ gebot er.

Zantebur schaute befremdet auf.

„Oeffne der Herr das Wamms,“ wiederholte jener.

Zantebur nestelte langsam das Wamms auf.

Der Nekromant ergriff seine Lampe, stand auf und trat zu ihm heran. Mit spitzen Fingern schob er das Wamms auf Zanteburs Brust auseinander und leuchtete darunter.

„Trägt geflickte Hemden der Herr?“ sagte er mit spöttischem Grinsen, indem er auf eine Stelle in Zanteburs Brust tupfte.

Zantebur folgte der Richtung der Finger — was er noch nie bemerkt hatte, sah er jetzt, daß in die Brust seines Hemdes ein Stück von einem fremden Leinen eingenäht war.

Der Nekromant trat zurück.

„Sind die anderen Hemden alle so?“

Zantebur wußte es nicht. Hatte seine Hemden daraufhin noch nie angesehen.

Der Nekromant stellte die Lampe bei Seite und setzte sich wieder.

„Hat man ihm etwas zu trinken gegeben, dem Herrn?“

Zantebur glaubte so. Heut morgen der Frühtrunk hatte so absonderlich geschmeckt.

„Wie denn?"

Das konnte Zantebur nicht beschreiben. So nach etwas Fremdem, nach einem unbekannten Kraut.

Der Nekromant verließ abermals seinen Sitz, ging hinter die Esse, die im Hintergrunde des Raumes glühte und kam mit einer Phiole zurück. Er zog den Stöpsel heraus und hielt dem Zantebur das Gefäß unter die Nase.

„Roch es so?"

„Ja! Jawohl! Jawohl!"

Aus der Phiole quoll der Duft, den er heute früh an dem Frühtrunk bemerkt hatte, den die Aurelie zurückgelassen hatte, als sie die Hausdiele überschritt.

Der Nekromant verschloß das Glas wieder; ein höhnisch verächtliches Lächeln ging um seinen Mund.

„Causa mere vulgaris," murmelte er vor sich hin. „Eine ganz gewöhnliche Geschichte."

„Hat er Brennen im Blute und Hitze im Kopfe gespürt, der Herr, nachdem er getrunken?" erkundigte er sich.

Beides hatte Zantebur verspürt.

Der Nekromant schnippte mit den Fingern; er wußte Bescheid. Er machte ein Gesicht wie ein Polizist, dem von einem Bauernfang berichtet wird und der aus der Beschreibung heraushört, daß es sich um eine ganz plump gefädelte Sache handelt.

Solche Geschichten kamen ja alle Tage vor. Ein Tränklein mit den ganz gewöhnlichen Mitteln hergestellt, ein bischen Odermennig, ein bischen Bingelkraut und dazu dann Eisenkraut, Verbene, das der Nordlandsmensch nicht kannte.

Er sah sich sein Gegenüber an, den großen, blonden ungefügen Jungen. Er that es mit einer gewissen Geringschätzung; er verachtete ihn, der sich durch so etwas fangen ließ, und verachtete diejenige, die ihm den Trank gemischt hatte. Das Einnähen von Stücken aus ihren Hemden in seine Hemden — lauter Dinge die zum A-B-C der Nekromantik gehörten. Eigentlich unter seiner Würde, daß man ihn, den großen Aulander, mit solchen Stümpereien behelligte.

Er winkte dem Zantebur aufzustehen. Das helle Licht erlosch; die Konsultation war beendigt.

„Muß die Augen ein bischen aufmachen, der Herr," sagte er in einem Tone, wie man einem Knaben, einem nicht übermäßig begabten, Verhaltungsmaßregeln ertheilt; „muß sich die Dinge etwas ansehen, die man ihm zu trinken vorsetzt. Ist hier nicht wie in pigris campis, in den trägen Gefilden seiner Heimath, wo die Geister einschlafen und erfrieren; hier sind die Geister wach, kommen zusammen aus allen Landen, sind Feuerspeier darunter und Feuerfresser."

Zufrieden rieb er sich die Hände, wie ein Kriminalist, der mit der Gefährlichkeit seiner Verbrecher renommirt.

„Das, was ihm geschehen ist, dem Herrn, will nicht

viel bedeuten; ist nichts. Ein philtrum hat man ihm verabreicht, ein Liebestränklein, ganz gewöhnlicher Arbeit. Muß sich die Hände ein bischen ansehen, die ihm zu trinken mischen. Sind noch ungeübte Hände, Schüler-Hände, noch nicht gefährlich, könnten es später einmal werden; arbeiten jetzt noch mit ganz simpeln Mitteln. Die's ihm gebracht hat, steht noch draußen vor dem ersten Kreis, ist noch ein Stümperlein. Wär' schier zu glauben, sie hätte sich nur ein Späßlein machen wollen mit dem Herrn, einen Versuch machen wollen an ihm, ob's glücken würde. Muß sich das Weiblein ein wenig ansehen der Herr; bei Nacht werden solche Tränklein gebraut. Vielleicht gelingt's ihm, und er ertappt sie einmal, während sie darüber her ist."

Mit dem Oeldocht-Lämpchen hatte er dem Gast hinausgeleuchtet.

Zantebur trat über die Schwelle; die Thür fiel dröhnend hinter ihm zu. Er stand auf der Straße.

Zu all der dumpfen Qual, die ihn peinigte, jetzt auch noch die Lächerlichkeit! Denn der Nekromant hatte ihn doch eigentlich ausgelacht.

Das, was ihn unglücklich machte, eine ganz gewöhnliche Geschichte! Vielleicht nur ein Versuch, den das Weib mit ihm angestellt hatte, die Wirkung ihrer verfluchten Kunst zu erproben! Dazu war er ihr gut. Wie eine glühende Welle stieg die Wuth in ihm auf und überschwemmte seine Sinne und Gedanken.

Wenn ihm jetzt etwas unter die Finger kam —

Langsam, als wären ihm die Glieder zu Blei geworden, setzte er sich in Bewegung und schritt die Gasse entlang.

In den offenen Hausthüren standen Dirnen und Weiber, die kichernd und lockend hinter ihm herriefen; der hochgewachsene Mann stach ihnen in die Augen.

Zantebur packte an den Griff seines Raufdegens. Am liebsten wäre er über sie hergefallen — aber noch zwang er sich nieder.

Als er jedoch das Ende der Gasse erreichte, stand dort ein Haufe von Männern, Studenten wie es schien, in ihren Mänteln, Raufdegen an den Hüften, wie er.

Zantebur schritt geradenwegs auf sie zu. Nur ein Wort sollte einer sagen — so —

Indem er näher kam, hörte er, wie sie flüsterten und lachten; deutsche Sprache und wälsche durcheinander. Solche waren also auch drunter.

Er ging mitten in der Gasse; mitten in der Gasse standen auch sie. Nicht einen Zoll bog er zur Seite; mitten durch den Haufen wollte er hindurch. Und wirklich, indem die riesige Gestalt dahergetappt kam, wichen sie nach rechts und links aus.

Das war aber nur die Eingebung eines Augenblicks, der ersten Ueberraschung und Unschlüssigkeit. Indem er jetzt in herausfordernder Haltung, ohne Wort und ohne Gruß quer durch sie hindurch schritt, kamen sie zur Besinnung.

Ihre Köpfe waren auch nicht mehr ganz kühl; getrunken hatten sie Alle.

„Wenn's mit dem Honig nichts ist, nimmt der Bär mit Heuschrecken vorlieb," sagte eine laute helle Stimme aus dem Haufen heraus.

Zantebur blieb stehn. Alles wurde still. Die Stille dauerte nicht lange.

„Wenn man die schöne Ulrike nicht haben kann, holt man sich Trost an der Stadtmauer." Es war dieselbe Stimme, die vorhin gesprochen hatte; noch lauter als vorhin und von einem giftigen Lachen begleitet.

Auf dem Absatz drehte Zantebur um. Es war so dunkel, daß er die Einzelnen nicht zu unterscheiden vermochte.

Ohne ein Wort zu sagen, schritt er mitten in den Haufen hinein, auf die Stelle zu, von wo die Worte gekommen waren; aufs Gradewohl griff er hinein, packte irgend einen am Mantelkragen, riß ihn aus der Schaar heraus und schlug ihn mit einem Faustschlag zu Boden.

Ein wüthendes Knurren, wie von einer Hunde-Meute, schlug gegen ihn auf. Aus dem Knurren wurden laute Schimpfworte: „Pommerscher Bär! Trampelthier! Verdammter Hund!"

Einer drängte den anderen auf ihn zu; Zantebur war umringt, von allen Seiten gestoßen.

Plötzlich schwenkte er die Arme wie zwei Mühlenflügel; im nächsten Augenblick war der Raufdegen aus der Scheide.

Ein allgemeines Klirren war die Antwort; Alles zog vom Leder; an den Fenstern der Häuser ringsum er-

schienen Weiber- und Mädchen-Gesichter. „Ein Raufhandel! Ein Raufhandel!“

Eine athemlose Stille von einigen Sekunden, und dann, mit einem dumpfen Gebrüll stürzte der Zantebur sich auf die Gegner.

Vor dem Anprall der ungefügen Menschen-Maschine wich Alles unwillkürlich zurück. Ein einziger war beherzt genug, ihm Stand zu halten; zwischen ihm und dem Zantebur entstand ein wüthender Kampf.

Aber er dauerte nicht lange.

Gegenüber der Hünen-Kraft des pommerschen Junkers waren die Finten und Paraden des Gegners Spiegelfechterei.

Ein gellender Schrei des Gegners, und von Zanteburs Klinge mitten durch gerannt, fiel der Student auf das Steinpflaster und wälzte sich in seinem Blut.

Lautlos stürzten die Anderen heran, den gefallenen Kameraden aufzuheben.

Den Degen in der Faust, wartend, ob noch einer kommen würde, stand der Zantebur, aufragend im Dunkel der Nacht wie eine Schreck-Gestalt, wie ein Moloch.

Kein zweiter kam. Er warf den Degen in die Scheide, wandte sich ab und ging hinweg.

Indem er dahinschritt, fühlte er etwas in sich, was er noch nie gefühlt hatte; als wenn ein wildes Thier in seinen Eingeweiden säße, ein wildes Thier, das immer dagewesen war, bis heut aber geschlafen hatte.

Zum erstenmal in seinem Leben hatte er Blut ver-

gossen. Seine Arme zuckten am Leibe, seine Hände öffneten und schlossen sich. Immer noch einmal fühlte er, wie es gewesen war, als seine harte Klinge in den weichen Menschenkörper eingedrungen und durch ihn hindurchgegangen war. Wie die Wuth in ihm satt geworden war in dem Augenblick. Satt bis zur Wollust, wie es dem Verdurstenden Wollust bereitet, zu trinken, zu trinken.

Und das wilde Thier in seinem Innern leckte sich die blutigen Tatzen und knurrte heiseren Tones „mehr, mehr, mehr."

Wie von einem Magneten gezogen, ging er durch die winkligen Gassen der Stadt, auf das Haus zu, in dem er wohnte, in dem der Magister wohnte, die Ulrike und — die Aurelie.

Hinter ihm und neben ihm erwachte ein dumpfes Lärmen und Rumoren in den Gassen.

Schweigende Männer gingen an ihm vorbei; flüsternde Weiber trippelten vorüber. Es kümmerte ihn nicht. Gleichgiltig, was hinter ihm war — sein Ziel lag da vorn.

Vermuthlich war der Lärm von dem Raufhandel gehört und die Sache schon ruchbar geworden — ihm gleichgiltig. Alle seine Sinne und Gedanken waren wie zusammengepreßt unter einer ungeheuren Last; unter dem ungeheuren Drucke schoß ein einziger Gedanke, wie eine Stichflamme hervor: „bei Nacht werden solche Tränklein gebraut — vielleicht gelingt's ihm und er ertappt sie, während sie darüber her ist."

So hatte der Nekromant gesagt, das war sein letztes

Wort gewesen, das hatte er behalten, als hätte es sich ihm ins Hirn gegraben mit einem Meißel.

Im Winkel hinter der alten Kirche, wo das Haus des Magisters stand, war alles todtenstill. Das Haus so dunkel, wie ausgestorben.

Er trat in den Hausflur. Alles dunkel und still. Er blieb stehn. Was wollte er eigentlich? Suchen wollte er, suchen und finden. Die Hände, die in den höllischen Sumpf gegriffen und ihm das Teufels-Gift ins Blut gegossen hatten!

Aber wo sollte er suchen und wie? Er kannte in dem Hause eigentlich nur seine Wohnung und die Treppe, die zu seiner Wohnung führte.

War nicht das Mädchen heute früh vom Hofe hereingekommen?

Ohne weiteres Besinnen stieß er die große Pforte auf, die von der Hausdiele auf den Hof ging. Dunkel und schweigend wie das Haus, lag der Hof vor ihm.

Aber da ganz im Hintergrunde, wo das Hintergebäude, das am Hofe entlang lief, eine Ecke machte, war da nicht ein Lichtschein am Boden?

Er ging tiefer in den Hof hinein, bis daß er um die Ecke des Hintergebäudes herumsehen konnte — er blieb stehn.

Wenige Fuß über dem Boden, zu ebener Erde war ein erleuchtetes Fenster, das nach hinten, auf den Hausgarten hinausging.

Das Licht aus diesem Fenster war es, das er vorhin bemerkt hatte.

Ob hier —?

Er mußte an das Fenster schleichen, mußte hineinsehen; bei seiner Körperlänge war das nicht schwer. Zuvor aber schnallte er den langen Raufdegen ab, damit sein Klirren ihn nicht verrieth.

Er tastete unter das Wamms — alles in Ordnung; er fühlte den Dolch, der ihn nie verließ.

Nun trat er unter das Fenster, und bevor er noch hineingesehen, wußte er, daß er am richtigen Orte war. Durch Fugen und Ritzen der Fensterbekleidung quoll aus dem Innern des Raumes der durchdringende Geruch, den er heut früh und heut Abend bei dem Nekromanten eingeathmet hatte, der Verbenen-Duft.

Hier also war es, wo er bereitet wurde.

Er hob das Gesicht empor. Vor dem Fenster war im Innern ein Vorhang, aber er schloß nicht, ließ den Blick des Draußenstehenden hineindringen.

Zantebur konnte sehen, was dort drinnen geschah, und nun — sah er.

Der Raum war allem Anschein nach eine Küche. In der Mitte des Gelasses stand ein Herd von Backsteinen; in dem Herde glühte ein Kohlenfeuer; über der Gluth war eine eiserne Pfanne aufgestellt, aus der ein dampfender Qualm stieg.

Das war die Ausstattung — und nun die Menschen.

Im Hintergrunde, in eine Ecke gedrückt stand ein altes Weib. Zantebur glaubte sie zu erkennen: die alte Schaffnerin des Hauses, die er hie und da flüchtig gesehen hatte. Er beachtete sie nicht weiter.

Seine Aufmerksamkeit wurde von der Anderen in Anspruch genommen, die außer jener in dem Zimmer war. Diese Andere war die Aurelie.

Sie stand hinter dem Herde, über die Gluth gebeugt, einen Löffel in Händen, mit dem sie in der Pfanne rührte.

Und wie sie aussah!

Ob es der Hitze wegen war, oder weil die finsteren Gebräuche bei der Zubereitung des Zaubertranks es so vorschrieben — ihr Oberleib war fast entblößt. Nur ein ganz dünner Flor umhüllte ihre Brust und ließ die zarte, schneeweiße Haut sehen; ihre Arme waren nackt; das braune Haar war entfesselt und floß am Rücken hinunter. Aus ihrer gebeugten Stellung richtete sie sich jetzt auf; sie legte den Löffel nieder, breitete beide Hände über die Mischung in der Pfanne, als wenn sie einen Zaubersegen darüber spräche; ihre Lippen bewegten sich.

Dann schritt sie um den Herd herum, einmal, zwei- und dreimal. Indem sie zwischeu Herd und Fenster hindurchging, kam sie dicht an dem Zantebur vorüber, der ganz nah herangetreten war, sein Gesicht beinah an die Scheiben drückte.

Wenn das Fenster offen gewesen wäre, hätte er hineinlangen, sie am langen flatternden Haar ergreifen können — und dann — —?

Er schaute um sich.

Wenige Schritte von der Stelle, wo er stand, war eine Thür in dem Hinterhause, die auf den Garten hinausging.

Ob die Thür offen war? Ob man durch sie in das Gemach hineingelangte?

Aber noch hatte er nicht Zeit und Muße, zu untersuchen. Zu mächtig fesselte ihn das, was er dort drinnen sah.

Die Aurelie hatte ihren Umgang um den Herd vollendet; jetzt stand sie wieder dahinter.

Sie nahm den Löffel wieder auf und tauchte damit in die Pfanne.

Die Alte setzte einen zinnernen Becher vor sie hin, in diesen füllte die Aurelie das Gebräu, das sie zurecht gekocht hatte.

Der Zantebur knirschte; seine Fäuste ballten sich wie im Krampf.

Das war der Trank für morgen früh, das Höllengift, das ihm ins Blut gegossen werden, sein Blut heiß machen sollte und toll.

„Aber Du irrst Dich! Es wird anders kommen!“ Nicht seine Lippen sprachen es aus; nur sein Herz that einen furchtbaren Schwur.

Und jetzt, — was geschah?

Hoch aufgereckt stand die Aurelie, die nackten weißen Arme weit ausgebreitet, die dunkelleuchtenden Augen vor sich hinblickend, auf das Fenster zu, hinter welchem der Zantebur stand, so daß dieser gerade hineinsah in die weitaufgerissenen Augen des Weibes, und mit lauter, hallender Stimme begann sie etwas zu sprechen.

Was war es, was sie sprach?

Zantebur konnte es nicht verstehen — aber er mußte es verstehen; und auf die Gefahr hin, daß er bemerkt wurde, drängte er das Ohr ganz nah an die Fensterscheibe.

Etwas Gereimtes schien es zu sein, was sie sprach, Verse:

„Arm und Bein
Fange ihm ein,
Bind' ihn mir ganz,
Mutter im Glanz,
Mutter im Leid,
Maria, dreimal benedeit."

„Binde ihn mir —" da war es heraus, da hatte er es gehört, da wußte er's!

Alles, was er nicht begriffen und verstanden hatte, die Wochen lang, was ihn verfolgt, was ihn gequält und zur Verzweiflung gebracht hatte, da war es erklärt!

Da stand sie vor ihm, die seinen Willen unter den ihren geknechtet hatte, die sich an ihm aufgeringelt hatte wie die Schlange, ihn herausgerissen hatte aus seiner Freiheit und an sich gebunden mit Fallstrick und Netz! Die ihn zum Gespötte gemacht hatte und heute zum Todtschläger!

Seine Besinnung versank in einer wüsten, tosenden Fluth. Mit einem Sprunge war er an der Pforte, die in den Garten hinausging.

Die Pforte gab nach.

Ein Griff — und er hatte die Klinke der Thür in der Hand, die sich links in den Raum öffnete, in dem sich die Weiber befanden. Und im nächsten Augenblick erschien er, furchtbar wie die verkörperte letzte Stunde, auf der Schwelle des Gemaches.

Ein gellender Schrei ertönte: beide Hände an den Kopf gedrückt, entfloh die alte Schaffnerin durch die Thür, die aus dem Hintergrunde der Küche in die Wohnräume des Hauses führte.

Wenn sie gewollt hätte, so hätte die Aurelie auch zu entkommen vermocht, denn der Zantebur stand wie betäubt. Aber sie entfloh nicht.

Mitten im Zimmer stand sie, dem Zantebur gegenüber, und sah ihn an; sah ihn an, wie er da aufragte, noch höher aufgereckt in der grimmigen Spannung aller Nerven und Sehnen, als er von Natur schon war, fast riesengroß, mit dem zurückgeworfenen blonden Mähnenhaar, mit den Augen, die wie blaue Stahlklingen aus dem Gesicht hervorschossen, wie das Urbild der Mannheit, die zur Vergeltung kommt, zur Strafe und zum Gericht.

Sie wußte, wem der Grimm dort galt, daß sie es war, über deren Haupt das Verhängniß schwebte, aber kein Entsetzen war in ihrem Gesicht, sondern im Gegentheil, fast ein verborgenes, geheimnißvolles Lächeln. Ein Zucken ging um ihren Mund, ein leises Beben durch alle Züge ihres Gesichts, so daß es beinah aussah, als zitterten die Augäpfel in ihren Augen, die weit aufgethan, starr

an dem schrecklichen Manne hingen, starr und mit dem Ausdruck todestrunkener Lust.

Und jetzt, in der lautlos furchtbaren Stille, die zwischen den beiden Menschen war, reckte sie beide Arme nach rechts und nach links und so, mit ausgebreiteten Armen, als wenn sie ihn umarmen wollte, schritt sie auf ihn zu. War das Hohn? War es der Glaube an die Unfehlbarkeit ihres Zaubers? Das Bewußtsein, daß er ihr dennoch gehörte, trotz Widerstand und Sträuben und Wuth?

Ein dumpfer Laut riß sich von den Lippen des Zantebur los; seine Hand fuhr unter das Wams, im nächsten Augenblick war sein Gesicht wie eine finstere Wolke über dem Gesicht des Weibes: und sie sah den Blitz in der Wolke auffahren, die funkelnde Klinge des gezückten Dolches.

Als sie das gewahrte, knickten ihr die Kniee ein, sie sank an die Brust des Mannes, ihn umschlingend mit dem rechten Arm.

Ein irres Lächeln umflatterte ihren Mund, und mit der linken Hand schob sie den Flor vom Busen, so daß die nackte weiße Brust sich ihm darbot.

„Da hinein" —

Hatte sie so gesprochen? Hatte sie es nur angedeutet mit winkendem Auge?

Zantebur hätte es nicht zu sagen vermocht, denn der einzige Laut, dessen er sich nachher erinnerte, war das Seufzen gewesen, — der tiefe, qualvolle und doch wie aller Qualen entlastende Seufzer des Weibes, als sein

mordender Stahl mit einem Stoße in ihre Brust gedrungen war.

Indem sie den Stoß empfing, hatte sie die Augen geschlossen; ein Zittern, als wenn sich das Mark in ihren Gebeinen schüttelte, durchlief ihren ganzen Körper; und so, mit geschlossenen Augen, das Haupt enger und immer enger andrückend an ihn, lag sie an seiner Brust, hing sie in seinem Arm.

Hätte der Zantebur sie aus dem Arm gelassen, so wäre sie zu Boden gefallen — das widerstrebte ihm.

Also hielt er sie, und sah herab in ihr Gesicht, in das zarte weiße Gesicht, das er in solcher Nähe niemals gesehn, das er eigentlich, so kam es ihm vor, überhaupt noch niemals gesehn, und sah das geheime Zucken ihrer Lippen, hörte das leise Strömen ihres Hauches, der über seine Brust dahinging, sah die weißen Augenlider mit den langen braunen Wimpern über ihre Augen gesenkt, und die fein verästelten feinen blauen Aederchen in den Lidern — all die Wuth und Gluth, die ihn durchtobt hatte, war geschwunden.

Eine tiefe Stille, eine wundersame Kühle war in seiner Brust.

Indem er das Zittern des Frauenleibes an seiner Brust verspürte, überkam ihn ein nie gekanntes, grausig süßes Gefühl.

Und jetzt erhob sich die linke Hand des sterbenden Weibes und tastete nach seiner Hand, die immer noch den Griff des Dolches in ihrer Brust umspannt hielt, und als

sie sie gefunden hatte, die grausame Hand, umfaßte sie sie mit den zarten länglichen, weißen Fingern und drückte sie zärtlich, zärtlich, zärtlich.

Der Athem stockte in der Brust des Zantebur; an seinem Leibe regte sich kein Glied; er stand — und blickte — und lauschte.

Und jetzt schlug sie langsam die Augen auf und sah ihn an.

Er konnte dem Blick nicht ausweichen, der Blick hielt ihn fest; auch wenn er es gekonnt, wäre er nicht ausgewichen. Denn was für Augen waren das!

Als wenn sich ein Abgrund vor ihm aufthäte, so war es dem Zantebur, eine fremde, wunderbare Welt, eine Tiefe ohne Ende, aus der es winkte, wie mit sehnenden Armen, aus der es heraufтönte mit lockenden Stimmen „komm doch, o komm."

Und jetzt, indem sie den Blick nicht von ihm ließ, that sie die Lippen auf.

„Ach — zürne mir nicht, daß ich Dich so geliebt habe," langsam sprach sie es und mit schwerer Zunge.

Dann schwieg sie, und der Zantebur schwieg auch und horchte und wartete, daß sie noch einmal sprechen sollte. Denn so lange er lebte, hatte er solchen Ton von Menschen-Lippen noch nie gehört, solchen süß zitternden, wehmüthig dahinschwindenden, solchen, Herz, Leib und Seele des Hörers in Liebe zerschmelzenden Ton!

Und als sie noch immer nicht wieder sprach, drückte er sie fester an sich, als wollte er sie wecken, als wollte er sie auffordern und zwingen, daß sie spräche.

Aber indem er so that, löste sich ihr Haupt von seiner Brust, fiel schwer hintenüber; wie eine Welle floß das lange braune Haar, — und er erkannte, daß sie nie mehr sprechen würde auf dieser Erde.

Als er dessen inne wurde, packte ihn ein Zittern, sodaß es war, als schüttelte sich das Mark in seinen Knochen; die Thränen stürzten ihm aus den Augen und überströmten ihre jungfräuliche Brust, und wie einen Kinderleib hob er die Gestalt des entseelten Weibes in seinen mächtigen Armen empor und drückte sie an sich. Dabei rief er ihren Namen, laut, immer lauter, verzweiflungsvoll.

Sie vernahm ihn nicht mehr.

Aber eine Andere hörte die seltsamen Laute, die alte Schaffnerin, die Dorothee, die verstohlen in die Thür zurückgeschlichen kam, durch die sie entflohen war, und dort nun stand, hinstaunend auf das unbegreifliche Schauspiel.

Als wenn er nicht glauben wollte an ihren Tod, so herzte, so wiegte der Zantebur die Aurelie an seinem Herzen; als wenn er Zwiesprache hielte mit der Todten, so flüsterte er, stöhnte und schluchzte er auf sie herab; dabei senkte er die Lippen auf sie hernieder und überfluthete ihr Mund und Wangen und Augen mit wüthenden, lechzenden Küssen.

Also war es eingetroffen, was sie ihr prophezeit hatte, die alte Dorothee, der weinenden Aurelie, als sie neben ihr gesessen, auf dem Bettrande in der einsamen Nacht, daß er sie einst lieben würde, der goldene Junker, der Zantebur, nach dem sie verlangte.

Nun liebte er sie — so liebte er sie — aber freilich, nun war es zu spät.

Es war zu spät — und endlich, als er fühlte, wie der Leib, den er herzte, immer starrer wurde in seinen Armen, das Gesicht, das er küßte, immer kälter unter seinen Lippen, kam auch der Zantebur zur Erkenntniß, daß es zu spät und daß Alles verloren war und dahin.

Er richtete das Haupt auf, und mit den Augen, die nicht mehr blau aussahen, sondern wie todtes, aschfarbenes Grau, winkte er die Alte heran.

Ohne ein Wort zu sagen legte er den Leib der Aurelie in ihre Arme, dann, ohne noch einmal umzublicken, wandte er sich ab und über die Schwelle, über die er hereingetreten war in furchtbar schreckender Jugend-Herrlichkeit, taumelte er hinaus wie ein Hirsch, dem die Hunde an der verröchelnden Kehle hängen.

Den Weg ging er zurück, den er gekommen war, über den Hof; dabei stieß er an den Raufdegen, den er vorhin abgeschnallt und zur Seite gestellt hatte.

Klappernd fiel ihm die Waffe vor die Füße — er hob sie nicht auf — „bleib du — wozu brauch' ich dich noch?"

In die Hausdiele trat er und blieb stehen.

Wohin sollte er nun? In seine Wohnung hinauf? Nimmermehr! Nie mehr zurück in das Haus, sondern fort, auf die Straße hinaus und irgend wohin, nur fort, fort, nur fort.

Als er die Hausthür aufstieß und hinausblickte, sah

er den Platz vor dem Hause von Fackeln erhellt; die Schaarwache war gekommen, ihn zu verhaften wegen des Todtschlags an dem Studenten.

Studenten in dichten Haufen, Männer und Weiber füllten den sonst so menschenleeren Platz.

Man hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß er sich zur Wehre setzen, daß es nicht ohne heftigen Kampf abgehen würde — Alles war erstaunt, als es ganz anders kam. Schweigend, gesenkten Hauptes, ließ er die Fesseln an seine Hände legen.

Der Führer der Wache wurde unsicher. „War er's denn wirklich gewesen?"

Zwanzig Stimmen gaben Antwort statt einer. Die Genossen des Erschlagenen drängten heran.

„Er ist es gewesen, der den Studenten umgebracht hat! Kein anderer als er!"

Als der Zantebur vernahm, daß es deshalb war, daß er gefangen genommen wurde — denn er hatte bis dahin wie in einer Betäubung gestanden und nichts von dem allen begriffen, was sich mit ihm begab, — als er vernahm, daß es sich darum handelte, um die Lumperei, und an das Grauenvolle dachte, das da hinter ihm geschehen war, in dem dunklen, schweigenden Hause, von dem sie Alle nichts wußten, diese Narren da, nichts wußten und nichts ahnten, reckte sich plötzlich seine gebeugte Gestalt in ihrer riesenhaften Länge auf. Und ein wildes Gelächter brach von seinen Lippen.

Die Häscher wichen zur Seite.

Im weiten Umkreis von den Fackeln umgeben, stand der Zantebur.

Niemand würde ihn gehalten haben, so sah es aus, wenn er davon gegangen wäre.

Da aber schlug die Wuth der Studenten in hellen Flammen auf.

Ein allgemeines Geschrei brach aus. Die Raufdegen flogen aus den Scheiden.

Im nächsten Augenblick war der Zantebur von allen Seiten umringt und wie ein Sieb von Stößen durchlöchert und durchbohrt.

Er stürzte zur Erde.

Sofort trat eine tiefe Stille ein.

Einer der Häscher war hinter ihn gesprungen und hielt den Kopf des Sterbenden empor.

Sein Gesicht war dem Hause zugekehrt, darin er gewohnt hatte, aus dem er soeben gekommen war.

Und plötzlich richtete er sich mit halbem Leibe auf, und mit einer Stimme, die so mächtig aus der Brust kam, daß man sie von einem Ende der Stadt bis zum andern hören mußte, rief er „Aurelie! Aurelie! Aurelie!"

Die Studenten stießen sich flüsternd untereinander an. Hatte der kommende Tod ihm schon die Sinne umnachtet, daß er statt der Ulrike, die er doch meinte, die Aurelie anrief?

Ein Räthsel — und der Einzige, der es zu erklären vermocht hätte, hatte keine Zeit mehr dazu.

Denn unter der Anstrengung des letzten Schreies

brach dem Zantebur das Blut aus allen Wunden; sein Leben strömte dahin; er streckte sich nieder und ließ es dahingehen.

Und indem es rieselnd, wie der Saft aus einem jungen Baume, verrauschte, war es ihm, als versänke er langsam, langsam in einem Abgrunde, in einer Tiefe ohne Ende, aus der es sich zu ihm emporhob wie mit sehnenden Armen, aus der eine süße, klagende, lockende Stimme rief „komm doch — komm doch — o komm.“



Die Waidfrau.



Wenn es noch etwas und irgend Jemanden gab, vor dem das junge sozialdemokratische Arbeitergeschlecht in der alten kleinen Tuchfabrikstadt eine Art von Respekt empfand, so war es die Frau, die man zuweilen, nicht allzu häufig, durch die Straßen der Stadt gehen sah, mit dem glatt angescheitelten grauen Haar, dem Kopftuch über dem Haupte, mit den eigenthümlich ernsten Augen und den scharfen Falten im Gesicht, die von Groß und Klein, Hoch und Niedrig in der Stadt gekannt war und „die Waidmann" genannt wurde.

Genannt wurde — denn in Wahrheit hieß sie gar nicht mehr so.

Einstmals hatte sie so geheißen, als ihr erster Mann noch lebte, der Fabrikarbeiter Waidmann; aber das war lange her, und der war lange todt.

Später hatte sie dann wieder geheirathet, einen Müller, Hügelbach hieß er, oder so ähnlich, man gab sich kaum die Mühe, genau nach seinem Namen zu fragen: für die Stadt war und blieb sie „die Waidmann".

Denn aus jener Zeit stammten die Ereignisse, die sie bekannt und für die Angehörigen des jungen Geschlechts beinah berühmt gemacht hatten, so daß sie zu ihr aufblickten, gewissermaßen wie zu einer Patriarchin.

Jetzt war sie alt und ihr Gesicht verwelkt; aber die Gestalt war noch aufrecht, und wenn man die einsame, schweigsame Frau so durch die Gassen schreiten sah, leise, aber sicher die Füße vor sich hinsetzend, fest getragen in den noch nicht vermorschten Lenden, dann mußte man zu der Ansicht kommen, daß sie damals, als sie noch jung war, eine hübsche, vielleicht gar schöne Frau gewesen sein mochte.

Und eins war sie sicherlich gewesen: leidenschaftlich. In jener Stadt hatte sich nämlich, zum ersten Mal in Deutschland, das zugetragen, was sich später öfter und öfter wiederholte, bis daß es schließlich zu einer fast alltäglichen Erscheinung wurde, ein Strike, eine Auflehnung der Arbeiter gegen die Fabrikherren.

Nicht ein Lohnstreit in der heutigen Bedeutung des Wortes, sondern eine Arbeitseinstellung, weil man mit der neuen Fabrikordnung nicht zufrieden war, die die Herren, ohne viel nach Recht und Berechtigung zu fragen, auf eigene Faust erlassen hatten.

Gegen die Frauen, die in der Fabrik arbeiteten, richtete sich die neue Verordnung.

Man wollte bemerkt haben, daß sie Tuchabfälle und Reste nach Hause schafften.

Dem sollte vorgebeugt werden.

Frauen und Mädchen sollten keine Taschen mehr in den Kleidern tragen; wo solche vorhanden waren, sollten

sie zugenäht werden. Mäntel durften in die Fabrik nicht mehr mitgebracht werden.

Das machte böses Blut.

„Keine Taschen mehr in den Kleidern? Menschen brauchen Taschentücher; sind wir keine Menschen? Wo sollen wir mit unseren Taschentüchern bleiben? Sollen wir uns vielleicht auch die Nasenlöcher zunähen? Keine Mäntel mehr? Und im Winter? Wenn man des Morgens früh sechs Uhr nach der Fabrik muß? Wenn man nachher aus der heißen Fabrik herauskommt, ohne Mantel in der Kälte nach Hause geh'n? Menschen erkälten sich. Sind wir Vieh, dem die Wolle auf der Haut wächst?"

Und in diese gährende Fluth des Unwillens flog, wie ein Feuerfunke, ein Wort: „Ist Alles nicht wahr; nicht weil sie fürchten, daß wir Tuchabfälle nach Hause bringen, aus Rache geschieht das Alles. An unsere Mädchen haben sie herangewollt und unsere Frauen, die jungen Herrn Fabrikantensöhne; da sind sie abgefallen, und jetzt sollen wir dafür büßen."

Das zündete; die Flammen schlugen auf.

Und wenn die Menschen dort einmal brennen, ist es kein Strohfeuer.

Die Stadt, in der sich dies in den sechziger Jahren zutrug, liegt nämlich nicht weit von Magdeburg. Magdeburger Volk aber ist nicht von weich geschaffener Art.

„Zu Magdeburg auf dem Markte
Da steht ein eiserner Mann.
Wollen den die Pfaffen haben,
Muß mancher Spanier dran."

Zweihundert Jahre und etwas darüber war es her, seit die Magdeburger, heldenhaft sich vertheidigend gegen den Tilly, ihren Feinden diese Verse ins Gesicht geschleudert hatten.

In den Männern von 1864 und 1865 loderte das Blut der Vorfahren.

„Nicht mehr zur Arbeit gehn, bis die neue Fabrikordnung zum Teufel ist!“

Das Alarmwort war ausgegeben.

Mit finsterer Entschlossenheit wurde es aufgenommen. Der, welcher es ausgesprochen hatte, war der Wilhelm Waidmann.

Ein offenes Geheimniß aber war es, daß hinter dem Manne die Frau gestanden hatte.

Von ihr war das zündende Wort gekommen — das hatte man ihr nicht vergessen.

Diese Frau mit dem schlichten alten Haar, die jetzt so still und gedankenvoll ihren Weg ging, war die Seele der wilden Bewegung gewesen. Denn kaum, daß sie entstanden, war die Bewegung auch wild geworden.

Man wußte damals noch nichts von dem schweigend-gelassenen Sichgegenüberstehen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, wie es heute zum System geworden ist. Der Gedanke war noch jung und seine Ausführung dem entsprechend.

Es war ein Kampf nicht nur der Masse gegen die Menge, sondern der Persönlichkeiten gegen die Person. Denn die Fabrikherren waren eben auch hartknochige Söhne des Magdeburger Landes.



Einem von ihnen, einem alten, hitzköpfigen Mann, der als das Haupt der Fabrikantenpartei galt und darum besonders verhaßt war, wurde bei Nacht mit Kreide ein Galgen an die Hausthür gemalt. Darunter standen die Worte: „Du kommst zuerst dran."

So nahm die Sache allmählich ein so bedrohliches Gesicht an, daß die Staatsgewalt einschreiten mußte.

Anklagen wurden erhoben, einerseits gegen die Arbeiter, die bis zum Landfriedensbruch fortgeschritten waren, nach der anderen Seite aber auch gegen die Fabrikherren, die Verordnungen erlassen hatten, die sie nicht erlassen durften.

Gerichtsverhandlungen fanden statt, und das Ende vom Liede war, daß die neue Fabrikordnung als null und nichtig cassirt, dagegen aber auch eine Anzahl von den Arbeitern zu Freiheitsstrafen, wenn auch nicht langen, verurtheilt wurde. Unter diesen befand sich der Wilhelm Waidmann.

Aber er erlebte seine Strafe nicht mehr.

Bevor er ins Gefängniß kam, erhielt er den großen Freibrief, der aus allen Aufregungen und Nöthen entläßt.

Schwachbrüstig war er immer gewesen; die schwere Fabrikarbeit hatte ihn auch nicht gesünder gemacht. Zu dem allen kamen die Erregungen des Streites und gaben ihm den Rest.

Gerade als die Arbeit wieder aufgenommen und der Friede wieder hergestellt worden war, legte er sich hin und starb.

Man konnte von ihm sagen, daß er im Feuer geblieben war.

Was aber nun mit der Wittwe Waidmann? Woher jetzt das Brot nehmen für sie und die Kinder? Denn sie hatte Kinder von dem Wilhelm Waidmann.

In eine Fabrik gehen, sich an einen Webstuhl setzen konnte sie nicht; sie war niemals Fabrikarbeiterin gewesen. Ihren Verdienst hatte sie in der Art erworben, daß sie in den Häusern der Reichen als „Muhme“ umherging, das heißt, kleine Kinder hütete und wartete, wenn deren Mütter zu schwach oder sonstwie behindert waren, sich der Kleinen anzunehmen.

Wie würde es nun damit werden?

Nach dem, was sich zugetragen, und nach der Rolle, die sie bei den Ereignissen gespielt hatte, war anzunehmen, daß sich die Thüren der Häuser vor ihr verschließen würden.

Aber das Merkwürdige geschah — die Thüren verschlossen sich nicht.

Nie hatte es eine „Muhme“ gegeben wie die Waidmann.

Sie war einfach unentbehrlich.

Wie die Blumen unter den Augen gewisser Menschen gedeihen, unter denen anderer verkümmern, so war es mit den Kindern, die der Waidmann anvertraut wurden: sie gediehen und blühten.

Und die jungen, vom Kindbett entkräfteten Frauen verlangten nach ihr.

Niemand hatte so starke weiche Hände, so ruhige verständige Worte wie sie.

Wo sie in ein Haus eintrat, war es, als richtete sich

in dem Hause ein Baum auf, unter dem man Schatten fand, an dem man sich halten konnte.

Dabei gab sie nichts von ihren Ansichten und Gesinnungen auf.

In die Häuser der Reichen ging sie mit dem Standesbewußtsein der „armen Frau“.

Sie war wie ein Anwalt der Armen, sagte den Fabrikantenfrauen unverblümte Wahrheiten, und wenn der Herr vom Hause dazukam, that sie es ihm gegenüber erst recht.

Und man ließ es sich gefallen.

Die Männer freilich nicht so ohne Weiteres. Die Männer begehrten hier und da auf und wollten sie nicht im Hause dulden.

Aber die Frauen hielten dagegen, — hielten dagegen und zusammen, und die Waidmann blieb.

Und es zeigte sich bei der Gelegenheit einmal wieder, daß die Frauen in allen Verhältnissen und bei der Beurtheilung aller Fragen immer noch ein besonderes Gefühl mitsprechen lassen, das schließlich mächtiger als alle anderen ist, das Gefühl für ihr Geschlecht.

Dies Gefühl, von dem der Mann hinsichtlich seines Geschlechts so gut wie garnichts weiß, giebt den Frauen den Zusammenhalt gegenüber den Männern; die Natur hat es ihnen verliehen, damit sie sich wehren können.

Warum hatte sich die Waidmann denn hinter ihren Mann gestellt? Warum hatte sie ihn in den Kampf gehetzt und das Loosungswort des Kampfes ausgegeben? Weil sie ihr Geschlecht beleidigt geglaubt hatte.

Es war ja vielleicht übertrieben gewesen, was sie gesagt hatte — immerhin — Unschuldsblämchen waren die jungen Fabrikantensöhne gewißlich nicht.

Sie hatte vielleicht noch schärfer in die Flammen geblasen, als nöthig gewesen wäre — immerhin — als Rächerin ihres Geschlechts war sie aufgetreten. Es war Rasse in der Waidmann, ein Vollblutweib!

Ob die Fabrikantenfrauen über diese Dinge unter sich sprachen? Kaum.

Frauen sprechen nicht gern laut von so etwas.

Fühlen aber that es eine Jede. Und dies Gefühl war stärker als das Standesbewußtsein.

Sie gefiel ihnen, die Waidmann; darum sollte sie bleiben, und sie blieb.

Sie blieb. Denn natürlich trug sie keinen Augenblick Bedenken, den Verdienst mitzunehmen, der sich ihr bei den Reichen bot.

Arme Leute müssen verdienen, wenn sie leben wollen mit ihren Kindern.

Und diese Erwägung war es denn auch, die sie dazu brachte, den Müller zu heirathen, den Hügelbach, oder wie er hieß.

Er hatte ein bischen Geld, und nun konnte sie etwas sorgenfreier leben.

Von Liebe war wohl nicht die Rede; kaum daß er ihr gefiel, der Mann, der seinerseits wie rasend hinter ihr her gewesen war, nachdem der Waidmann sie allein gelassen hatte.

Man wußte nichts Unrechtes von ihm — also mochte

es denn sein, trotzdem daß er ziemlich unansehnlich war und ein lahmes Bein hatte.

Aber gleich nach dem Tode des Waidmann geschah das nicht.

Sie ließ ihn lange zappeln, bevor sie sich entschloß, Jahre lang.

Dann plötzlich, eines schönen Tages, als er wieder in sie drang, hatte sie „na mein'tswegen" gesagt.

Dabei hatte sie ihm die Hand hingestreckt — und so war es geschehen.

Immer, wenn er später mit seinen Freunden zusammen saß, fing er wieder davon an, der Hügelbach, wie merkwürdig sie bei der Gelegenheit gewesen wäre, wie merkwürdig.

In ihrem Zimmer hatte sie gesessen, da draußen, wo sie damals wohnte, im Sperlingswinkel, außerhalb der Stadt.

Dort hatte er ihr gegenüber gesessen und auf sie eingeredet.

Ganz ruhig hatte sie ihn reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ihn auch nur anzusehen.

Immer zum Fenster hatte sie hinausgesehen, während er sprach, über die weiten flachen Felder hin, denn in der Gasse gab es ja nur eine Reihe Häuser.

Endlich hatte er dann aufgehört, weil er nun Alles gesagt hatte und nichts mehr zu sagen wußte. Darauf hatte sie zunächst nach wie vor hinausgeblickt.

Nicht fröhlich hatte sie ausgesehen und nicht traurig, nur ganz ernst und so, als wenn sie über etwas nachdächte, tief nachdächte.

Dann hatte sie einmal leise aufgeseufzt, als wenn sie

jetzt fertig geworden wäre mit dem, worüber sie nachgedacht, und dann hatte sie sich zu ihm herumgedreht und ihm die Hand hingestreckt uud gesagt „na mein'tswegen." Und jetzt war sie seine Frau.

Eine Respektsperson war und blieb sie aber für den Müller trotzdem.

Sie hatte eben eingewilligt, aus ihrem Sperlingswinkel dahin überzusiedeln, wo er am entgegengesetzten Ende der Stadt sein Haus hatte, und dort mit ihm zusammen zu wohnen; hatte ihm erlaubt, den Menschen zu sagen: sie ist meine Frau, und ich bin ihr Mann.

Wie weit sie sich als seine Frau fühlte —?

Es war eben in der Frau ein letztes, geheimnißvolles unergründliches Etwas, das Niemand errieth, und das sie den Menschen so merkwürdig machte.

Ob es die Rückerinnerung an den Wilhelm Waidmann war?

Wohl kaum.

Sie hatte mit ihm die paar Jahre, die sie verheirathet gewesen, in Frieden und Freundschaft gelebt; von einem leidenschaftlichen Kummer aber war nichts zu bemerken gewesen, als er starb.

Also war vielleicht noch irgend etwas in ihrem Leben gewesen, wovon Niemand wußte, was sie Niemandem verrieth?

Und war es eben dieses vielleicht, womit sie hatte „fertig werden" müssen, bevor sie dem Hügelbach die Hand hinstreckte zur zweiten Ehe?

Man mußte so denken; ein Anzeichen dafür war vorhanden.

Unter den Habseligkeiten der Waidmann befand sich ein Stück, das den neuen Gatten auf das Aeußerste erstaunte, als sie es in seine Wohnung hinüberbrachte, die von nun an auch ihre Wohnung war.

Es war eine alte, halbverblichene Photographie, die sie schweigend und so, als ob es sich ganz von selbst verstände, über ihrem Bett an die Wand genagelt hatte.

Schon damals, als er draußen im Sperlingswinkel bei ihr gewesen war, hatte der Hügelbach das Bild über ihrem Bett zu bemerken geglaubt; damals aber hatte er nicht weiter Acht darauf gegeben.

Jetzt hatte er Gelegenheit, es genau anzusehen.

Er wollte seinen Augen nicht trauen.

Das Bild war das — eines jungen Offiziers.

Wie kam sie zu so etwas?

In der Fabrikstadt war keine Garnison, seit Menschengedenken war keine Garnison darin gewesen.

Die Waidmann war Zeit ihres Lebens nie über das Weichbild der Stadt hinausgekommen — wo konnte sie denn solch einen kennen gelernt haben? Denn daß sie sich das Bild nicht etwa als Curiosität gekauft hatte, war klar. An der Erscheinung des jungen Mannes, der im Brustbilde dargestellt war, war nichts Besonderes.

Ein ganz jugendliches, noch bartloses Gesicht mit zwei freundlichen, hellen Augen; nichts von Schönheit — kaum einmal hübsch.

Etwa ein Offizier der Magdeburger Garnison?

Aber in Magdeburg war der Hügelbach doch öfters gewesen; die Offiziere dort trugen keine gestickten Kragen, wie der da auf dem Bilde.

Als Soldat hatte der Hügelbach, seines lahmen Beines halber, zwar nicht gedient, so viel aber wußte er von militärischen Dingen immerhin, daß nur die Offiziere von der Garde solche gestickten Kragen trugen.

Also — ein Garde-Offizier in der alten kleinen Tuchfabrikstadt.

Ein Mensch dieser Art im Leben der Waidmann, im Leben der Frau, die sich heute noch zu den „armen Leuten" rechnete und mißtrauisch war und blieb gegen die „Reichen und Vornehmen!"

Der Müller Hügelbach war vor das Bild getreten, während die Frau draußen im Vorderzimmer mit dem Auskramen ihrer Sachen beschäftigt war.

Indem er jetzt mit offnem Mund und offner Nase davor stand, hatte er nicht bemerkt, daß sie wieder eingetreten war.

Plötzlich stand sie an seiner Seite.

„Wer — ist denn das?" fragte er.

Die Waidmann blickte auf das Bild.

„Wozu fragst Du denn?" erwiderte sie. „Du kennst ihn ja doch nicht, wirst ihn auch nie kennen; der ist todt — schon lange."

Das war ihr Bescheid.

Dann schwieg sie, und der Müller Hügelbach schwieg auch. In dem Ton, mit dem sie gesprochen hatte, war etwas gewesen, das ihm den Mund verschloß.

Also standen sie noch eine Zeit lang stumm neben einander, und während die Frau mit den regungslosen Augen auf das Bild schaute, sah der Mann sie verstohlen von der Seite an.

Ob sie das bemerkte?

Vielleicht.

In ihrem Gesichte zuckte keine Muskel, aber eine leise, ganz leise Röthe stieg darin auf.

„Uebrigens," sagte sie, „etwas Unrechtes brauchst Du nicht zu denken."

Er verstand sie, und mehr als das: er glaubte ihr. Glaubte ihr ohne Weiteres.

Das Wort war herausgekommen und stand da wie ein Fels.

Er fühlte einen ungeheuren Respekt vor seiner merkwürdigen Frau und zog sich unhörbar zurück.

Die Frau aber blieb stehen, wo sie gestanden hatte, und auch nachdem er schon zur Thür hinaus war, stand sie noch immer, noch lange; die Augen starr auf das Bild gerichtet.

Dann, wie im Selbstgespräch, fingen ihre Lippen an, sich zu bewegen.

„Wenn ich einmal sterbe," sagte sie leise, „gehst Du mit mir hinunter — dann weiß ich doch, wo Du liegst."

Indem sie so sprach, kam ein Zucken in die festen, beinahe starren Züge ihres Gesichts, ein tiefes, heißes, feuchtes Glühen in ihre Augen, und es sah aus, als schlüge die Vergangenheit in dunklen Wellen über ihr zusammen, und als versänke sie in der alten Zeit, in dem Traum, den sie einst geträumt hatte, vier Monate lang, der einst so lebendig gewesen war, und den sie jetzt in der Erinnerung mit sich trug, wie ein Geheimniß, wie etwas Wunderbares.

❦❦

An einem Winterabende des Jahres 1865, etwa ein halbes Jahr, nachdem zwischen Arbeitern und Fabrikherren wieder Friede geworden und der Wilhelm Waidmann gestorben war, trug sich in der kleinen Stadt ein Ereigniß zu.

Die Gesellschaft der Stadt war an diesem Abend im Saale der städtischen Ressource versammelt, um einen Vortrag anzuhören, den der Direktor des Gymnasiums zu halten gedachte.

Das Gymnasium, das einzige des Orts, war erst vor Kurzem gegründet; der Leiter desselben empfand es als seine Verpflichtung, seine Anstalt zum geistigen Mittelpunkt der Stadt zu machen.

Zu diesem Zwecke hatte er für diesen Winter eine Reihe von Vorträgen über Gegenstände wissenschaftlicher und allgemein geistiger Natur ins Leben gerufen, deren erster von ihm übernommen worden war.

Die Bevölkerung kam der Anregung des ausgezeichneten Mannes willig entgegen.

Die Stadt hatte bis dahin nur eine Realschule besessen; nicht ohne Kämpfe war im Schooße der städtischen Verwaltung die Partei durchgedrungen, die eine Umwandlung der Realschule in eine höhere Anstalt, in ein Gymnasium verlangte.

Endlich hatte sie ihre Absicht erreicht; der Geist hatte gesiegt, und nun stand das Gymnasium mit seinem Direktor und seinen Lehrern gewissermaßen wie eine Universität in

der Stadt, in der man bis dahin nur von dem nüchternen Getriebe des Fabrik- und Industrielebens gewußt hatte.

Allgemeine Verehrung war der Dank, der dem thatkräftigen Direktor gezollt wurde, und wie lebhaft diese Verehrung war, bekundete sich an diesem Abend, indem alle Plätze des Ressource-Saales, lange bevor der Vortragende erschien, von einer dicht gedrängten Zuhörerschaft gefüllt waren.

Endlich ging ein Rauschen durch die Versammlung — er war gekommen, die Sache fing an.

Alle Köpfe wandten sich, wandten sich und — blieben hängen.

Wer war denn das, der mit dem Direktor kam?

Ein junger Offizier war mit ihm eingetreten, in silbern gesticktem Kragen, eine Erscheinung, wie man sie am Orte so gut wie gar nicht kannte.

Die Köpfe, namentlich die der Damen, beugten sich fragend, flüsternd zu einander.

„Aus Potsdam kommt der," erklärten einige Sachverständige.

Inzwischen aber hatte der Direktor das Katheder erstiegen.

Die Gesichter wandten sich auf ihn hin; es wäre unpassend gewesen, Aufmerksamkeit für etwas Anderes als den Vortrag zu zeigen.

Der junge Offizier, der keinen Sitzplatz mehr gefunden hatte, stand irgendwo im Hintergrunde, an die Wand gelehnt und hörte stehend zu.

Eine Stunde etwa und etwas darüber dauerte der Vortrag.

Dann ertönte aus den Reihen der Zuhörer ein Beifallklatschen, die Stühle wurden gerückt, und der interessante Abend war vorüber.

Indem man aber jetzt hinausging, richteten sich noch einmal und, da man sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, energisch alle Augen, namentlich die der Frauen, auf den Fremdling im silbergestickten Uniformrock.

Beim Umnehmen der Mäntel und Tücher draußen in der Ankleidehalle wurden Vermuthungen und Belehrungen ausgetauscht.

Es war richtig, er kam aus Potsdam.

Aus Potsdam, das man von hier aus mit der Eisenbahn in wenigen Stunden erreichte.

Ein Freund des Direktors? Dazu war er doch noch zu jung.

Nein, ein ehemaliger Schüler.

Der Direktor war vor Jahren Hauslehrer im Hause seiner Eltern gewesen.

Hugo hieß er. Hugo von — — das erfuhr man auch.

Warum war er denn gekommen?

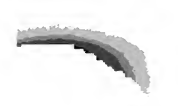
Nun, weil er gehört hatte, daß der Direktor heut seinen Vortrag halten wollte.

Das wäre ja ein Zeichen dafür gewesen, wie verbreitet der Ruf des Direktors war, aber man konnte es doch nicht recht glauben.

Noch eine andere Ansicht wurde zum Besten gegeben; sie kam von Fräulein Philippi, der alten, stadtbekannten Dame, die einsam in ihrem großen Hause am Platze wohnte:

„Es ist ein Spion.“

„Aber um Gotteswillen — was denn für ein Spion?“



„Ein Spion, den die Regierung schickt, damit er über Stimmung und Gesinnung der Stadt berichten soll."

„Stimmung und Gesinnung der Stadt —?"

„Ja, seit den Arbeiterunruhen traute die Regierung der Stadt nicht mehr."

Diese Ansicht erweckte denn freilich nur Kopfschütteln. „Fräulein Philippi sah wieder einmal Gespenster."

Es war ja bekannt, daß die reiche alte Jungfrau seit jenen Ereignissen in einem beständigen Angstfieber lebte. Immerfort sah sie im Geiste Männer in ihr Haus eindringen, fürchterliche Männer, die ihr Haus ausplünderten, sie beraubten, knebelten und schließlich todt schlugen. Darum hatte sie ja auch vor den Fenstern ihrer Paterrewohnung massive eiserne Gitter und im Innern der Hausthür eine Glocke angebracht, die bei jedem Oeffnen der Pforte einen geradezu höllischen Lärm im ganzen Hause verursachte. Alle Abende, Schlag neun Uhr, wurde die Hausthür geschlossen, mit einer Eisenstange versperrt und verrammelt, als gälte es, sich vor einer Räuberbande zu schützen.

Damit aber begnügte sich ihr Verdacht nicht.

Sie hatte ein solches Talent im Mißtrauen erworben, daß dieses Alles und alle Welt umfaßte. Namentlich „der Regierung" traute sie gar nicht.

Was sie eigentlich unter „der Regierung" verstand, und warum sie annahm, daß es dieser so sehr darauf ankam, über „Gesinnung und Stimmung" der alten kleinen Stadt unterrichtet zu sein, hätte sie vielleicht selbst nicht zu sagen vermocht. Sie hatte es „nur so im Gefühl". Man ließ ihr denn also ihr Gefühl und legte es lächelnd „zu dem Uebrigen".

Am Nachmittag des nächsten Tages fuhr der junge Offizier wieder ab, nach Potsdam zurück.

Bis zum Bahnhof hatte ihn der Direktor begleitet; er hatte bei dem Direktor gewohnt.

Und nun kam eine zweite Neuigkeit: er würde wiederkommen.

Er wollte den Offiziersrock ausziehen, einen bürgerlichen Beruf ergreifen und zu dem Zweck, weil er im Kadettenhause erzogen worden war, zunächst das Abiturienten-Examen machen.

Dazu wollte er sich an dem Gymnasium vorbereiten, das unter der Leitung seines ehemaligen Hauslehrers stand.

Diesmal hatte das Gerücht nicht getrogen.

Zu Weihnachten erschien der fremde Vogel wieder, jetzt nicht mehr im silbergestickten Uniformrock, sondern als einfacher bürgerlicher Mensch, der sich unscheinbar unter den andern Menschen verlor.

Und nun begann für das besorgte Fräulein Philippi eine Zeit neuer Aufregung.

Für den Ankömmling mußte eine Wohnung gefunden werden.

Im Hause von Fräulein Philippi war eine solche frei. Der Direktor hatte die Sache in die Hand genommen; unternehmend, wie er war, ging er stehenden Fußes zu der alten Dame, die Wohnung von ihr zu miethen.

Welch ein Schreck für diese.

In ihrem eigenen Hause sollte sie „den Spion“ aufnehmen.

Andrerseits — welche Ehre für sie, daß der verehrte

Herr Direktor persönlich zu ihr kam, um ihre Einwilligung zu werben.

Unter „aber“ und „wenn“ ging die Verhandlung vor sich; erst als der Direktor ungeduldig zu werden begann, gedieh sie zum Ende.

„Wenn denn der Herr Direktor gewissermaßen gut sagen wollte für den jungen Mann —“

„Ja ja,“ er wollte gut sagen.

Also war es abgemacht, und morgen Abend sollte der neue Bewohner einziehen dürfen.

Noch am Nachmittag des nämlichen Tages aber keuchte das Dienstmädchen von Fräulein Philippi, das einzige menschliche Wesen, das mit ihr in dem Hause am Platze hauste, nach dem Sperlingswinkel hinaus.

„Frau Waidmann — Fräulein Philippi schickt mich! Frau Waidmann — Sie möchten doch gleich einmal zu meinem Fräulein kommen!“

Fräulein Philippi war in äußerster Erregung zurückgeblieben, nachdem der Direktor sie verlassen hatte. Sie bereute, daß sie zugesagt hatte, und doch konnte sie jetzt nicht mehr zurück.

In was für Abenteuer stürzte sie sich! In was für Abenteuer!

In ihrem jungfräulichen Hause, unter ihrem keuschen Dache als Mitbewohner ein Mann! Ein junger Mann! Ein Lieutenant! Zwar nur noch einer in Civil, aber immerhin — von der Garde! Aus Potsdam!

Schauer über Schauer überrieselte sie; alles Schreckliche fiel ihr ein, was sie von dieser Menschengattung je gehört hatte.

Sie sah im Geiste, wie sich Scharen von unerhörten Weibern in ihr Haus ergossen.

In ihrem Hause, wo es bis dahin pünktlich um neun Uhr Nacht geworden war, würde nun die Nacht zum Tage werden.

Orgien — Bacchanalien — und zu dem Allen das dumpfe Angstgefühl, daß es doch ein Spion, ein Regierungsspion sei, der sich da häuslich bei ihr einrichtete.

Denn daß es wahr sein sollte, was man ihr erzählte, daß der Mensch sich hinsetzen und etwas lernen und hier am Gymnasium ein Examen machen wollte, das mochte man Jemandem anders weißmachen; das glaubte sie einfach nicht.

In dieser Herzensbedrängniß tauchte in ihrem rathlosen Geiste ein einziger Gedanke auf — die Waidmann!

Die Waidmann sollte kommen und bei dem unheimlichen Menschen die Aufwartung übernehmen. Jeden Morgen sollte sie kommen und jeden Abend.

Ihr Dienstmädchen sollte sein Zimmer nicht betreten, überhaupt nicht in seine Nähe kommen, sollte sich abwenden, wenn er über den Flur ging.

Das war eine Pute vom Lande, mit der der Wüstling da drüben womöglich gleich den Anfang mit seinen Verführungskünsten gemacht haben würde!

Die Waidmann, das war, was sie brauchte. Eine ernste, starke, erfahrene Frau, eine Wittfrau. Die würde schon fertig werden mit dem Patron; mit der konnte man sich berathen, zu ihr, wenn es gar zu schrecklich würde, seine Zuflucht nehmen.

Mit ihr vereint würde Fräulein Philippi die Aufsicht über den Miethsmann führen.

In scharfer Erregung, glühenden Gesichts schritt Fräulein Philippi in ihrem großen, mit den eisernen Fensterstäben vergitterten Gemache auf und nieder, als die Glocke an der Hausthür ihre gellende Stimme erhob.

Von dem Dienstmädchen geführt, war die Waidmann gekommen; ihr graues Umschlagetuch über Kopf und Oberleib gezogen trat sie ein.

„Ach, Frau Waidmann, ich habe Ihnen sehr etwas Wichtiges zu sagen!“

Fräulein Philippi stürzte auf die Eingetretene zu, die ihr ruhig, mit kühl blickenden Augen gegenüberstand.

Frau Waidmann verachtete die reiche alte Jungfrau, die ihr so recht wie eine Verkörperung des dummen, feigen Reichthums erschien, der, wenn er an die armen Leute denkt, nichts weiter kann, als sich fürchten.

Sie verachtete sie doppelt, als sie sie da im Zimmer hin und her gehen sah, in einer Aufgeregtheit, daß ihr beinah die Stimme versagte, indem sie ihr noch einmal erzählte, was die Waidmann ja schon wußte, da sie natürlich von dem Dienstmädchen Alles erfahren hatte. Da sie aber Uebung im Verkehr mit jungen und alten Kindern hatte, ließ sie das alte Fräulein ruhig sprudeln und schwatzen.

„Und nun sehn Sie, nun ist doch der Herr Direktor selbst gekommen, und wenn es nicht der Herr Direktor gewesen wäre, so hätte ich ja dem jungen Mann die Wohnung niemals gegeben. Aber weil es doch nun der Herr Direktor war, konnte ich doch nicht anders und nicht

nein sagen. Nicht wahr, Frau Waidmann, darin geben Sie mir doch Recht?"

Frau Waidmann erwiderte kein Wort.

„Und nun ist es mir ja so gar nicht lieb, ja so recht unangenehm geradezu, denn was der junge Mann eigentlich will, daraus wird man doch gar nicht klug. Und ich lasse es mir nicht ausreden, er ist nur hier, um zu kundschaften, für die Regierung, verstehen Sie, Frau Waidmann? So eine Art — Spion, verstehen Sie? Und darum, nicht wahr, Frau Waidmann, darauf kann ich mich doch verlassen, daß Sie kommen werden und die Aufwartung bei ihm übernehmen? Nicht wahr?"

Die Waidmann kam erst jetzt zu Wort, und ihr Wort war kurz: „Nein, Fräulein Philippi, ich möchte es lieber nicht."

Ihr Entschluß war schon gefaßt gewesen, als sie mit dem Dienstmädchen herkam und erfahren hatte, um was es sich handelte, und was man von ihr verlangte.

Bei solch Einem die Aufwartung übernehmen? Nimmermehr!

Als sie jetzt die Worte der alten Dame vernahm, befestigte sich ihr Entschluß.

Das Alles klang ja noch schlimmer, als sie es sich gedacht hatte.

Ein Offizier! Bei dem Gedanken an einen Menschen dieser Art schüttelte sie sich.

Das waren, ihrer Vorstellung nach, Menschen, die kaltblütig auf die armen Leute schießen ließen!

Damals, bei den Arbeiterunruhen, waren Soldaten

aus Magdeburg herübergeholt worden, und beinahe wäre es zum Schießen gekommen.

Das hatte die Frau nie vergessen können.

Daß Menschen im Stande waren, das Gewehr anzuschlagen auf Menschen, anzulegen, loszufeuern, das war ja fürchterlich, aber daß Menschen es vermochten, Andern den Befehl dazu zu geben, kaltblütig „Feuer" zu kommandiren, während sie doch wußten, daß gleich darauf blutende, verstümmelte Menschen sich am Boden wälzen würden — das begriff sie einfach nicht. Menschen, die das konnten, mußten Ungeheuer sein.

Und zu einem Solchen jeden Morgen und jeden Abend hineingehen? Ihm guten Tag und guten Abend bieten?

Ihr war, als hätte man ihr zugemuthet, zu einem Raubthier in den Käfig zu gehen; eher hätte sie ja wohl der Schlag gerührt.

„Nein, Fräulein Philippi, ich möchte es lieber nicht."

Der alten Dame blieb der Mund vor Schrecken offen, als sie diese Entscheidung vernahm.

„Frau Waidmann — das werden Sie mir doch nicht anthun?"

Dann folgte eine Sturmfluth von Bitten und Beschwörungen und endlich, als die Waidmann noch immer hartnäckig blieb, als letzter Trumpf ein Lohnanerbieten, das, an sich schon hoch, bei dem sparsamen Sinne Fräulein Philippi's geradezu ungeheuer erscheinen mußte.

Die Waidmann senkte das Haupt.

Daß diese Reichen doch immer das Mittel in Händen

hatten, den Willen der Armen zu brechen, das verwünschte Geld!

Sie dachte an ihre Kinder. Hätte sie es mit ihrem Gewissen vereinigen können, wenn sie eine solche Einnahme ausschlug?

„Also — es ist gut; ich will's mir überlegen."

Aber für die erhitzte alte Jungfrau war es damit nicht gut und nicht genug.

„Sie müssen zusagen, Frau Waidmann; Sie dürfen nicht nein sagen, Frau Waidmann; denken Sie doch einmal, das schöne Geld, das ich Ihnen gebe; blos des Morgens einmal zu kommen brauchen Sie und einmal des Abends."

Ohne Weiteres ging sie an den Geldkasten, und als Angeld drückte sie der verblüfften Frau drei harte Thaler in die Hand.

„Und des Morgens, von dem Kaffee, der für ihn gekocht wird — denn daß ich ihm des Morgens Kaffee gebe, das habe ich ja auch übernehmen müssen, verstehn Sie? — da bleibt doch immer eine Tasse mindestens für Sie übrig, Frau Waidmann. Also haben Sie alle Morgen Ihr Frühstück umsonst."

Der Widerstand der trotzigen Frau war bereits ins Wanken gerathen; jetzt brach er ganz.

Also — morgen Abend sollte es anfangen?

Morgen Abend sollte sie kommen, ihm das Bett machen und, falls er es wünschte, Abendessen holen.

Frau Waidmann seufzte: „Es ist gut."

Und im Laufe des Tages morgen müßte sie kommen,

um zu heizen, das Zimmer aufzuräumen — „kennen Sie das Zimmer?"

Frau Waidmann kannte es noch nicht; sogleich wurde sie hineingeführt.

Die Wohnung bestand aus einem nach der Straße gelegenen geräumigen Vorderzimmer; an dieses schloß sich, durch eine Glasthür davon getrennt, ein alkovenartiger Hinterraum an.

In diesem Raum stand das Bett.

„Sehn Sie, Frau Waidmann, wenn Sie hier drinnen das Bett machen, brauchen Sie gar nicht zu ihm hineinzugehn — ich kann es mir ja so sehr gut denken, daß es Ihnen nicht lieb ist, zu ihm hineinzugehn — fast nur den Kopf brauchen Sie hineinzustecken, ob er noch etwas wünscht, dann können Sie gleich wieder gehn."

Die alte Jungfrau sprach zu ihr ungefähr wie ein alter Bärenjäger, der einen Neuling auf den Anstand stellt und ihm Weisungen ertheilt, wie er sich zu verhalten hat, wenn die Gefahr naht, wenn der Bär kommt. Kopfnickend hörte die Waidmann ihr zu. Es war ihr wirklich lieb, daß die Gelegenheit zum raschen Entweichen so günstig war.

Noch ein letzter zustimmender Seufzer — dann machte sie sich schweren Herzens auf den Weg nach Haus.

Wenn ihre Kinder nicht gewesen wären —

Der nächste Vormittag verging unter dem Aufräumen und Instandsetzen der Wohnung, und während die Waidmann damit beschäftigt war, erschienen fortwährend Fräulein Philippi und Minna, das Dienstmädchen, steckten

die Köpfe herein und verwickelten die arbeitende Frau in Gespräche.

Beide zitterten förmlich vor Aufregung. Am Nachmittag sollte „der neue Mensch“ erscheinen.

Seine Kleiderkiste hatte er bereits vorausgeschickt, so daß die Anzüge in den Schrank gehängt werden konnten; ebenso eine Kiste mit Wäsche und desgleichen sein Bett, das in dem dunklen Hinterraum aufgestellt wurde.

„Eigene Matratzen und Bettwäsche hat er auch,“ vertraute Minna flüsternd der Waidmann an. „Ist auch nur gut; in dem groben Zeug, was ihm das Fräulein hat geben wollen, hätte er am Ende gar nicht schlafen können.“

Die Waidmann erwiderte kein Wort; ihr war nicht nach Unterhaltung zu Muthe.

Schweigend hing sie die Kleidungsstücke im Schrank auf, kramte die Wäsche in die Kommode, dann überzog sie das Bett.

Unwillkürlich strich sie mit prüfender Hand über das Bettleinen.

Nun ja — es war ja ein Vornehmer, ein Herr von — so etwas Feines von Bettzeug hatte sie noch nie unter den Fingern gefühlt.

Und dann, als es Abend geworden war, brach sie von Hause auf, klopfenden Herzens, so spät als möglich; es war schon ganz dunkel in den Straßen.

Auf dem Flur im Philippi'schen Hause huschte ihr Minna, das Dienstmädchen, entgegen.

„Er ist drin,“ vertraute sie ihr ängstlich flüsternd an.

Dabei überreichte sie ihr den Drücker zu der Thür, die in den alkovenartigen Hinterraum führte.

Frau Waidmann trat ein.

So leise als möglich hatte sie die Thür geöffnet; so leise als möglich drückte sie dieselbe hinter sich zu.

In dem Alkoven war es dunkel.

Durch die Glasthür aber schimmerte aus dem Vorderzimmer ein mattes Licht.

Sie trat an die Glasthür, ohne sie zu öffnen, und blickte hindurch.

Das Licht kam von einer Lampe, und die Lampe stand auf einem Tisch, der dort vorn ganz nahe an das Fenster gerückt war.

An dem Tische saß ein Mann, mit aufgestütztem Arm, zwischen den Zähnen eine lange Pfeife, deren Kopf auf dem Fußboden ruhte, ganz versunken in ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag.

Die Waidmann versuchte, ob sie etwas von seinem Gesicht erspähen könnte, es war nicht wohl möglich. Der Raum des Vorderzimmers war, der ganzen Länge nach, zwischen ihr und ihm; die Lampe gab nur ein spärliches Licht; außerdem verdeckte ihr sein aufgestützter rechter Arm sein Gesicht fast gänzlich.

Ob er gehört hatte, daß jemand in den Alkoven eingetreten war?

Jedenfalls nahm er keine Notiz davon; er schien ganz hingenommen von dem Inhalt des Buches, in dem er las. Das war also das neue Schicksal. —

Frau Waidmann stand hinter der Glasthür, regungslos an die Scheiben gedrückt.

Im Dunkeln, wo sie stand, konnte sie nicht gesehen werden; es war ihr, als beobachtete sie aus sicherem Schlupfwinkel ein fremdartiges, gefährliches Thier in seiner Höhle.

Endlich, als der Mann noch immer an sein Buch gebannt blieb, gab sie es auf, etwas von seinem Gesicht zu erkennen.

Sie wandte sich ab und deckte das Bett auf, das sie heut Vormittag mit dem feinen Leinen bezogen hatte. Dann füllte sie frisches Wasser in den Krug am Waschtisch — und nun war sie ja wohl fertig?

Nein, noch etwas blieb zu thun, das Schwerste; sie mußte ihn fragen, ob er noch etwas wünschte.

Das Herz schlug ihr bis in den Hals, indem sie vorsichtig die Glasthür öffnete.

Sie trat nicht ein; im Dunkel des Alkovens blieb sie steh'n.

„Guten Abend," sagte sie; „ich habe Ihnen Alles zurecht gemacht — wünschen Sie noch etwas?"

Beim Geräusch der sich öffnenden Thür hatte er aufgeblickt und sich umgesehen.

Auch jetzt aber, da die Lampe hinter ihm stand, so daß sein Gesicht vom Kopfe verschattet wurde, konnte sie die Züge seines Gesichts nicht deutlich erkennen.

Daß es ein junger Mann war, noch ohne Bart, so viel sah sie; weiter nichts.

„Guten Abend, guten Abend," erwiderte er, hastig und zerstreut, wie ein Mensch, der mit den Gedanken weit fort gewesen ist, „ob ich — wie meinten Sie?"

„Ob Sie noch etwas wünschen,“ wiederholte sie. „Vielleicht — ob ich Ihnen Abendbrot besorgen soll?“

In der Aufregung war ihre Stimme ganz rauh geworden; die Worte, die Fräulein Philippi ihr angegeben, hatte sie wie ein auswendig gelerntes Pensum herausgeschnarrt.

„Nein, danke,“ sagte er, „bemühen Sie sich nicht; ich gehe schon nachher noch aus in die Stadt, mir selbst etwas zu suchen;“ dabei nickte er mit dem Kopf in der Richtung, von wo die Frage gekommen war.

Man sah, daß er sich bemühte, zu erkennen, wer die Fragerin war; aber da sie im Dunkel geblieben war, konnte er sie nicht finden; er wandte das Haupt zurück und versenkte die Augen wieder in sein Buch. Frau Waidmann zog die Glasthür wieder zu.

Das war also die erste Begegnung gewesen.

Es war ihr beinah wunderlich zu Muthe, daß es so kurz und leicht gegangen war.

Sie konnte gehen.

Trotzdem blieb sie noch einen Augenblick nachdenklich stehen.

Dann öffnete sie noch einmal die Glasthür.

„Also — gute Nacht,“ sagte sie.

Der lesende Mann richtete abermals das Haupt auf. „Gute Nacht — auf Wiedersehn; auf Wiedersehn.“

Wieder kamen seine Worte heraus wie vorhin, als wäre er aus einer fernen Welt gerufen worden.

Zum zweiten Mal schloß sie die Thür, und nun ging sie. Als sie auf den Flur hinaustrat, standen Fräulein Philippi und ihre Minna dort.

„Na, wie war's denn? Wie war's denn?"

Dazu rissen sie die Augen auf, als wunderten sie sich, daß die verwegene Frau heil und gesund zurückkam.

Die Waidmann mußte beinah lachen.

„Wie soll's denn gewesen sein?" meinte sie, indem sie sich in ihr Umschlagetuch wickelte, „so gut wie gar nicht. Abendbrot will er in der Stadt essen gehn."

Damit ging sie, unter dem Geschmetter der Thürglocke, zum Hause hinaus, die alte und die junge Jungfrau in Verblüffung hinter sich lassend.

Sie hatte sich eigentlich auf ganz etwas Anderes gefaßt gemacht.

Unwillkürlich, indem sie dahinging, wiederholte sie sich in Gedanken, was er gesagt hatte.

Die Worte waren es nicht, die ihr im Gedächtniß geblieben waren, nur der Ton der Worte, die Stimme. Was hatte sie denn eigentlich erwartet?

Beinah mußte sie über sich selbst den Kopf schütteln. Daß ihr von da drinnen eine Berserkerstimme entgegenbrüllen würde? So etwas wie ein Kommandoruf: „Legt an — Feuer?"

Na wahrhaftig — da hatte sie aber recht etwas Dummes gedacht.

Eine so ganz andere Stimme — sie erinnerte sich, wie heute früh ihre Finger über das zarte Bettleinen hingestrichen waren, und ein sonderbarer Vergleich ging ihr durch den Sinn: gerade dasselbe Gefühl, das ihre Finger heute Morgen gehabt, das hatten ihre Ohren empfunden, als sie ihn sprechen hörte.

Sie selbst hatte viel lauter und rauher gesprochen, als sie ihn fragte, ob er noch etwas wünschte.

Das war wohl auch der Grund gewesen, warum sie noch einmal die Glasthür geöffnet und ihm „gute Nacht“ geboten hatte.

Eigentlich hätte sie das gar nicht mehr nöthig gehabt; es gehörte nicht zu ihrer Dienstpflicht. Dennoch hatte sie es gethan — weshalb eigentlich?

Sie überlegte es sich hin und her, zerbrach sich geradezu den Kopf darüber.

Es war so die Eingebung des Augenblicks gewesen; sie hatte in dem Augenblick nicht anders gekonnt. Es war ihr Alles so merkwürdig erschienen.

Und indem sie darüber nachdachte, wurde es ihr immer unbegreiflicher.

Aus Potsdam, hatte Fräulein Philippi gesagt, war er gekommen?

Sie hatte Potsdam nie gesehen, aber natürlich, wie jeder Andere, davon gehört; von Sanssouci und den meilenweiten Gärten und den großen Springbrunnen und den übrigen Schlössern.

Wenn sie den Namen „Potsdam“ hörte, entstand in ihrer Phantasie ein unbestimmtes Flimmern und Leuchten, die Vorstellung von einem ungeheuren Glanz.

Da wohnte der König.

Den hatte sie auch noch nie mit Augen gesehen; und obschon sie sich sagte, daß es jedenfalls anders sein würde, konnte sie doch nicht von dem Bilde los, das sie sich als Kind gemacht hatte, als sie in Gedanken Könige immer mit der Krone auf dem Haupte sah, die sie nur zur Nacht

ablegten und die sie dann auf einen Stuhl neben ihr Bett stellten, so wie gewöhnliche Menschen ihr Portemonnaie auf den Nachttisch legen. Und hinter dem König, der mit der Krone auf dem Kopfe in Sanssouci spazieren ging, ein Schwarm von Hofdamen und Hofherren, alle in Sammet und Seide, Silber und Gold.

Und aus all' diesem Glanz und dieser Herrlichkeit kam dieser Mann, kam hierher, in die kleine Stadt, wo es nur Fabrikanten gab und Fabrikarbeiter, wo Niemand ihn kannte, wo er ganz fremd war, und setzte sich in eine einsame Stube und zündete sich seine Lampe an, schlug ein Buch auf, setzte sich davor und las und las und las —

Ob sie wollte oder nicht — die Gedanken der Frau konnten gar nicht mehr los von dem Manne. Immerfort und unaufhörlich kreisten sie um ihn her.

Sie hätte aber lange suchen und nachdenken können, die Waidmann, sie würde doch schwerlich dahinter gekommen sein, was es mit dem absonderlichen Menschen für eine Bewandtniß hatte.

Wußten und verstanden es doch seine nächsten Angehörigen kaum und ebensowenig Diejenigen, in deren Kreisen er bis dahin als Gleicher, als Kamerad gelebt und die er plötzlich verlassen hatte, so daß er in Wahrheit noch viel einsamer war, als die Waidmann ahnte und begriff.

Einsam, wie ein Mensch es wird, der seinen Lebenslauf ändert, der auf dem Wege, den er bis dahin in Gesellschaft Anderer gegangen ist, plötzlich Halt macht und zu den Anderen sagt: „Geht Ihr weiter; ich gehe nicht mehr mit, gehe von nun an einen anderen Weg, meinen eigenen."

Freunde und Kameraden sehen einen Solchen mit Lachen nach: „Wenn's ihm nur gut bekommt."

Angehörige und Verwandte aber schütteln bedenklich den Kopf: „Was macht uns der Mensch für Sorge! War so bequem in den Sattel gesetzt, und mit einem Mal sattelt er um! Warum denn nur?"

Es ist ja gar nicht unberechtigt, dieses „warum denn nur?"

Und die Aufgabe für Einen, der so thut, ist es alsdann, daß er Antwort darauf weiß, ein festes und bestimmtes „Darum" in seinem Innern findet, das er dem „Warum" entgegenzustellen hat.

Das war in diesem Falle denn vorhanden.

Der Mann, der Fräulein Philippi und jetzt auch der Waidmann so viel Kopfzerbrechen machte, wußte, warum er aus dem glänzenden Potsdam in dies alte, stille Städtchen übergesiedelt war, wußte, was er wollte und was er nicht wollte.

Nicht mehr einherwaten im Sande des Bornstedter Feldes, nicht mehr umherstehen im Lustgarten und im „langen Stall", beim Einexerziren der Rekruten und bei der Paroleausgabe, nicht mehr anschnauzen und angeschnauzt werden, das wollte er.

Nicht mehr Soldat sein, was er überhaupt nicht aus eigenem Antriebe geworden war, sondern — ja, warum denn eigentlich?

Weil er als Knabe ins Kadettencorps gesteckt worden war und nun eben nichts Anderes hatte werden können. Mit einer halben Bildung überfirnißt war er von da herausgekommen; man hatte ihm den Lieutenantsrock an-

gezogen und gesagt: „So, nun bist Du fertig. Zeige Dich als strammer Kerl im Dienst und als eleganter Schwerenöther außer Dienst, so wird man von Dir sagen: er ist ein brauchbarer Offizier, und dann wird sich Dein Leben von selbst weiterspinnen; Du bist untergebracht."

Und das hatte er glauben sollen, daß er fertig sei! Während er vor jedem ernsten Buche, das er aufschlug, fühlte, wie unfertig er war, wie das Instrument in ihm versagte, der Geist, weil er plump und schlecht ausgearbeitet und dann mit einem „für seine Aufgaben genügt's ja" halb fertig liegen gelassen worden war.

Das sollte sein Leben sein, ihm als Lebensinhalt genügen, daß er, eingespannt in den furchbaren Mechanismus, den man „Armee" nennt, als untergeordnetes Rad darin mitlief und sein tägliches Pensum abschnurrte. Ein Pensum, dessen Verrichtungen ihm zuwider, beinahe verhaßt waren, weil sie gegen seine Natur gingen. Weil sie fortwährend ein nach Außenkehren der Persönlichkeit verlangten, während er eine in sich gekehrte, fast träumerische Natur war.

Und unterdessen lief da draußen das Leben durch die ungeheure Welt und thürmte seine großen Fragen auf. Und wenn ihm zuweilen war, als richteten sich diese Fragen doch eigentlich auch an ihn, dann kam im nächsten Augenblick aus seinem Innern oder auch wohl aus dem Munde wohlmeinender Kameraden die Antwort: „Nein — all' diese Fragen gehen Dich gar nichts an, denn Dein Standtpunkt ist ein- für allemal festgestellt. Du bist nun einmal, was Du bist, nämlich gar nicht mehr ein Individuum mit eigener freier Bewegung, sondern nur noch der Bestand-

theil einer Gemeinschaft. Darum, so wie die Gemeinschaft ist, hast auch Du zu denken, zu fühlen und zu sein."

Indem er dessen inne wurde, breitete sich eine dumpfe Trostlosigkeit, eine graue Oede in seinem Gemüth aus und raubte ihm auch das bischen Freudigkeit, mit dem er bis dahin seinen Dienstgeschäften nachgegangen war.

Natürlich blieb das bei seinen Vorgesetzten und Kameraden nicht unbemerkt; er war im Dienst durchaus kein „strammer Kerl"; außerhalb des Dienstes, in der Gesellschaft verkrümelte er sich neben den glänzenden, eleganten Kameraden; „ein Mensch, der sich keine Stellung zu verschaffen wußte, das Gegentheil von einem brauchbaren Offizier"; einer, der sich des Vorzugs gar nicht bewußt war, daß er gerade an dem Orte Dienst leisten durfte, wo das dreimal geläuterte Destillat des preußischen Armeegeistes aus den Menschen heraus destillirt und sublimirt wird.

Und so kam denn endlich der Tag, wo es eben nicht mehr ging, wo alle Organe in ihm in einen Verzweiflungsschrei ausbrachen: „Hinaus! Und etwas Anderes!"

Was für ein Anderes dies sein sollte, was für ein anderer Lebensberuf, das war eine Sorge für später; jetzt zunächst nur das Instrument drinnen in Ordnung bringen, das halb fertige, verpfuschte, aus dem Gräuel der Halbbildung heraus zu wirklicher Bildung, nachholen, lernen, studiren!

Das Schicksal wies ihm den Weg.

Er erfuhr, daß sein ehemaliger Hauslehrer in der alten kleinen Fabrikstadt, die man in wenigen Stunden

von Potsdam erreichte, Direktor des Gymnasiums geworden war.

An diesem Manne hatte er, als er noch Knabe war, mit leidenschaftlicher Verehrung gehangen. Die Erinnerung an ihn hatte ihn nie verlassen.

Denn nie hatte es einen Menschen gegeben, der für die Aufgabe des Lehrers, Seelen zu erwecken, in höherem Maße befähigt gewesen wäre.

An ihn wollte er sich wenden; unter seiner Leitung, wenn es anging, sich zu dem Examen vorbereiten, das man gemacht haben muß, wenn man studiren und einen Studienberuf ergreifen will.

Um sich mit ihm zu berathen, war er an jenem Winternachmittage des Jahres 1865 von Potsdam hinübergefahren, und durch einen Zufall war er gerade zurecht gekommen, den Vortrag seines einstigen Lehrers mit anzuhören.

Durch einen glücklichen Zufall.

Denn er erkannte daraus, daß der Mann, trotz der Jahre, die inzwischen vergangen, noch derselbe war, der er gewesen, voller Phantasie, voll edler Wärme, mit der Fähigkeit begabt, große Gedanken in faßlicher Form auszusprechen, ein Lehrer, kein Schulmeister.

Der Vortrag ging weit über die Grenzen der Schule hinaus; er behandelte den Zusammenhang zwischen menschlicher Kunst und religiösem Empfinden des Menschen.

Unter allen Zuhörern war wohl keiner, der mit so tiefer Inbrunst, so persönlicher Antheilnahme den Worten des vortrefflichen Mannes lauschte, wie der junge Offizier,

der lautlos an die Wand des Saales gelehnt stand und den Inhalt dessen, was er hörte, wie neues Leben in sich eindringen fühlte.

Er jauchzte innerlich — die Erinnerung kam ihm wieder an die Stunde, vor Jahren, als der Mann dort ihm und seinem jüngeren Bruder Geschichtsunterricht ertheilte, wo er von Julius Caesar gesprochen und plötzlich ein Buch vom Bücherbrett herabgeholt, das Buch aufgeschlagen und ihnen daraus vorzulesen begonnen hatte.

Ein Drama war es gewesen, Julius Caesar nannte es sich, ein großer englischer Dichter hatte es einstmals geschrieben, der hieß Shakespeare.

Und die ganze Wonne dieser wunderbaren Stunde, die Jahre und Jahre lang vom Sande und steinigen Geröll verdeckt gewesen war und unter Sand und Geröll fortgeglüht hatte, wie ein nie zu erstickender Funke, wie die Erinnerung in der Seele Adams an die einst geschaute Herrlichkeit des verlornen Paradieses, in diesem Augenblick wachte sie ihm wieder auf.

Alles, was die unvergessene Stunde dem Knaben versprochen und verheißen hatte, sollte jetzt kommen und werden und in Erfüllung gehen.

O neues Leben! O Seligkeit!

Die einleitenden Besprechungen waren rasch erledigt. Es wurde vereinbart, daß er bei den Lehrern des Gymnasiums Privatstunden nehmen und sich auf diese Weise zum Abiturienten-Examen vorbereiten sollte.

Und zur Weihnachtszeit rückte er an, nachdem er sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte.

Während es sonst für junge Männer in seinem Alter den Augenblick höchster Wonne bedeutete, wenn sie zum erstenmale den strahlenden Offiziersrock anzogen, war es für ihn ein tiefes Aufathmen, als er aus dem Rock herausschlüpfen und sich in das unscheinbare, pfeffer- und salzfarbige bürgerliche Gewand retten konnte, das er sich hatte anfertigen lassen.

In die winkligen Gassen der alten, kleinen Stadt tauchte er ein, wie in ein Asyl.

Nun nichts mehr von täglich wiederholtem Frondienst, von Staffagestehen bei Gartenfesten des Hofes, von der täglich sich erneuernden Nöthigung, aus der eigenen Persönlichkeit herauszukommen und sich als Bestandtheil der Gemeinschaft zu empfinden — nun statt alles dessen unbeschränktes Sichselbstangehören, nun Freiheit, nun Einsamkeit.

Einsamkeit — nicht Verlassenheit.

Denn gerade in diesen ersten Stunden seines neuen Daseins war ihm etwas geschehen, das ihn wie ein Wunder bedünkte, war ihm eine Persönlichkeit entgegengekommen, eine überwältigende, die beständig um ihn war, mit ihm und über ihm, so daß er sich keinen Augenblick mehr allein, sondern fortwährend in einem berauschenden, geheimnißvollen Verkehr befand.

Das war Homer, dessen Gedichte er zum erstenmal in der Ursprache zu lesen begann.

Bevor er ins Kadettencorps gesteckt wurde, war er auf dem Gymnasium gewesen, bis Tertia.

Er hatte die Anfangsgründe des Griechischen noch mitgenommen.

Im Kadettencorps war es dann liegen geblieben; Griechisch wurde dort nicht getrieben.

Unter all den überfirnißten Löchern in seinem Innern war ihm dies immer als das schwärzeste erschienen, daß er das Griechische hatte bei Seite lassen müssen, die Göttersprache nicht gelernt hatte.

Schon in den letzten Wochen seines Potsdamer Lebens, sobald er den großen Entschluß gefaßt, waren daher alle Bücher von seinem Tische verschwunden; ein einziges war darauf zurückgeblieben, ein zerlesenes, abgegriffenes Buch, Krüger's griechische Grammatik.

Mit fanatischem Eifer war er darüber hergefallen. Wie Dädalus, der sich Flügel zusammenfügte, um fliegen zu können, so sammelte er das halb Vergessene in seinem Kopfe wieder zusammen, Konjugation und Deklination, um hinaufklettern zu können zu dem Gipfel, auf dem das ersehnte Heiligthum stand.

Als er zu Weihnachten übersiedelte, hatte er es so weit gebracht, daß er, mit Mühe zwar, aber doch nicht vergeblich, an Homer heran konnte.

Und wie der Donner eines heiligen Gewitters war es in seinen Ohren, als nun die Pforten der Ilias vor ihm aufrollten.

Diese Wonne, diese tiefe Sättigung seines ganzen Seins, als er sich, mit dem Wörterbuch auf der einen und der Grammatik auf der anderen Seite, hineinlas in das Gedicht aller Gedichte!

Gerade die Mühe, die ihm das Verständniß bereitete, vermehrte den Reiz.

Wie ein Bergmann kam er sich vor, der mit der Spitzhacke in einen goldhaltigen Schacht eindringt. Jeder Stein, der herabbröckelte, eine leuchtende Herrlichkeit; jeder Schritt weiter hinein die Erschließung einer märchenhaften Unabsehbarkeit!

In der einsamen Stube, darin er saß, fühlte er sich im Mittelpunkte der Welt.

Während der norddeutsche Winter vor seinen Fenstern in Schneeflocken hernieder stürmte, umrauschte ihn die Wärme des südlichen Meeres.

Wenn er durch die Gassen der alten Stadt ging, spürte er den Geruch des Baumöls nicht, der aus den Fabriken quoll; in seiner Seele war der Duft der südlichen Gestade, der Athem des wunderbaren Gedichts, der über die Jahrtausende dahingeweht war, Geschlechter und Abergeschlechter befruchtet hatte und nun wie mit weichen, zauberkundigen Händen sein Innerstes aufschloß.

Hinter dem, was er jetzt erlebte, versank sein bisheriges Dasein, als wäre es nie gewesen, und wenn er von der Ebene von Troja las, über welche die rosselenkenden Heroen dahin stürmten, mußte er unwillkürlich auflachen, indem er der Ebene vor Bornstedt gedachte, über die er noch vor wenig Wochen die berittenen Offiziere seines Regiments hatte dahingaloppiren sehen, um sich in stäubender Wolke um den Kommandeur zur Kritik zu versammeln.

Die Ilias, das war das Buch, über dem ihn die Waidmann so weltentrückt hatte brüten sehen, als sie ihn aus dem dunklen Alkoven betrachtet hatte, zu dem er

nachher, als die Waidmann schon wieder im Sperlings-winkel angelangt war und er in der Stadt sein Abendbrot verzehrt hatte, heißhungrig zurückgekehrt war, und von dem er sich erst spät in der Nacht zu trennen vermochte, um das Lager aufzusuchen, das die Waidmann für ihn zurecht gemacht hatte.

Am nächsten Morgen, als es in dem Schlafraum noch beinah finster war, weckte ihn ein Geräusch. Die Frau war eingetreten und machte Feuer an.

Er hatte sie gestern Abend nicht zu sehen vermocht, er konnte sie auch heute früh nicht erkennen. Indessen — das würde ja mit der Zeit Alles kommen.

Er war noch schläfrig und hatte die Augen wieder geschlossen.

Leisen Schrittes ging sie an ihm vorüber ins Vorder-zimmer, um dort ein wenig aufzuräumen. Sie glaubte ihn noch schlafend; vorsichtig drückte sie die Glasthür hinter sich zu.

Ohne Herzklopfen war sie auch heute nicht gekommen, die Waidmann, aber es war doch etwas anders als gestern; nicht mehr so ganz nur Widerwillen und Angst — vielmehr eine Art von Neugier.

Heut konnte sie nicht, wie gestern Abend, im Dunkel bleiben; es war heller lichter Tag, sie mußte ihm das Frühstück bringen, ihn von Angesicht zu Angesicht sehen — ein bängliches Gefühl, indem sie daran dachte; aber in das Bangen mischte sich etwas wie Erwartung; wie er denn nun eigentlich aussah.

Während er noch dahinten im Bette lag, stand sie in seinem Zimmer und wischte den Staub auf.

Dort war der Tisch, an dem er gestern Abend gesessen hatte; ein Buch lag aufgeschlagen, offenbar dasjenige, in dem er gestern gelesen.

Sie trat heran — was mochte es nur sein, was ihn so gefesselt hatte?

Fremdartige Schriftzeichen blickten ihr entgegen, die sie nicht verstand. War er denn solch ein gelehrter Mann?

Merkwürdig! Wenn's ein Professor gewesen wäre, einer von den Lehrern des Gymnasiums — aber ein Offizier —?

Indem sie mit dem Wischtuche über den Tisch fuhr, hob sie das Buch auf, dann aber legte sie es sorgfältig wieder an seine Stelle.

Sie fühlte etwas wie Respekt.

Alle ihre Bewegungen geschahen so leise wie möglich, als scheute sie sich, ihn zu wecken. Vielleicht war sie sich auch ihrer Neugier bewußt, und Neugier macht schlechtes Gewissen.

Angelehnt an den Stuhl vor dem Tische stand die lange Pfeife, aus der sie ihn gestern Abend hatte rauchen sehen, jetzt ausgeraucht und kalt.

Sie nahm sie auf, um sie draußen zu reinigen; plötzlich hob sie die Pfeife höher — auf dem Pfeifenkopfe war ein Bild — merkwürdig, wie das aussah.

Keine gewöhnliche, buntfarbige Malerei — eine Photographie.

Photographien auf Papier waren ihr wohl bekannt; daß man auch auf Porzellan photographiren könnte, hatte sie noch nicht gewußt.

Ein Kind war dargestellt, ein kleines Mädchen, allem Anschein nach ein leidendes, krankes, auf einem großen Stuhle sitzend, an den Rücken des Stuhles gelehnt. Aus einem feinen, aristokratischen Gesicht blickten zwei klagende Augen in die Welt.

Wie eine edle, welkende Blume, so sah es aus, rührend, ergreifend, wie ein seufzender Hauch: „Vergiß mich nicht, wenn ich nicht mehr bin."

Die Waidmann konnte nicht los von dem Bild; sie versank darin, als hätte es das Bild ihr angethan. Ob es nur deshalb war, weil sie so oft Kinder in den Händen gehabt hatte? So gut mit Kindern umzugehen wußte? Vielleicht — aber daneben gingen noch andere Gedanken durch ihren Kopf.

Das war nun ein Kind vornehmer Leute, das sah man ihm an; also auch die Kinder solcher Leute konnten so müde aussehen, so klagend, so traurig?

Und solch ein Bild führte er mit sich? Wenn sie bei ihm Pferdebilder gefunden hätte oder Jagdbilder — aber solch eines — bei einem Offizier?

Wer das Kind nur sein mochte? Etwa sein eigenes? Aber wer es auch war, so viel fühlte sie, daß er zärtlich daran hing.

Läßt man sich ein Bild auf den Pfeifenkopf setzen, wenn man es nicht immer bei sich, um sich, in seiner nächsten Nähe haben will?

Aus der glänzenden Welt, aus der er kam, hatte er sich das als Andenken mitgebracht in seine Einsamkeit, als einziges das.

Eine Ueberraschung ging in ihr auf, ein Staunen. Unwillkürlich richtete sie die Augen auf die Glasthür, hinter der er lag.

Wer war der Mann? Was war das für ein Mensch?

Dann aber, mit einer hastigen Bewegung, als wäre sie plötzlich erschrocken, als hätte sie gefürchtet, daß er sie überraschen, daß er bemerken könnte, daß sie in sein Herzensgeheimniß eingedrungen sei, wandte sie sich, die Pfeife unter dem Arme, ab und ging hinaus. Jetzt nicht durch den Alkoven, sondern durch die Thür, die aus dem Vorderzimmer auf den Flur führte, und durch die sie vorhin nicht hatte hereintreten können, weil er sie gestern Abend von innen abgeriegelt hatte.

In der Küche fand sie die Minna schon beim Kaffeekochen.

Natürlich fiel das Mädchen gleich wieder mit allen möglichen Fragen über sie her.

Die Waidmann gab einsilbige Antworten, ging auf den Hof hinaus, den Pfeifenkopf auszuklopfen und die Pfeife zu reinigen.

Das Gekicher und Geschwätz des Mädchens kam ihr so dumm vor.

Als sie zurückkehrte, stellte sie die Pfeife in eine Ecke, mit dem Kopfe an die Wand — wozu war es nöthig, daß die alberne Gans das Bild sah!

Minna aber hatte zu erzählen. Gleich gestern, am ersten Abend, hatte es Spektakel gegeben.

Nachdem die Waidmann fortgewesen, hatte „die Alte“ — das war Minna's Gebieterin, Fräulein Philippi —

um neun Uhr, wie gewöhnlich, die Hausthür verrammeln lassen wollen.

Minna hatte darauf aufmerksam gemacht, daß ja der Miethsmann noch draußen sei und, wenn sie die Eisenstange innen vorschöben, nicht ins Haus hinein könnte. Darauf war „die Alte“ fuchswild geworden.

Da sähe man, was es mit dem sogenannten Arbeiten auf sich hätte! So spät aus dem Hause zu gehen — es wäre eine Schande!

Minna stickte vor Lachen, indem sie das erzählte. Die Waidmann hörte schweigend zu, an den Kleiderstücken bürstend, die sie aus seinem Zimmer mitgebracht hatte.

„Er ist Abendbrot essen in die Stadt gegangen,“ meinte sie; „er kann doch nicht immer so mutterseelenallein da sitzen.“

Der Ansicht war Minna auch, und darum hatte sie es ja auch durchgesetzt, daß die Eisenstange noch nicht vorgeschoben wurde.

„Ist er denn so spät nach Haus gekommen?“ fragte die Waidmann.

Kein Gedanke — vor zehn war er schon wieder zurück gewesen und Minna hatte ihre schlotternde Gebieterin einriegeln können.

Frau Waidmann setzte die Kleidungsstücke vollends in Stand, dann trat sie an den Kochherd.

„Ist denn der Kaffee nun bald fertig?“ Es wurde ja wohl Zeit, daß sie damit zu ihm hineinging.

Auf einem kleinen Anrichtebrett ordnete sie Kaffeekanne und Tasse, Milchtopf, Butter und Brot, und dann, äußerlich ruhig, innerlich tief erregt, setzte sie sich in Gang.

Als sie durch die Vorderthür eintrat, saß er schon wieder am Tisch, an seinem Buche, mit dem Rücken nach der Thür.

Sobald er sie eintreten hörte, sprang er auf.

„Guten Morgen" — sein Gruß kam so rasch heraus, daß er dem „guten Morgen" der Waidmann fast zuvorkam.

Es war der Klang der Stimme, den sie schon gestern Abend gehört hatte, aber noch freundlicher, noch heller, wie aus einem innerlich freudigen Herzen heraus.

Sie stand mitten im Zimmer, unschlüssig, wo sie das Frühstück hinsetzen sollte; die Verlegenheit überglühte ihr Gesicht, sie hielt die Augen gesenkt.

Er hatte sich zu ihr umgewandt, stand ihr gegenüber und sah sie an und sah die junge Frau, deren Gestalt in kraftvoll ebenmäßiger Fülle unter dem eng anschließenden dünnen Arbeitskleide emporstrebte.

Er bemerkte, wie sie mit den Augen umhersuchte.

„Na ich denke, wir stellen es hier hin," sagte er, indem er auf den Tisch zeigte, der inmitten der Stube vor dem Sopha stand.

Auf dem Tisch aber sah es kunterbunt aus von Büchern und Papier.

„Warten Sie, ich räume ein wenig auf" — er lachte und schob Alles, was auf dem Tische lag, ordnungslos nach rechts und links auseinander.

In die Lücke, die so entstand, setzte die Waidmann ihr Anrichte-Brett; indem sie es that, zitterte das Brett ein wenig in ihren Händen.

„So — sehr schön," sagte er; dann trat er an den Schreibtisch zurück, nahm das aufgeschlagene Buch mit

den fremdartigen Schriftzeichen wieder auf, und mit dem Buche in der Hand setzte er sich auf das Sopha, vor das Frühstück.

Er vermochte sich, wie es schien, auch nicht einen Augenblick von dem Buche zu trennen.

Die Waidmann trat zurück, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, ohne die Augen zu erheben, ging sie wieder hinaus.

Auf dem Flur mußte sie stehen bleiben und tief Athem holen.

Gut, daß weder die Minna noch Fräulein Philippi zugegen waren, daß Niemand sie sah — sonst hätte sie sich beinah schämen müssen.

Was war es denn eigentlich, was sie so aufregte? Sie schalt sich innerlich; sie kam sich ganz dumm vor, verstand sich selbst gar nicht.

Sie, die sonst den Menschen gegenüber von Furcht nichts wußte, jetzt so — so ängstlich und verlegen, daß sie noch nicht einmal vermocht hatte, ihm ins Gesicht zu sehen?

Sie ärgerte sich wirklich.

Wenn jetzt das dumme Ding, die Minna, sie fragte, was er ihr für einen Eindruck gemacht hätte, konnte sie ja gar keine Antwort geben.

Das durfte nicht sein.

Sie raffte sich zusammen und gesenkten Hauptes, wie Jemand, der entschlossen ist, unbequeme Fragen unbeachtet zu lassen, ging sie in die Küche; hinter dem Rücken des Mädchens, das wieder am Herde bastelte, nahm sie die abgebürsteten Kleider auf, dann kehrte sie um. Jetzt wollte

sie die alberne Befangenheit wirklich unter sich bringen, ihn wirklich einmal ordentlich ansehen — aber als sie jetzt zu ihm eintrat, hatte er schon wieder das Gesicht ins Buch gesteckt und blickte nicht mehr auf.

In der einen Hand die Kaffeetasse, in der anderen das Buch — kaum daß er sich Zeit zum Frühstücken gönnte.

„Die Sachen — soll ich sie da auf den Stuhl legen?" fragte die Waidmann.

Sie fing schon mit Versuchen an, ihn zum Aufblicken zu nöthigen.

Vergeblich.

„Ja, ja — irgend wohin damit."

Was fragte er, auf welchem Stuhle seine Sachen lagen, während er vom Zorne des Peliden las.

Wie sie gekommen, ging die Waidmann wieder hinaus. Jetzt blieb nur noch eine Möglichkeit, an ihn heranzukommen, die Pfeife. Wenige Augenblicke später klappte abermals seine Thür.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so oft störe," sagte sie, „ich wollte Ihnen nur Ihre Pfeife bringen; ich habe sie reingemacht."

Jetzt legte er das Buch aus der Hand.

Ein hastiger Blick glitt zu dem Stuhle hinüber, an den er gestern Abend die Pfeife angelehnt hatte — richtig, da war sie nicht mehr.

Seine Augen gingen zu der Frau herum, die mit der Pfeife in der Hand vor ihm stand, und indem jetzt sein Blick sie traf, flammte ihr die Gluth wieder über das Gesicht.

Sie wollte die Augen nicht senken, wollte standhalten und sie hielt Stand; aber das Erröthen konnte sie doch nicht verhindern.

„Die haben Sie mir reingemacht?" fragte er. „Da bin ich Ihnen aber wirklich sehr dankbar dafür. Können Sie denn so etwas?"

Gutmüthig, wie die Worte selbst, war der Blick, der die Worte begleitete.

Die Waidmann sah ihm in die Augen — junge blaue Augen hatte er — sie fing an zu fühlen, daß es ihr keine Schwierigkeiten mehr bereitete, in die Augen hinein zu sehen.

Er streckte den Arm aus. Sie gab ihm die Pfeife in die Hand. Sein erster Blick galt dem Bilde auf dem Pfeifenkopf.

„Haben Sie das geseh'n?" fragte er.

„Ja — es ist sehr hübsch," erwiderte sie leise.

„Nicht wahr?" Ein Freudenschein zuckte über sein Gesicht.

„Es ist das Töchterchen von meiner Schwester," erklärte er, „in Potsdam. Das arme kleine Ding war so krank, daß ich alle Tage, wenn ich zu meiner Schwester kam, dachte, nun würde sie wohl gestorben sein. Als sie dann ein bischen besser geworden ist, hat meine Schwester sie mir photographiren lassen, damit ich ein Andenken hätte."

Er hatte, indem er sprach, die Pfeife hoch gehoben; seine Augen ruhten mit tiefer Zärtlichkeit auf dem süßen Kindergesicht.

Schweigend hörte ihm die Waidmann zu. Das Kind seiner Schwester — wie war sie nur auf den Gedanken

gekommen, daß es vielleicht sein eigenes sei? Wohl nur, weil sie sich eingebildet hatte, daß solche Offiziere wüste, lüderliche Menschen sein müßten, einer wie der andere. Es sah aus, als spräche er mit dem Kinde, als nickte er ihm zu.

Die Waidmann rührte sich nicht; es war ihr, als dürfte sie ihn nicht stören.

„Wenn Sie wünschen,“ hub sie nach einiger Zeit an, „kann ich Ihnen die Pfeife auch stopfen.“

Er lachte laut auf, ließ die erhobene Hand sinken und sah ihr ins Gesicht.

„Das können Sie auch?“

Unwillkürlich mußte sie lächeln. Seine lachenden Augen hatten sie angesteckt.

„Warum denn nicht?“

Sie ging an die Kommode, auf der eine geöffnete braune Papierhülse voll Varinaskanaster stand. Mit raschen und offenbar geübten Händen griff sie zu; dann trat sie an ihn heran und mit einem beinahe sieghaften Ausdruck im Gesicht überreichte sie ihm die gestopfte Pfeife.

„Da!“

Er nahm die Pfeife von ihr entgegen.

„Aber woher können und versteh'n Sie denn Alles das?“

Von ihrem früheren Mann, erklärte sie, hätte sie es gelernt. Der hätte auch Pfeife geraucht, und die hätte sie ihm immer rein gemacht und gestopft.

Ihr — früherer Mann? Also war er gestorben?

Ja, er war gestorben, vor einem halben Jahre und etwas darüber.

„Haben Sie denn Kinder?“

Ja, sie hatte Kinder, drei Stück.

„Wie heißen denn die?"

„Was die Aelteste ist, das ist meine Auguste, und daneben zwei Jungen, den Gustav und den Ferdinand."

Er blickte die jugendlich-reife Frau an.

„Aber die sind alle noch nicht sehr groß?"

Na — der Ferdinand, der war ja noch ganz klein.

Aufmerksam hatte er ihren Worten gelauscht. Nun stand er mit einem Ruck auf.

„Ich weiß aber noch immer gar nicht, wie Sie eigentlich heißen —"

Die Frau erröthete.

„Mein Name," sagte sie leise, „ist Waidmann."

Die Pfeife in der Hand ging er im Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich vor ihr stehen und streckte ihr lachend die Hand hin.

„Na guten Morgen also, Frau Waidmann!"

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte auch lachen.

„Na — guten Morgen also," erwiderte sie, indem sie ihre Hand in die seine legte.

Er griff fest zu und drückte ihr die Hand kräftiglich.

„Ich weiß nicht," sagte er, „aber ich habe so ein Gefühl, wir werden gute Freunde werden."

Die Waidmann erwiderte nichts; sie konnte nicht. Das Blut war ihr wieder in die Wangen gestiegen, bis in die Stirn hinauf.

Er ließ ihre Hand fahren.

„Aber wenn Sie bei mir aufwarten," meinte er, „dann gehört's sich doch auch, daß ich Ihnen dafür etwas gebe."

Noch bevor sie verstand, was er vor hatte, war er an die Kommode getreten und hatte ein Schubfach aufgezogen.

In dem Schubfach stand eine hölzerne Schachtel; er warf den Deckel zurück; auf dem Grunde der Schachtel lag ein schmales Häufchen Silbergeld.

Die Waidmann wich zurück.

„Aber nicht doch — dafür bekomme ich ja von Fräulein Philippi bezahlt.“

„Ist mir ganz egal,“ erklärte er, „wenn Fräulein Philippi Ihnen auch was giebt, um so besser. Das hier ist von mir.“

Er hielt ihr einen Thaler hin; die Waidmann erhob keine Hand.

„Nein — nein —“

„Aber warum denn nicht?“

Der Ton seiner Worte klang so ehrlich überrascht, daß sie aufblickte.

Sie sah in zwei kindliche Augen, in denen kein Hintergedanke, keine Spur von einem Hintergedanken war.

„Aber dann muß ich es Fräulein Philippi sagen,“ erklärte sie, „zwei Mal laß' ich mich nicht für ein und dasselbe bezahlen.“

Sie hatte beinah heftig gesprochen.

Er schien zu begreifen, daß er ihren Stolz verletzt hatte. Zögernd ließ er die Hand sinken, während er seinerseits erröthete.

„Es war ja nur — weil Sie mir gesagt haben, daß Sie drei Kinder haben. Ueberflüssig werden Sie's doch nicht haben.“

Ein Zucken ging durch das Gesicht der Frau; hinter ihren Augen wurde ein Glühen. Langsam erhob sie die Hand.

„Also geben Sie es her,“ sagte sie mit unterdrücktem Laut. Ihre Hand schloß sich über dem Geldstück, das er hineindrückte.

Dann sah sie, wie er wieder an die Kommode trat und das Schubfach hineinschob.

Das Schubfach hatte keinen Schlüssel.

„Schließen Sie denn das nicht weg?“ fragte sie langsam.

„Das? Was meinen Sie?“ erwiderte er.

„Wo Sie Ihr Geld haben.“

„Na, wegen dem, was da drin ist,“ meinte er, „steigt wohl Niemand bei mir ein. Außerdem sind ja Gitter vor den Fenstern.“

Er zeigte lachend auf die Eisenstangen, die von außen die Fenster schützten.

„Kommt ja Niemand herein.“

Die Waidmann stand ganz stumm. Kam denn sie nicht herein? Ihre Brust hob und senkte sich.

Daß sein Geld vor ihr sicher war — sie wußte es. Aber woher wußte denn er es?

War das nur Leichtsinn, oder war es Vertrauen? Und wenn es Vertrauen war — woher denn? Kannte er sie denn? Wußte er von ihr?

Während er durch die Stube vor ihr auf und nieder ging, sah sie ihn von der Seite an, als wollte sie ihn prüfen, ihn durchschauen — seinem Gesicht sah sie an,

daß er keine Ahnung von den Gedanken hatte, die sie bewegten.

Und von dem hatte die Philippi gesagt, er wäre ein Kundschafter, ein Spion!

„Möchten Sie denn die Pfeife nicht anstecken?“ fragte sie.

„Ist auch wahr,“ versetzte er. Er schien jetzt erst zu bemerken, daß er immer noch mit der kalten Pfeife hin und her ging.

„Ich mache Ihnen einen Fidibus,“ sagte sie hastig. Mit den Worten ergriff sie ein Papier, das auf dem Tische lag.

Er wehrte ihr lachend.

„He — nicht zu eilig! Da hätten Sie mir beinah mein Exercitium verbrannt, das ich für heut Nachmittag gemacht habe.“

Er kramte unter seinen Papieren; dann reichte er ihr ein paar Bogen.

„So — davon können Sie nehmen.“

„Kann ich davon immer nehmen?“

„Davon können Sie immer nehmen.“

Sie brachte das Papier auf die Seite. Dann riß sie von einem Foliobogen ein Blatt ab, kniffte es sauber zusammen und zündete es mit einem Schwefelholz an.

„So — nun also einmal —“

Während er das Mundstück zwischen die Zähne nahm, beugte sie sich nieder und hielt den flammenden Fidibus über den Pfeifenkopf.

Ihre Bewegungen waren anders als zuvor, nicht

mehr zögernd, nicht mehr abgemessen, sondern hastig, wie von einer inneren Freudigkeit eingegeben.

„Dank' Ihnen," sagte er, während er an der Pfeife zog, „danke Ihnen, Waidfrau."

Sie richtete sich auf. „Wie?"

Durch den Qualm der Dampfwolke, die er von sich stieß, sah er ihr mit gutmüthig verschmitztem Lächeln ins Gesicht.

„Na — wenn Sie Frau Waidmann heißen, sind Sie doch eben die Waidfrau — stimmt das nicht?"

„So kommt das 'raus," meinte sie langsam. Sie war sichtlich befangen. Es war noch Niemandem eingefallen, sie so zu nennen. Eigentlich erschien es ihr ein wenig keck.

„Jetzt will ich nun aber gehn," sagte sie.

Er blieb wieder vor ihr stehen. „Aber heut Abend kommen Sie doch wieder?"

Sie blickte an ihm vorbei. Nun ja — sie käme ja alle Abend und alle Morgen.

„Also auf Wiedersehn, Waid —"

Er sprach nicht zu Ende. Blinzelnd sah er sie an; hatte sie's übel genommen, daß er sie so genannt hatte?

Langsam kam sie mit den Augen zu ihm herum, und als sie seinen blinzelnden Blick auf sich gerichtet sah, erging es ihr, wie es ihr schon einmal ergangen war: ob sie wollte oder nicht, sie mußte lächeln.

„Na also, es ist gut; die Waidfrau wird wiederkommen."

Mit den Worten war sie an der Thür und hinaus. Ganz rasch wollte sie ihr Tuch umnehmen und fortgehen,

aber das machte sich nicht so rasch. In der Küche war mittlerweile Fräulein Philippi erschienen, und das gab natürlich einen Aufenthalt.

„Nun sagen Sie einmal, Frau Waidmann, Sie haben ja eine förmliche Unterhaltung mit ihm gehabt, und er hat ja ein paar Mal ganz laut gelacht?“

Die Waidmann verzog den Mund, beinahe verächtlich. Offenbar hatte die alte Jungfer an der Thür gehorcht.

„Warum soll er denn nicht mal lachen? Es scheint ja, er ist ein fröhlicher Mensch.“

„Aber wenn er doch so viel zu arbeiten hat?“ fragte die Philippi.

Die Waidmann verstand den lauernden Ton; er ärgerte sie.

„Ob der arbeitet? Kaum, wenn er frühstückt, daß er das Buch aus der Hand läßt.“

So energisch trat sie für ihn ein, daß Fräuleiu Philippi ganz kleinlaut wurde. Sie hatte vor der Waidmann einen Respekt, der an Furcht grenzte.

„Ich meinte nur — wenn man so viel zu arbeiten hat — daß man dann auch noch so viel Zeit hat, an Anderes zu denken —“

Die Waidmann zuckte die Achseln.

Lohnte es sich denn der Mühe, auf das Gesalbader hinzuhören?

Sie wurde wieder ganz die stolze, starre Frau, die sie den Reichen gegenüber immer gewesen war, knüpfte sich in das graue Umschlagetuch wie in einen Panzer, und mit einem kopfnickenden „also adieu auch“ ging sie hastig aus dem Hause und davon.

Hastig, hastig — daß die alberne alte Person ihr auch gerade jetzt in die Gedanken hatte hineinfallen müssen, die in ihr waren, um sie waren, um sie flirrten und schwirrten, wie Sommerfliegen mit goldüberhauchten Flügeln, die in der Sonne tummeln und taumeln.

Die alten Straßen, durch die sie viel hundert Mal dahin gegangen, erschienen ihr wie neu, und während sie dahinschritt, hielt sie das Haupt gesenkt, als müßte sie lauschen auf das, was sich da drinnen in ihr begab, festhalten das Bild, das sie da drinnen sah.

Was für ein Bild? Ein Menschengesicht. Was für ein Gesicht? Ein junges, bartloses, mit zwei jungen, blauen, blinzelnden und lachenden Augen.

Umgetauft also war sie jetzt? Waidfrau hieß sie von jetzt an?

Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf.

Welch ein toller Einfall! Welch eine dreiste Zumuthung!

Und ihr Kopfschütteln wurde zum innerlichen Kichern — wie hübsch! Wie er ihr die Hand gegeben und gedrückt hatte — wie er sein Geld unverschlossen vor ihr gelassen hatte — wie er sie angesehen und angeblinzelt hatte durch den Pfeifenqualm hindurch — und wie sein Blick an dem Bilde gehangen hatte, an dem armen kleinen Mädchen auf dem Pfeifenkopf!

Ach — wie sie den Pfeifenkopf in Acht nehmen wollte, daß ihm kein Schaden geschähe! Wie sein Heiligthum! Wie ihr Heiligthum!

Beinahe erstaunt war sie, als sie schon im Sperlingswinkel anlangte. So rasch war das gegangen. Ihre

Füße hatten sich wie mechanisch bewegt. Noch einmal so lang hätte der Weg sein können, und sie würde es kaum bemerkt haben, würde mit ihren Gedanken noch nicht fertig gewesen sein.

Die Auguste war noch in der Schule, als sie ankam; der Gustav spielte mit den Jungen der Nachbarschaft vor dem Hause und baute mit ihnen einen Schneemann. Nur der Ferdinand, „der ja noch ganz klein war", befand sich drinnen im Hause.

„Na Junge —" sie riß den kleinen Kerl, der ihr entgegengestrampelt kam, zu sich empor, an die Brust, und ganz gegen ihre Gewohnheit, da sie für gewöhnlich ernst und gehalten mit den Kindern war, küßte sie ihn zärtlich, beinahe überströmend.

Der Junge, der an derartiges nicht gewöhnt war, fing an zu schreien; die Mutter hatte ihm beinahe weh gethan.

Das brachte sie wieder zu sich; sie setzte ihn nieder, warf ihr Tuch ab und machte sich daran, das Mittagessen zu kochen.

Während sie auf ihrem Schemel saß und Kartoffeln schälte, kühlte sich ihr erhitztes Gesicht ab, und indem es sich abkühlte, nahm es einen unwirschen Ausdruck an. Der Alltag war wieder um sie her und die gewohnte Umgebung.

Der Rausch verflog, die Nüchternheit kehrte zurück, ihre Stimmung schlug um.

Was war denn mit ihr geschehen? War sie verrückt geworden? Sie, eine Mutter von drei Kindern, eine Wittfrau! Jedenfalls älter als er, mindestens ein paar

Jahre älter — und so hatte sie sich das über den Kopf gehen lassen? Blos weil er freundlich zu ihr gesprochen, ihr die Hand gereicht, einen dummen Spaß gemacht hatte? Das hatte sie so begeistert? So außer Rand und Band gebracht? Weil er ein vornehmer Herr war — nicht wahr? Ein Herr von — da war es aber wirklich weit her mit ihrem Stolz!

Der Groll stieg wieder in ihr auf, daß sie sich überhaupt in die Geschichte eingelassen hatte, und der Nachmittag verging ihr in dumpfer Verstimmung.

Noch heute Abend sollte das wieder anders werden, wieder vernünftig. Ihren Aufwartedienst verrichten, den sie einmal übernommen hatte, und damit fertig. Keine überflüssige Unterhaltung mehr, keine Vertraulichkeit.

Als sie am Abend in den Alkoven eintrat, schimmerte wie gestern das Licht aus dem Vorderzimmer durch die Glasscheibe hindurch.

Ein rascher Blick — ja, er war da.

Wieder, wie gestern, saß er bei der Lampe an seinem Tisch, vor dem aufgeschlagenen Buche, den Kopf in die Hand gestützt.

Sie machte das Bett zurecht, besorgte den Waschtisch, dann biß sie die Zähne zusammen und öffnete die Glasthür.

„Guten Abend“ — sie war wie gestern im Dunkel stehen geblieben.

Er ließ den aufgestützten Arm sinken.

„Guten Abend,“ erwiderte er; es sah aus, als wollte er aufstehen.

Aber sie ließ es nicht dazu kommen.

„Wünschen Sie noch etwas?“

Kaum daß er Zeit fand, zu verneinen.

„Also — gute Nacht.“

Die Glasthür klappte zu; sie war verschwunden. Gleich darauf ertönte das Schließen der Alkoventhür, dann das Klingeln an der Hausthür — sie war hinaus und fort.

Kaum zehn Minuten hatte das Alles gedauert.

Ihr erstes Gefühl, als sie auf die Straße trat, war der Stolz.

Sie hatte ihre Stellung wieder erobert.

Als sie dann weiter ging, wurde ihr plötzlich zum Weinen. Die Thränen saßen ihr nicht locker — dennoch wurde ihr so traurig ums Herz, daß ihr beinahe die Thränen kamen.

Wie kurz, wie hart, wie häßlich sie zu ihm gesprochen hatte!

Warum denn nur?

Sie gab sich die größte Mühe, wiederzufinden, was sie im Laufe des Nachmittags gefühlt hatte, und es gelang ihr nicht.

Als sie ihn so hatte sitzen sehen, hatte er ihr so leid gethan. So jung und so einsam. Das kleine kranke Mädchen auf dem Pfeifenkopf Alles, was ihm von Freunden und Verwandten geblieben war.

Sie war älter als er. Beinahe ein mütterliches Gefühl hatte sie empfunden, indem sie ihn so ansah. War denn das etwas Unrechtes? Brauchte sie sich deshalb Vorwürfe zu machen?

Alles das war ihr durch Kopf und Herz gegangen, als sie an der Glasthür gestanden hatte, dennoch hatte sie die Glasthür mit kurzem „gute Nacht" hinter sich zugezogen, hatte ihm nicht Zeit gelassen, aufzustehen und auch nur ein Wort zu sprechen, was er offenbar gewollt hatte.

Zu Haus angelangt, legte sie sich bald zur Ruhe, und ihr letzter Gedanke im Einschlafen war, wenn es nur erst morgen früh wäre, damit sie wieder freundlicher zu ihm sein könnte, als sie es heute Abend gewesen war.

Am nächsten Morgen jedoch erlitten diese wohlgemeinten Grundsätze einen neuen Stoß.

Sie hatte Feuer angezündet im Ofen, wie gestern, seine Sachen zum Abbürsten herausgenommen in die Küche und in der Küche Minna's unvermeidliche Gespräche über sich ergehen lassen.

Während sie aber dort stand und der Zubereitung des Kaffee's zuschaute, öffnete sich die Thür seines Zimmers und eine feierlich heitere Stimme rief über den Flur: „Waidfrau, Sie können das Frühstück bringen!"

Die Minna, die am Herde stand, fuhr herum, wie von der Tarantel gestochen.

„Frau Waidmann — sind das Sie?"

Ihre ohnehin schon dicken Backen waren vom verhaltenen Lachen so geschwollen, daß es aussah, als wenn sie platzen würden.

Die Waidmann erwiderte keinen Laut.

Sie war roth geworden bis über die Stirn, bis unter das Haar.

Schweigend raffte sie das Frühstück zusammen.

Während sie zu ihm hinein ging, brach das Lachen, das die Minna aus Furcht vor ihr zurückgehalten hatte, so krampfhaft hervor, daß es durch das ganze Haus gellte.

„Warum lacht denn die da draußen so laut?“ fragte er, als die Frau bei ihm eintrat. Mit einem finsteren Blick sah sie von unten zu ihm auf.

„Sie soll wohl nicht lachen, wenn Sie das so laut über den Flur rufen, daß das ganze Haus es hört!“

Klirrend setzte sie das Frühstücksbrett auf den Tisch. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie hinaus, brachte seine Kleidungsstücke, die sie auf den Stuhl warf. Ebenso stumm holte sie die Pfeife, stellte sie an den Stuhl und lautlos verschwand sie.

Heute mochte er allein den Kaffee trinken und sich den Fidibus selber anzünden.

Er hatte es gründlich mit ihr verschüttet, das war klar. Und er machte sich Vorwürfe.

Welche Taktlosigkeit! Als sie gestern vor ihm gestanden, die Augen langsam zu ihm herumgewendet, und gesagt hatte: „Also, die Waidfrau wird wieder kommen“, welch ein Moment war das gewesen. Wie hatte ihn der leise Ton ihrer Worte berührt, lieblich, beinah geheimnißvoll, wie der stammelnde Anfang eines Geständnisses. Aber hatte ihm der leise Ton nicht gleichzeitig verrathen, wie die Worte gemeint waren? Daß sie hier drinnen, unter vier Augen mit ihm, die Waidfrau für ihn sei, aber nicht draußen, wo die Anderen es hörten? Und nun, wie ein dummer Junge hatte er ihr Geheimniß hinausgeschrieen. Nicht aus bösem Willen, wahrhaftig nein, aber was half es, daß er sich das sagte.

Er hatte ihr Vertrauen preisgegeben, mit täppischer Hand etwas gebrochen, das zu keimen begonnen hatte, etwas Reizendes, Duftiges, das er sich selbst noch gar nicht recht zu erklären vermochte, das wie eine Erfahrung in seinem unerfahrenen Herzen aufgehen wollte, und das nun dahin war.

Ja, dahin, denn die Frau war erzürnt und blieb böse. Des Morgens „guten Morgen", des Abends „guten Abend", das war Alles, und dazu die nothwendigen Verrichtungen. Und das blieb Tage, Tage und Tage lang. Keine Unterhaltung mehr, kein Liebesdienst, der über das Maß der Pflicht hinausging.

Es war zum Verzweifeln.

Wie ihn das wurmte, das sah man seinem Gesicht an, das keine Erregung des Innern zu verbergen vermochte. Und wenn er weniger unerfahren mit Frauen gewesen wäre, hätte er bemerkt, daß auch sie nicht kalt war, sondern ebenfalls herzhaft litt.

Warum war sie denn eigentlich so furchtbar erzürnt? Doch eigentlich nur, weil das dumme Ding, die Minna, so gelacht hatte.

Denn daß er sie nicht hatte kränken wollen, als er das „Waidfrau" über den Flur rief, daß es nur der harmlose Ausdruck seiner Freundschaft gewesen war, das hatte sie ja ganz genau gefühlt.

Aber nun hatte sie sich in Aerger und Groll verbissen und kam nicht wieder davon los.

Ein schwacher Trost war es auch nur, daß sie der Minna jeden Tag jetzt gereizte Worte an den Kopf warf, ihr Vorhaltungen über die Ungeschicklichkeiten machte, die

sie bei Allem und Jedem beging, so daß das Mädchen fast jeden Tag in Thränen schwamm. Mit dem da vorne war sie auseinander, und sie fanden sich nicht mehr zu einander zurück.

In der Einsamkeit, die ihm jetzt wirklich fühlbar wurde, warf er sich mit doppeltem Eifer auf seine Arbeiten. Er beschloß, jetzt auch des Abends zu Hause zu bleiben, und eines Morgens richtete er an die Waidmann die Bitte, ihm einen Theekessel zu besorgen, damit er sich Thee kochen könne.

Fräulein Philippi besaß solch ein Ding, einen alten, nur selten gebrauchten Berzelius. Er wurde der Waidmann übergeben.

Als der Abend gekommen war, stellte sie den Kocher, nachdem er draußen in der Küche mit Spiritus gefüllt worden war, auf die Kommode in seinem Zimmer. Bei dem Klappern des Apparates wandte er sich, der wieder am Tische vor dem Buche saß, halb zu ihr herum, ihr zuzuschauen.

Im nächsten Augenblick erlebte er einen schauerlichen Anblick.

Die Waidmann hatte ein Schwefelholz in Brand gesteckt, um den Docht der Lampe anzuzünden. Der Docht wollte nicht Feuer fangen, sie mußte mit dem lodernden Streichholz tief in den Schornstein hinein langen.

Vermuthlich hatten sich in dem unrein gehaltenen Schornstein Spiritusgase entwickelt — jählings schlug eine hohe Flamme auf; mit einem dumpfen Knall sprang sie aus dem Behälter heraus, durch die Luft und der Frau, die ganz nahe dabei stand, in das Gesicht.

„Waidfrau —“

Mit einem Schrei flog der junge Mann von seinem Stuhle empor und auf die Frau zu, die mit einem dumpfen Laute des Schreckens zurückgetaumelt war.

Er drückte ihr die Hand auf das Gesicht.

Die Flamme aber war schon erloschen, so rasch, wie sie aufgeschlagen war.

Mit dem linken Arme hielt er sie umfaßt. Sie war zurückgesunken an seine Brust.

Ihr Leib zitterte und bebte. „Meine Augen,“ klagte sie, „meine Augen.“

„Um Gotteswillen,“ versetzte er stammelnd, „was ist da zu thun?“

Er ließ sie aus den Armen, riß die Kommode auf und holte von seinen weißen leinenen Taschentüchern eines hervor, damit sie sich eine Binde davon machte. Dann lief er, so wie er war, ohne Hut, auf den Hof hinaus. Er wußte nicht, was er machen sollte, was man in solchen Fällen braucht; nur ein unbestimmtes Gefühl war in ihm: „Kühlung, Kühlung!“

Natürlich that er das Unsinnigste.

Der Hof lag voll frisch gefallenem Schnee. Mit beiden Händen griff er hinein, und so, einen ganzen Haufen Schnee in den Armen, kam er zurück.

Die Frau saß, als er eintrat, auf einem Stuhle; der Schreck war ihr in die Glieder gefahren, daß sie sich hatte niedersetzen müssen.

Mit den Augen blinzelte sie umher, als wollte sie prüfen, ob die Sehkraft Schaden genommen hätte. „Gott sei Dank,“ sagte sie, „ich kann sehen.“

Er athmete aus tiefer Brust auf.

„Was bringen Sie denn da?“ fragte sie.

„Ich dachte —“ stotterte er verlegen — „es würde Ihnen gut thun.“

Ein schwaches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Das wäre nun gerade nicht das Rechte.“

Mit einem Schritt war er zur Thür hinaus. Auf dem Flur, der mit Fliesen belegt war, schüttelte er den Schneehaufen ab. Dann kam er zurück.

„Thut Ihnen etwas weh?“

„Ja hier,“ gab sie zurück, „über den Augen — ich glaube, die Augenbrauen.“

Sie deutete mit dem Finger über die Nase. Mit der Lampe in der Hand trat er heran, und während sie die Augen schloß, leuchtete er ihr ins Gesicht.

Die Flamme war zwischen den Augenbrauen emporgeschlagen, hatte ihr die Haare an beiden Ecken der Brauen versengt und einen blakigen Streifen auf die Stirn gezeichnet.

Er setzte die Lampe auf den Tisch, ergriff das leinene Tuch, das sie noch in den Händen hielt, und begann ihr die Stirn abzureiben.

Indem er so mit der rechten Hand arbeitete, hatte er den linken Arm um ihren Nacken gelegt.

Ihr Haupt, mit den geschlossenen Augen, sank ihm in den Arm.

„Ich denke — ich hoffe — es wird nicht schlimm sein,“ sagte er ermuthigend.

Dann hörte er mit dem Reiben auf. Er bemerkte,

daß die Haut von der Flamme gereizt war, und daß sie unter seiner reibenden Hand immer röther wurde.

Die Waidmann schlug die Augen auf.

„Lassen Sie nur," sagte sie, „ich danke. Ich glaube, es war wohl hauptsächlich der Schrecken. Ich will jetzt nach Haus geh'n."

„Werden Sie denn das können?" fragte er.

Sie erhob sich vom Stuhle.

„Ich binde mir das um den Kopf," und sie deutete auf das Taschentuch. „Darf ich das mitnehmen?"

„Aber versteht sich doch," erklärte er.

„Die Minna soll mir etwas Oel geben, das lege ich auf, dann wird's schon wieder werden. Also gute Nacht."

Sie nickte mit dem Kopfe, und er hörte, wie sie draußen von Fräulein Philippi und deren Dienstmädchen in Empfang genommen wurde, die durch den Schrei und das Hin- und Herlaufen aufmerksam geworden waren und nun natürlich mit Fragen über sie herstürzten.

„Ihr alter Kessel!" sagte die Waidmann vorwurfsvoll zu Fräulein Philippi, „viel hätte nicht gefehlt, so hätt' ich mir beide Augen daran ausgebrannt."

Aus dem Abendbrot, das er auf seiner Stube hatte einnehmen wollen, wurde nun nichts und aus dem Arbeiten auch nicht mehr viel.

Er ging in die Stadt.

Die Aufregung war ihm zu tief in die Nerven gedrungen, und die Erinnerung ließ ihn nicht los.

Die Erinnerung, wie die Flamme zu ihr hinübergesprungen war, wie sie aufgeschrieen und dann — wie sie in seinen Armen gelegen hatte, wie sein Arm sie um-

schlungen gehalten und wie ihr warmer voller Leib an seiner Brust gezittert und gebebt hatte.

Ja — daran erinnerte er sich auch.

Ganz gut aber war es am nächsten Morgen, wie es schien, doch noch nicht geworden.

Die Waidmann kam nicht; statt ihrer erschien ein kleines Mädchen, das mit kindlich piepsender Stimme „guten Morgen“ bot. Hugo blickte auf.

„Sind Sie — die Auguste?“

Jawohl, es war die Auguste, die heute aus der Schule ferngehalten worden war, um die Stelle der Mutter zu vertreten.

„Wie geht's denn der Mutter?“

O danke — es ging ihr schon viel besser. In der Nacht hätte sie noch Schmerzen gehabt und sich öfters Umschläge machen müssen. Und weil es heute so sehr kalt wäre, hätte man ihr gerathen, heute lieber noch nicht auszugehen.

Kaffee trinkend, das Buch in der Hand, sah er der kleinen Nothhelferin zu, die mit peinlicher Aufmerksamkeit ihre Obliegenheiten vollzog.

Wie sauber und anständig das Kind gekleidet, wie reinlich es gewaschen, wie glatt ihm das Haar gemacht war!

„Soll ich auch die Pfeife rein machen?“ fragte sie. „Ich werde mich auch sehr mit dem Kopf in Acht nehmen.“

Er lächelte.

Die Mutter hatte ihr offenbar genaueste Anweisungen ertheilt.

„Na — wenn Sie sich so sehr in Acht nehmen wollen —“

„Stopfen aber kann ich sie noch nicht," erklärte sie, als sie bald darauf mit der gereinigten Pfeife zurückkehrte.

„Dann werde ich das also selbst besorgen," meinte er.

Sie stellte sich mitten ins Zimmer.

„Haben Sie fertig gefrühstückt?"

Er hatte fertig gefrühstückt.

„Haben Sie sonst noch etwas zu wünschen?"

Lachend stand er auf und nahm den Kopf der kleinen Fragerin zwischen beide Hände.

„Nur daß Sie mir die Mama schön grüßen, wenn Sie nach Hause kommen. Werden Sie das bestellen?"

„Jawohl, danke."

„Und daß Sie ihr sagen, daß Sie Ihre Sache sehr gut gemacht haben. Werden Sie das auch bestellen?"

„Jawohl, danke."

„Und daß Sie den Gustav und den Ferdinand von mir grüßen."

Aus seiner Kommode holte er ein altes Osterei von Porzellan hervor.

„Und das schenke ich Ihnen. Wollen Sie's haben?"

„Jawohl, danke schön, danke!"

Die kleine Hand griff nach dem Schatze. Mit leuchtenden Augen blickte das Kind zu ihm auf, dann ging es seiner Wege.

Am Abend war es wieder die Auguste, die erschien, um regelrecht, wie ein kleines Uhrwerk, ihre Verrichtungen abzuschnurren.

Er saß am Tische, bei Lampe und Buch, und ließ sie gewähren.

„Kommt morgen die Mutter wieder?“ erkundigte er sich, als sie ihm „gute Nacht“ geboten hatte.

Sie wußte es nicht; aber wenn es morgen noch so kalt sein würde, wie heute, würde die Mutter wohl noch nicht kommen, so glaubte sie.

„Also grüßen Sie die Mutter von mir.“

„Ja, das würde sie bestellen — also gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Am nächsten Morgen aber schien es wärmer geworden zu sein.

Denn als er von dem Geräusch erwachte, das die sich öffnende Alkoventhür verursachte, waren es nicht trippelnde Kinderfüße, die er vernahm, sondern die schwereren, weichen Schritte, die eine Frauengestalt hereintrugen.

Die Waidfrau war wieder da.

Er schloß die Augen, wickelte sich noch einmal in die Decke; ein Wohlgefühl überkam ihn, und es war nicht eigentlich die Bettdecke, sondern dies warme Gefühl, in das er sich hineinwickelte, tief, tief, wie ein Kind, dem etwas bescheert worden.

Als er sich angekleidet hatte und ins Vorderzimmer gekommen war, trat er an das Fenster. Es sah aber gar nicht so aus, als wenn es wärmer geworden wäre; im Gegentheil, der Schnee lag fußhoch.

Dennoch war sie gekommen?

Ja, sie war gekommen. Denn indem er noch am Fenster stand, that sich hinter ihm die Thür auf und, das Frühstücksbrett in beiden Händen, erschien die Waidmann auf der Schwelle.

„Waidfrau — sind Sie wieder da?“

Mit einem Schritt war er auf sie zu.

Er nahm ihr das Brett aus den Händen, um es selbst auf den Tisch zu setzen.

Heute hatte er das „Waidfrau" nicht hinausgeschrieen; wie ein unterdrückter Freudenschrei hatte es geklungen.

Sie trug den Kopf noch verbunden; unter der weißen Binde blickten die Augen hervor, unversehrt, blickten ihn an und leuchteten.

„Die Waidfrau ist wieder da," sagte sie leise; dabei lächelte sie.

Er faßte sie an beiden Händen und drückte ihre Hände; zögernd erwiderte sie den Druck.

Beide Menschen feierten ein Wiedersehen und ein Wiederfinden; ein Wiedersehen nach dem neulichen Unglücksfall, ein Wiederfinden nach der bösen Entfremdung, die vorhergegangen war.

„Geht es denn wieder gut?" fragte er. Er dachte nicht an das Frühstück.

„In der Stube kann ich's schon wieder abnehmen," erwiderte sie.

Sie knüpfte die Binde von der Stirn, mit hastigen Händen, als fühlte sie ein Bedürfniß, ihm ihr unverhülltes Gesicht wieder zu zeigen.

„Nur hier, über den Augenbrauen," setzte sie hinzu, indem sie mit dem Finger auf die Nasenwurzel deutete. Ihre Bewegung sah wie eine Aufforderung aus, daß er näher kommen, daß er zusehen sollte.

Er trat dicht an sie heran.

Zwischen den Augenbrauen war ein weißlicher Fleck; die Augenbrauen selbst waren an den inneren Enden versengt, so daß die einzelnen Haare borstig aufstanden. Mit leise tupfendem Finger strich er über den Fleck und ihre Augenbrauen entlang.

„Ein Bürstchen haben Sie über den Augen bekommen," sagte er leise scherzend, aber seine Stimme zitterte, indem er so sprach.

Die Frau erwiderte nichts; sie stand regungslos, während sein Finger sie berührte, während sein Gesicht dicht über ihrem Gesicht war.

Plötzlich wurde er blutroth und wandte sich ab.

Ein Verlangen hatte ihn gepackt, die Lippen auf ihre Haut zu drücken, und in seiner Schüchternheit hatte er es nicht gewagt.

Er ging hinter den Tisch, setzte sich zum Frühstück und versenkte sich in sein Buch.

Die Waidmann war roth geworden, wie er. Sie wandte sich gleichfalls ab und ging an ihre Besorgungen. Beide sahen sich nicht an; Beide sprachen zu einander kein Wort. Erst nachdem sie mit ihren Verrichtungen fertig geworden war, blieb sie noch einmal an der Thür stehen.

„Auch noch bedanken möcht' ich mich für das schöne Osterei, das Sie meiner Auguste geschenkt haben."

Er sprang auf. Der Zwang war gebrochen, der ihn erwürgt hatte. Sein Gesicht strahlte wieder vor Vergnügtheit.

„Hat's ihr Spaß gemacht? Ja?"



Er drückte ihr den Fidibus in die Hand, damit sie ihm die Pfeife anzündete.

Wieder wie damals, als sie es zum erstenmal gethan, stand er ihr gegenüber, durch den Tabaksqualm mit listigen Augen zu ihr hinüber lächelnd.

„Wenn Sie nach Haus kommen," sagte er, „grüßen Sie unsere Auguste."

Und wieder wie damals, als er sie zum erstenmale „Waidfrau" genannt hatte, fuhr sie mit dem Kopfe auf.

„Unsere — Auguste?"

Er lachte auf.

„Jetzt, wo Ihre Auguste bei mir gewesen ist und so schön aufgewartet hat, ist Ihre Auguste auch meine geworden, also ist es unsere Auguste."

Die Waidmann klopfte den glimmenden Fidibus am Thürpfosten aus; sie schüttelte den Kopf, indem sie es that.

Was der Mensch für Einfälle hatte!

Sie schien verlegen; die Röthe war wieder in ihrem Gesichte aufgestiegen.

Aber er stand noch immer und schien auf eine Antwort zu warten.

„Ist gut also," versetzte sie, indem sie mit heißen Wangen lächelte, „ich werde es — unserer Auguste sagen."

Aber sie hielt nicht Wort.

Als sie nach Haus kam, in den Sperlingswinkel, bestellte sie der Auguste den Gruß nicht, sagte ihr überhaupt kein Wort.

Warum nicht? Weil ein so sonderbares Gefühl in ihr war, ein Gefühl, das, wenn man es genau betrachtete,

eine täuschende Aehnlichkeit mit dem hatte, was man Eifersucht nennt.

Eifersüchtig auf das Kind? Ihr eigenes Kind? Zum Lachen — und dennoch war es nicht anders.

Als die Auguste gestern heimgekommen war und gar nicht hatte aufhören können zu erzählen, wie es bei ihm gewesen war, wie er mit ihr gesprochen und gescherzt, wie er ihren Kopf zwischen die Hände genommen und ihr schließlich das Osterei geschenkt hatte, war sie schweigend und äußerlich ruhig, innerlich aber in lauschender Gespanntheit dem Berichte des Mädchens gefolgt.

Keine Silbe war ihr entgangen; immerfort hatte sie ihn im Geiste vor sich gesehen, und während sie sich freute, daß er so freundlich zu ihrem Kinde gewesen war, hatte sie sich gleichzeitig darüber geärgert.

Und als heute früh die Auguste wieder davon angefangen hatte, daß sie auch heute wohl zu dem Herrn gehen und die Mutter zu Hause bleiben würde, war sie mit einem „nein“ dazwischen gefahren.

„Nein, Du gehst wieder in die Schule; ich werde selbst zu ihm gehn.“

Sie selbst — und Niemand anders.

Mochte es sein, wer es wollte, mochte es ihr eigenes Kind sein — Niemand sollte ihr nehmen, was ihr Recht war, ihr ausschließliches, bei ihm zu dienen, Niemand zu ihm gehen, zu dem nur sie gehen durfte, Niemand für ihn sorgen, Niemandem sollte er gehören, als nur —

In solcher Aufwallung war sie heute Morgen bei ihm erschienen.

Das war es gewesen, was aus ihren Augen blitzte, als sie ihn unter der Stirnbinde angesehen hatte. Und nun dieses Wort, dieses seltsame, das er zu ihr gesagt hatte, und das sie in sich herumwälzte, wieder und immer wieder — „unsere Auguste".

Was hatte er nur damit gemeint? Offenbar nur einen Spaß: einen Scherz, wie damals, als er sie „Waidfrau" genannt hatte.

Aber solch ein Scherz!

War er denn noch ein Kind, daß er sich nicht sagte, was es bedeutet, wenn ein Mann zu einer Frau von ihrem Kinde als von „unserem" Kinde spricht?

Ja, es war schon so; er war wirklich noch ein Kind, namentlich Frauen gegenüber.

Das hatte sie gemerkt, als er vor ihr stand, ihre Stirn betupfte und ihre Augenbrauen, als sie gefühlt hatte, wie es ihn verlangte, sie zu küssen und wie er es nicht gewagt hatte, weil er zu schüchtern war.

Der Mensch da hatte noch keine Frau in die Arme geschlossen, vielleicht noch keiner so nahe gegenüber gestanden, wie heute ihr.

Und also — war sie die Erste?

Indem dieser Gedanke in ihr aufging, war es wie eine Flamme, die ihr ganzes Innere mit Wärme erfüllte und mit leuchtender Helligkeit.

Ihre Phantasie ging mit ihr durch; sie sah sich im Geiste in seinem Zimmer sitzen, auf seinem Stuhl, und wie man einen Knaben zu sich heranzieht, ein Kind, so zog sie ihn zu sich heran, und wie ein Kind setzte sie ihn sich auf

den Schoß. Dann kniff sie ihn in die Ohren und zauste ihn an den Haaren und bog ihm den Kopf zurück und sah ihm in die Augen, die blauen Kinderaugen, flüsterte ihm närrische Worte zu, freundliche, zärtliche, kosende, und dann beugte sie das Gesicht auf seines und küßte ihn auf die Augen und auf den Mund — als sie mit ihren Gedanken so weit gekommen war, fuhr sie auf. Sie sah, daß sie im Sperlingswinkel am Herd stand und für ihre Kinder das Essen kochte und merkte, daß sie wie in wachem Traum herausgekommen war und mechanisch die Obliegenheiten des Alltags besorgt hatte.

„Verrückt wirst Du — Du bist verrückt," sprach sie in sich hinein, indem sie sich zusammenraffte und gewaltsam die Vorstellungen von sich warf, die sie umlagerten.

Aber von jetzt an gab es nur einen Gedanken noch in ihrem Dasein: die Erwartung der Stunde, da sie in Fräulein Philippi's Haus gehen durfte, zu ihm.

Immer länger wurden die Unterhaltungen zwischen den beiden Menschen.

Seine Gewohnheit, während des Frühstückens zu lesen, hatte er aufgegeben. Statt dessen unterhielt er sich mit der Waidfrau, die sich auf einen Stuhl setzen mußte, weil er nicht wollte, daß sie immer vor ihm stand, weil es gemüthlicher war, wenn sie Beide saßen.

Von „unserer Auguste" mußte sie ihm erzählen, „unserem Gustav" und „unserem Ferdinand", denn so wie das Mädchen hatte er auch die beiden Jungen zu „unseren" Jungen gemacht.

Und die Waidfrau hatte sich daran gewöhnt, sprach von ihren Kindern und von „unseren" Kindern, als ver-

stände sich das von selbst, als wäre es nie anders gewesen. Von ihrem früheren Leben, von dem Arbeiteraufstand, ihrer Thätigkeit in den Fabrikantenhäusern, von dem, was sie bei den Fabrikantenfrauen erfahren und gesehen, von Dingen, über die sie zu Niemandem sonst sprach, sprach und erzählte sie dem fremden Manne. Aber war er denn ein fremder? Nein. Aber ein bekannter von früheren Tagen doch auch nicht.

Also, was dann?

Ja, wenn sie hätte sagen sollen, hätte sagen können, was er ihr war!

Hatte es jemals eine Zeit in ihrem Leben gegeben, da sie ihn dort nicht hatte sitzen sehen? Sie konnte es sich nicht vorstellen.

Würde je eine Zeit kommen, da er dort nicht mehr sitzen würde? Sie konnte es nicht denken.

Märchen war in ihrem Leben, und das Märchen weiß nichts von Vergangenheit und Zukunft; Zeitlosigkeit ist seine Bedingung.

Der Stuhl da unter dem Fenster war ihr Besitzthum geworden; die Viertelstunde, die sie täglich plaudernd darauf saß, ein Bestandtheil ihres Daseins, ein Lichtpunkt, ein Brennpunkt, neben dem alles Uebrige verblaßte, gleichgültig wurde und entschwand.

Wenn die Thür hinter ihr geklappt hatte, war sie hinaus aus der Welt, auf einer Insel im menschenleeren Ocean.

Was die Menschen da draußen trieben und sprachen — sie fragte nicht darnach; was sich draußen begab, ob sich etwas begab — sie wußte nichts davon.

Und doch begab sich da draußen Manches, und es bereitete sich Ernstes.

Während die beiden Menschen da drinnen in ihrer Stube saßen und Eines über dem Anderen die Welt vergaßen, ging die Welt weiter, und über dem Horizonte der Menschenerde stieg langsam ein furchtbares Antlitz empor, den Gewitterathem umhersendend aus pulverbläulichen Lippen, der Krieg.

Das Jahr 1866 schritt vor und fing an, die Ereignisse zu bereiten, die im Schicksale der Völker und im Leben der Einzelnen Spuren hinterlassen sollten, nie zu verändernder, nie zu vertilgender Art.

An einem Morgen, als die Waidmann, wie gewöhnlich, unter dem Rasseln der Thürglocke ins Haus eingetreten war, kam Fräulein Philippi, aufgeregten Gesichts, aus ihrem Zimmer hervorgeschossen, ihr entgegen. In den Händen schwenkte sie eine Zeitung.

Aufgeregt war sie ja immer — heute aber schien etwas Besonderes vorzuliegen.

„Ach Gott, Frau Waidmann, was hier in der Zeitung steht! Wir bekommen ja Krieg!“

Die Waidmann schien sie kaum zu verstehen.

„Krieg? Was denn für Krieg?“

„Mit den Oesterreichern,“ belehrte Fräulein Philippi weiter. „Das ist der Bismarck, der uns das Alles besorgt! Dieser Mensch! Ich habe es immer gesagt.“

Die Waidmann wußte gar nicht, was sie erwidern sollte. Die Oesterreicher — der Bismarck — lauter Dinge, von denen sie nichts wußte, kaum je etwas gehört hatte.

„Wenn Sie nachher zu Ihrem Herrn hinein geh'n," fuhr die geängstigte alte Jungfrau fort, „nehmen Sie ihm doch die Zeitung mit hinein; fragen Sie ihn doch einmal, ob es wirklich so schlimm steht? Der hat ja Verbindungen, der weiß Bescheid."

Sie drückte ihr das Zeitungsblatt in die Hand. Zum ersten Male empfand sie es als eine Wohlthat, daß sie einen Menschen im Hause hatte, der mit der „Regierung" Beziehungen hatte, der an der Quelle saß, sichere Nachrichten haben mußte.

Die Waidmann nahm die Zeitung an sich, weil sie nicht anders konnte, weil sie ihr mit Gewalt in die Hand gestopft wurde.

Aber sie blickte nicht einmal hinein. Was ging denn sie das Alles an?

Krieg — wie ein wesenloser Schall schlug das Wort ihr an das Ohr.

Das war wieder einmal die alte Dumme, die Philippi, die sich um Dinge aufregte, die sie nichts angingen.

So wenig Beachtung schenkte sie der Sache, daß sie nachher, als sie zu ihm hineinging, die Zeitung mitzunehmen vergaß.

Erst später, als er schon beim Frühstück saß, fiel es ihr ein, daß das Blatt noch in der Küche lag. Sie ging hinaus, es zu holen.

„Das hat mir die Philippi gegeben," sagte sie, indem sie es ihm über den Tisch hinüberreichte, „es steht da irgend was d'rin; Sie möchten doch einmal sagen, ob es richtig ist, was da steht."

Er nahm die Zeitung von ihr entgegen und senkte die Augen hinein.

Von ihrem Stuhle am Fenster sah die Waidmann, wie sein Gesicht beim Lesen ernsthaft wurde, wie es sich umschattete, beinahe verdüsterte.

„Es wird schon so sein, wie es da steht,“ sagte er nach einiger Zeit, indem er das Blatt aus der Hand legte. „Brenzlich hat's schon immer ausgesehen, die ganze Zeit, nun wirds wohl nächstens losgeh'n mit dem Krieg.“

Die Augen der Frau weiteten sich.

„Bekommen wir Krieg?“

Er nickte mit emporgezogenen Augenbrauen. Dabei sah er sie an und sah, wie sie aufathmete und lächelte.

„Dann ist's aber nur gut,“ sagte sie, „daß Sie aus der Geschichte heraus sind.“

„Wieso — heraus bin?“ fragte er.

„Na — weil Sie doch Ihren Abschied genommen haben vom Militär.“

Er lächelte. „Das gilt aber doch nur für den Frieden. Militärpflichtig bin ich darum doch immer noch. Wenn's los geht, muß ich natürlich mit.“

Nachdem er dies gesagt hatte, entstand eine Stille. Die Waidmann erwiderte nichts, gab überhaupt keinen Laut von sich.

Er hatte zu Ende gefrühstückt; jetzt richtete er den Kopf auf.

„Na — bekomme ich denn heute meine Pfeife nicht?“

Die Waidmann stand auf; sie räusperte sich, als hätte ihr etwas in der Kehle gesteckt, etwas Erstickendes. Er



nahm ihr die Pfeife ab; dabei berührte er ihre Hand; ihre Hand war ganz kalt.

„Na — und der Fidibus?“ fuhr er fort.

„Ja — der Fidibus —“ Sie griff umher, als hätte sie vergessen, wo die Papierstreifen lagen; als wären ihr die Gedanken abhanden gekommen.

Er stand mitten im Zimmer und sah ihr zu. Dann lachte er laut auf.

„Aber Waidfrau, was ist denn los?“

Als sie ihn lachen hörte, kamen ihre taumelnden Augen zu ihm herum, und es sah aus, als klammerten sich ihre Augen an seinem Gesichte an.

Wieder, wie vorhin, hob sich ihre Brust. Wenn er so zu lachen vermochte, konnte es ja so schlimm nicht sein.

Indem sie ihm den brennenden Fidibus über die Pfeife hielt, beugte er sich nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Noch bin ich ja nicht todt.“

Sie fuhr zurück.

„So sollten Sie doch aber nicht sprechen,“ sagte sie mit würgendem Laut.

Unachtsam hielt sie das glimmende Papier in Händen, so daß es ihrem Kleide ganz nahe kam.

Er entriß es ihr.

„Wollen Sie noch einmal anbrennen?“ rief er lachend. „Waidfrau, zum Donnerwetter, was ist denn mit Ihnen los? Weil da irgend was in der dummen Zeitung steht? Ist ja vielleicht Unsinn, die ganze Geschichte. Vorläufig, das seh'n Sie doch, haben wir noch Frieden, und ich bin noch da.“

Sie athmete auf, wie Jemand, der sich von einem Schrecken erholt.

„Das hat sich die Alte da drüben, die Philippi, bloß herausgesucht aus der Zeitung," fuhr er scherzend fort, indem er im Zimmer auf und nieder ging, „weil sie mich los sein möchte; hilft ihr aber nichts, ich gehe nicht, fällt mir gar nicht ein; bleibe wo ich bin."

Der muntere Ton, in dem er sprach, gab ihr das Leben wieder. Mit einem Schritt war sie an den Tisch heran, sie ergriff die Zeitung und zerknüllte sie in der Hand.

„Habe ich mir doch gleich gedacht," meinte sie murrend, „was versteht denn die alte Dumme von solchen Sachen?"

„Fräulein Philippi ist ein Angsthase," sagte er.

„Das ist wahr! Das ist sie!"

Aufgeregt lachend bestätigte die Waidfrau, daß er sie richtig bezeichnet hätte.

Dann ging sie hinaus.

In der Küche fand sie den „Angsthasen" Fräulein Philippi.

„Ist Alles Unsinn," sagte die Waidmann kurz und grob, indem sie der alten Jungfrau das zerknitterte Blatt zurückreichte, beinah zuwarf.

„Hat er das gesagt?" erkundigte sich diese mit ängstlichem Erstaunen.

„Ueberhaupt nur gelacht hat er," erklärte die Waidmann. Sie sprach laut, als wäre außer dem alten Fräulein noch jemand da, der sie hören sollte. Wer? Vielleicht ihr eigenes Herz da drinnen in der Brust.

Aus seinen halben Andeutungen, seinen Scherzen machte sie sich etwas zurecht, etwas, woran sie glauben, woran sie sich halten konnte.

Unsinn war Alles — Alles nur eine Einbildung und ein Geschwätz der alten Dummen, der Philippi.

Wie man ein niederschlagendes Pulver gebraucht, um erregtes Blut zu beschwichtigen, so wiederholte sie sich das den ganzen Tag. Und den ganzen Tag über half es auch. Aber dann kam die Nacht, und in der Nacht fuhr sie jählings aus dem Schlafe auf.

Eine Centnerlast erdrückte ihre Brust, und sobald sie wach geworden, stand ein Gedanke vor ihr: „Es wird Krieg, und Er muß mit."

Umsonst, daß sie ihr Beschwichtigungsmittel versuchte, daß sie mit murmelnden Lippen: „Es ist Unsinn — Unsinn Alles" vor sich hin sprach, der Gedanke wich nicht; wie mit glühenden Buchstaben stand es vor ihr im Dunkel geschrieben: „Es wird Krieg, und Er muß mit." Sie setzte sich in den Kissen auf, sie konnte es liegend nicht mehr aushalten; der Schweiß brach ihr aus.

Ihre Phantasie gewann die Oberhand und führte schaudervolle Bilder an ihr vorüber.

Sie hörte den Schlummerhauch ihrer Kinder, die mit ihr in demselben Zimmer schliefen, und das leise Geräusch wurde ihr zum Gestöhn, zum Gestöhn von Menschen, die sterbend auf dem Schlachtfelde lagen. Und unter den Sterbenden war Er!

Draußen hatte sich der Wind erhoben; klappernd schlug er gegen das Fenster. Sein Pfeifen wurde zu Stimmen,

die Stimmen zu Worten; aus jedem Wort klang es wider: „Es wird Krieg und Er muß mit."

Und zu der nämlichen Stunde, in der Nacht, als die Frau vom Schlafe auffuhr, saß der Mann, dem ihre geängstigten Gedanken galten, einsam bei Lampe und Buch in seinem einsamen Zimmer.

Eine Unruhe erfüllte ihn, die ihm verwehrte, ins Bett zu gehen.

Er fühlte, daß etwas sich bereitete und kam, das ihn herausreißen wollte aus dem neuen Leben, das er sich kraft eigenen Willens soeben aufgebaut und eingerichtet hatte. Was er heute Morgen in der Zeitung gelesen, er wußte, daß es vollkommen richtig war.

Im Laufe des Tages waren neue Nachrichten hinzugekommen; der Krieg wurde unvermeidlich.

Daß er mit in den Krieg mußte, das war gewiß; alles Weitere war ungewiß.

Um zur Ruhe zu kommen, hatte er sich wieder zu seinem Homer geflüchtet, und indem er jetzt in das Buch tauchte, sprangen ihm diese Verse entgegen:

„Nie mehr umspielen die Kinder sein Knie und grüßen den Vater,
Der nicht mehr aus dem Krieg heimkehrt und der grausigen Feldschlacht.
Dann wird Aegialeia, die kluge Tochter Adrastos',
Jammernd erwachen vom Schlaf; ihr Schrei erweckt ihre Mägde;
Weinend klagt das herrliche Weib um den reisigen Gatten,
Besten achäischen Volks, Diomed, den Bänd'ger der Rosse."



Er starrte in das Licht der Lampe — brannte sie heute so viel düsterer als gewöhnlich? Er blickte im Zimmer umher — war es heute so viel dunkler als sonst? Er stand vom Stuhle auf; eine dumpfe Qual trieb ihn empor. Homer hatte zu ihm gesprochen, sein großer Berather, und hatte ihm verkündigt, daß er nicht wiederkommen würde aus dem Krieg.

Hatte er denn Kinder, die ihm die Kniee hätten umspielen sollen, wenn er heimkehrte? Und hatte er die Kinder der Frau, die Auguste, den Gustav und den Ferdinand, nicht zu seinen Kindern gemacht, indem er von „unseren“ Kindern sprach? Hatte er ein Weib zu Hause, das klagend erwachen würde, wenn er draußen blieb im Schlachtfeld? Und hatte er heute Morgen die Augen nicht gesehen, die taumelnden Augen im Gesicht der Waidfrau? Hatte er ihre erstickte Stimme nicht vernommen, als er ihr sagte: „Noch bin ich nicht todt?“ Alles, was er sich spielend, in der Freudigkeit seines Herzens ausersonnen hatte, wurde zu furchtbar deutungsvollem Ernst, zu einer Wirklichkeit, die in geheimnißvolle Beziehung zu den düster prophetischen Worten trat, die er soeben gelesen.

Er riß das Fenster auf und blickte hinaus in die schwarze, von wenigen Laternen spärlich durchleuchtete Nacht.

Die Winterkälte war schon seit einigen Tagen gewichen; heute zum erstenmal hatte sich ein Frühlingssturm erhoben, der ungestüm durch die Gassen der Stadt brauste.

Die alten, von der Winterkälte verquollenen Wetterfahnen drehten sich kreischend im Wind; Ziegelsteine lösten sich hier und da von den Dächern und stürzten krachend zur Erde.

Ein Gemisch von abenteuerlichen Lauten erfüllte die Luft. Es hörte sich an, als hätte die Welt das Fieber bekommen, als käme aus weiter Ferne etwas dahergerannt, etwas Ungeheures, Furchtbares, Unsichtbares, das Niemand sah, während es selbst Alles sah, überall hineinsah, in jedes Haus, jede Zufriedenheit, jedes stille Glück, bei dem Einen vorüberstürmend, bei dem Anderen verweilend mit kurzem Kopfnicken: „Du mußt mit."

Und er mußte mit; ein vernichtendes Gefühl in seinem Innern sagte es ihm.

Und während sich die Jugend in ihm verzweiflungsvoll dagegen aufbäumte, daß er hinweg sollte aus dem Leben, dessen Schönheit ihm zum ersten Mal aufzudämmern begonnen hatte, war es wie ein tiefes, betäubendes Rauschen um ihn her, indem er sein eigenes Schicksal in einem großen, allgemeinen Schicksal wie im weiten Meere versinken sah.

Von dem Tage an, der auf diesen Tag folgte, nahmen die Dinge einen fieberhaft beschleunigten Gang.

Nicht im Hause von Fräulein Philippi allein, sondern in jedem Hause gab es nur noch einen Gegenstand des Gesprächs: der Krieg. Denn Jedermann weiß ja, was in Preußen ein Krieg für die preußischen Männer und Familien bedeutet.

Die Nachrichten überstürzten und überboten sich: Magdeburg wurde in Vertheidigungszustand gesetzt. Das



machte einen beklemmenden Eindruck, Magdeburg, das alte Bollwerk, für die Bewohner des alten kleinen Fabrikortes die Hauptstadt, mehr Hauptstadt beinah als Berlin. Es war, als fühlte man die Hand des Feindes bereits an der Kehle.

Dann kam eine Kunde aus Berlin: an dem Bismarck war ein Attentat verübt worden; man hatte auf ihn geschossen.

Der Bismarck — mit einem Schlage war der Name in aller Leute Mund; wie ein neuentdeckter Planet ging er auf.

Ein Wirbelsturm erfaßte alle Gemüther.

Und inmitten dieses hoch gehenden Lärms liefen still geschäftig die Postboten umher, Briefe in Händen, bedeutungsvolle, die sie in den Häusern abgaben, wo wehrpflichtige Männer wohnten, denen befohlen wurde, sich angesichts dieses bei ihren Truppentheilen zur Gestellung einzufinden.

Auch an der Hausthür von Fräulein Philippi rasselte die Glocke; ein Dienstschreiben aus Berlin flog in Minna's zitternde Hände. In dem Schreiben stand geschrieben, daß der Lieutenant außer Diensten Hugo von — — sich in Berlin bei einem der dortigen Regimenter zu melden hätte.

Mittags, als er von dem Direktor zurückkam, erhielt er den Brief; am Abend, als die Waidfrau bei ihm aufwartete, erfuhr sie, daß er morgen Abend abreisen mußte. Lautlos nahm sie die Mittheilung entgegen.

Wie in einer Betäubung war sie diese Tage dahin gegangen; jetzt kam dies, dieses Letzte, das sie hatte erwarten müssen und erwartet haben würde, wenn sie nicht

krampfhaft die Gedanken davor versperrt hätte. Eine dumpfe Kälte, die zunächst Alles, auch das Leidgefühl erstickte, lagerte sich in ihrem Hirn.

Schweigend vollzog sie ihre Verrichtungen, und so benommen war sie, daß sie heute, an dem Abend, da er zum letztenmale in dem Bette schlafen sollte, das sie für ihn bereitet, ihm „gute Nacht“ zu bieten vergaß.

In sich gekehrt ging sie nach Haus.

Wo sie an Menschen vorüberkam, hörte sie immer dasselbe Gespräch und immer dasselbe: der Krieg — der Bismarck.

Eine verzweiflungsvolle Wuth bemächtigte sich ihrer. Warum war solch ein Krieg? Wozu sollte er dienen? Warum war er nöthig? Warum ließ man die Menschen nicht still ihren friedlichen Hantirungen nachgehen? Wer waren die Leute, denen die Macht verliehen war, so gewaltsam in das Glück des Einzelnen einzubrechen?

Wahnsinn war solch ein Krieg, und die Menschen, die davon sprachen wie von einer nothwendigen Sache, Verrückte!

Sie wüthete gegen Alle und Alles, gegen die Weltordnung, gegen die Menschen, die sich so dumm einer sinnlosen Ordnung fügten, und beinahe auch gegen ihn, der ihr solchen Schmerz bereitete.

Er war doch heraus aus dem Militär; hätte er es denn nicht möglich machen können, daß er ganz heraus kam, daß er ruhig und vernünftig hier sitzen blieb bei seinen Büchern, während sich die Dummen da draußen niederschossen und erwürgten wie wilde Thiere?

Und als er ihr neulich gesagt hatte, daß, wenn es Krieg würde, er mit müßte, hatte er noch gescherzt und gelacht!

So willig gab er sich dem allgemeinen Wahnsinn hin? So wenig schmerzte ihn der Abschied?

Ihre Gedanken verirrten und verwickelten sich zu einem finsteren Knäuel, aus dem es keinen Ausweg, für das es keine Lösung gab.

Düsteren Blickes, ohne Wort und Laut, schnitt sie ihren Kindern das Abendbrot zurecht.

Dumpf und stumpf warf sie sich, als die Nacht gekommen war, in das Bett.

Und dann kam der letzte Tag.

Wenn man ihr damals, als sie so widerwilligen Herzens zum erstenmale zu ihm ging, gesagt hätte, daß sie wenige Wochen später ein noch viel schwereres Herz daher tragen würde, weil sie den Weg zum letztenmale ging!

Für den Nachmittag stand ihr eine traurige Arbeit bevor, seine Sachen in den Koffer zu packen zur Reise nach Berlin.

Die Frühstücksstunde würde die letzte sein, da sie noch einmal wie früher zusammen sein konnten.

Aber auch diese Stunde schien heute verloren.

Zwar blieb sie im Zimmer, während er wie gewöhnlich hinter seinem Tische saß, aber sie setzte sich nicht mehr auf ihren gewohnten Stuhl — sie konnte nicht. An das Fenster gelehnt, starrte sie wortlos hinaus. Und weil sie schwieg, schwieg auch er, und in drückendem Schweigen

ging die kurze Spanne Zeit dahin, die ihnen noch vergönnt war.

Endlich, als er merkte, daß sie heute alle die Handreichungen vergaß, an die er von ihr gewöhnt war, stand er auf, um selbst nach der Pfeife zu langen, die angelehnt an den Stuhl stand.

Als die Frau seine Bewegung gewahrte, warf sie den Kopf herum; wie ein Zucken ging es durch ihre Glieder; mit einem erstickten Laute kam sie ihm zuvor, stürzte sich auf die Pfeife und drückte sie ihm in die Hand. Dann griff sie zum Fidibus, und noch einmal, wie an dem ersten Tage, standen die beiden Menschen sich gegenüber.

„Waidfrau," sagte er leise, „ich habe mit Fräulein Philippi gesprochen; ich behalte die Wohnung vorläufig; Alles bleibt hier, wie es ist. Wenn der Krieg zu Ende ist, komme ich wieder und ziehe wieder ein."

Ihr gebeugtes Haupt richtete sich auf, langsam, wie das Haupt eines Menschen, der einem fern lockenden, kaum verständlichen Tone lauscht.

Wenn der Krieg zu Ende war — jetzt, da all' das Schreckliche begann, hatte sie noch gar nicht zu denken vermocht, daß es einstmals wieder vorüber sein würde. Und dann kam er wieder, dann, wie es gewesen war, würde Alles wieder sein.

Ihre Augen trafen in die seinen, mit einem sehnsüchtigen, einem lechzenden Blick: „Komm wieder!" Ihre Hände streckten sich unwillkürlich nach ihm aus.

Er ergriff ihre Hände — wie sie kalt waren, wie sie zitterten! Wie sie zitterten in der Qual, die ihre ganz

starke, gesunde Natur durchwühlte und übermannte. Wie sie ihn liebte! Und jetzt davon gehen zu müssen! Jetzt, in diesem Augenblick, da sein unerfahren kühles Herz zum erstenmal warm geworden war, zum erstenmal alle Kammern aufgethan hatte, weil die Liebe ihr heißes Gesicht hinein getaucht hatte und ihren glühenden, duftigen Hauch hinein geschickt hatte, jetzt die Thür zuwerfen, jetzt Alles hingeben zu müssen, was da an seiner Brust aufblühte in ungeahnter Fülle, Wärme und Herrlichkeit. Er versuchte zu lächeln — es gelang ihm nicht; nur ein Zucken des Gesichts wurde daraus.

Mit aller Gewalt mußte er sich halten, um nicht in Thränen auszubrechen.

„Nur das da nehme ich mit," sagte er, indem er mit den Augen auf das Buch deutete, das aufgeschlagen auf seinem Arbeitstische lag, den Homer. „Alles Uebrige bleibt, wie es ist. Ich habe Fräulein Philippi gesagt, daß Sie manchmal kommen würden, nach den Sachen zu sehen — werden Sie kommen?"

Hastig nickte sie — ob sie kommen würde — ob!

Er deutete auf die Pfeife.

„Die bleibt auch hier. Wenn ich wiederkomme, stopfen Sie sie mir wieder."

Er beugte sich tiefer, dicht an ihr Ohr:

„Und — ich sage es nur für alle Fälle — wenn ich nicht wiederkomme, gehört sie Ihnen."

Als er dies ausgesprochen hatte, riß sich ein Schrei von ihren Lippen; er fühlte sich von ihren Armen umfaßt.

Im nächsten Augenblick lagen ihre Gesichter an einander. Er küßte sie auf die Stirn, auf die Stelle, wo der weiße Fleck gewesen war, auf die Augen.

Dann aber kam von unten etwas Heißes, etwas Brennendes zu seinem Gesichte herauf, es war der Mund der Waidfrau, der nach seinem Munde suchte. In einem langen, weltvergessenen Kusse schlossen ihre Lippen sich auf einander.

„Jetzt muß ich mich anziehen," sagte er, nachdem sie sich aus den Armen gelassen, „um dem Herrn Direktor und den Lehrern Adieu zu sagen. Von dem Herrn Direktor werden Sie immer erfahren, wie es mit mir steht. Heut Nachmittag, mit dem Schnellzug, der von Magdeburg kommt, fahre ich ab. Wenn Sie die Sachen eingepackt haben, besorgen Sie mir Jemanden, der mir den Koffer auf den Bahnhof bringt. Sie selbst kommen nicht auf den Bahnhof hinaus."

Mit einem stumm flehenden Blick hob sie die Augen zu ihm auf. Er blieb fest.

„Hier, wo wir unter uns sind," fuhr er leise, beschwichtigend fort, „nehmen wir Abschied von einander — nicht da draußen, wo all' die Anderen es sehn."

Und so geschah es.

Am Nachmittag, eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges, als es schon dunkel in den Straßen draußen war, kam er in seine Wohnung zurück.

Absichtlich kam er so spät, weil er fühlte, daß der Abschied kurz sein mußte, wenn er ihm möglich werden sollte.

Die Waidfrau hatte die Lampe in seinem Zimmer angezündet; mitten im Zimmer stand sie selbst.

Ohne ein Wort zu sagen, wie von einem Sturmwind getrieben, fiel er über die Frau her, riß sie in seine Arme, an seine Brust und bedeckte ihr todtenbleiches Gesicht mit verzehrenden Küssen.

„Behüte Sie Gott, Waidfrau! Behüte Sie Gott, Waidfrau! Behüte Sie Gott, Waidfrau!“

Ein stammelndes Aechzen war Alles, was sie zu erwidern vermochte.

Er riß sich von ihr los, trat an die Kommode, zog das Schubfach auf, und aus dem Schubfache holte er ein Bild hervor, eine Photographie, auf der er als Offizier in der Uniform dargestellt war.

„So habe ich ausgesehen,“ sagte er, „bevor ich zu Ihnen kam; so werde ich jetzt wieder aussehn. Wenn ich wiederkomme, lasse ich mich in meinem jetzigen Rock photographiren“ — er drückte ihr das Bild in die Hand — „wenn nicht, so behalten Sie das als Andenken, damit Sie mich nicht ganz vergessen.“

Jetzt war sie es, die sich noch einmal an ihn drängte, in so verzweifelter Umarmung, als wollte sie ihn gewaltsam festhalten.

„Müssen Sie denn gehn? Müssen Sie wirklich gehn?“

„Ja, ja, ja, ich muß gehn“ — und sie fühlte, wie ihr Gesicht sich von seinen Thränen netzte.

„Grüßen Sie mir die Auguste, den Gustav und den Ferdinand!“ Er hielt die Thür in der Hand; er war hinaus.

Auf dem Flur standen Fräulein Philippi und mit dick verweinten Augen, die Minna.

Ein kurzer Händedruck mit Beiden — dann wandte er noch einmal das Haupt.

In der Thür des Zimmers war die Waidfrau erschienen.

Lautlos, indem er sie ansah, bewegten sich seine Lippen — er wußte, daß er sie zum letztenmale sah.

Eilenden Schrittes ging er dahin, dem Bahnhofe zu: die Zeit drängte. Darum hörte er den leisen Schritt nicht, der hinter ihm drein kam, darum sah er die Gestalt nicht, die huschend seiner Spur folgte.

Es war die Waidfrau.

Er hatte ihr verboten, auf dem Bahnhofe Abschied von ihm zu nehmen — sie wollte nicht mehr Abschied von ihm nehmen; er sollte sie nicht mehr sehen, nur sie noch einmal ihn!

Kaum daß sie am Bahnhofsgebäude angelangt war, vernahm sie das Rollen des Eisenbahnzuges, der von Magdeburg daher kam.

Er machte an der kleinen Station nur eine Minute Halt. Daß sie nur nicht zu spät kam!

Auf dem Bahnsteig, den einige wenige Laternen mit flackerndem Licht erhellten, erblickte sie einen einzigen Passagier — es war er.

Er drehte ihr den Rücken zu, er sah sie nicht mehr. Ein Schaffner riß eine Wagenthür für ihn auf; er stieg ein; die Thür fiel mit dumpfem Klappen zu, der Zug setzte sich in Bewegung — er war fort.

Sie hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand des Gebäudes gelehnt, als brauchte sie eine Stütze. Sie kam selten auf den Bahnhof, fast nie. Daher mochte es kommen, daß all' die Geräusche, die sie vernahm, ihr solchen schreckenden Eindruck machten.

Das Pfeifen der Lokomotive, das wie ein heulender Schrei die Luft durchschnitt; das Rasseln der Räder, das sich anhörte wie das holpernde Rollen eines Leichenwagens, und dann der Eisenbahnzug selbst, der sich im Dunkel verlor und ihn davon trug.

Sie blickte umher — keine Seele war auf dem verödeten Bahnsteig außer ihr.

Was wollte sie noch?

Sie richtete sich auf, um zur Stadt zurückzukehren. Zurück — und wohin?

Mechanisch bewegten sich ihre Füße, mechanisch trugen sie sie, nicht nach dem Sperlingswinkel, sondern nach dem Hause am Markt, wo er gewohnt hatte, zum Hause von Fräulein Philippi.

Als sie an den Fenstern seiner Stube vorüber kam, drang aus den Fenstern Licht.

Sie hatte, als sie fortging, vergessen, die Lampe auszulöschen; Fräulein Philippi und die Minna hatten auch nicht daran gedacht.

Auf der Straße draußen blieb sie einen Augenblick stehen und starrte auf die erhellten Fenster.

Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, Alles, was sie erlebt, wäre nur ein wüster Traum gewesen; wenn sie hinein käme, würde er am Tische sitzen, vor dem auf-

geschlagenen Buche, würde aufstehen, wenn er die Thür klappen hörte, ihr entgegen gehen und „Guten Abend Waidfrau“ sagen, „sind Sie wieder da?“

Aber es war kein Traum gewesen.

Als sie hineintrat in sein Zimmer, war Niemand drin, und das Zimmer war leer, leer und still — ja merkwürdig still.

Die Lampe stand auf dem Tische, inmitten des Zimmers, an der Stelle, wo immer sein Frühstück gestanden hatte; indem sie ihr Licht durch den schweigenden Raum schickte, sah es aus, als wäre es seine Seele, die sich noch einmal in der alten Stube umsah.

Auf dem Arbeitstische lagen seine Bücher.

Es war der Frau, als hätte jedes Buch Augen bekommen, und all' die Augen sahen sie an, lautlos, geheimnißvoll, gespenstisch.

Ohne Bewegung stand sie, und dachte an den Morgen, als sie zum ersten Male hier gestanden hatte, seine Bücher betrachtend und seine Sachen.

Da war auch die Pfeife, angelehnt an den Stuhl, wie er sie aus den Händen gelegt hatte.

Ob sie die Pfeife aufnehmen sollte?

Nein — wenn sie jetzt in das klagende Antlitz des kleinen Mädchens gesehen hätte!

Ob sie noch einmal in den Alkoven hinein sehen sollte? Zu welchem Zweck?

Dennoch that sie es, und indem sie die drei Schritte bis an die Glasthür machte, kam es ihr vor, als wären ihre Füße an den Boden gewachsen, so daß sie sie bei jedem Schritte losreißen müßte.

In dem dunklen Raume stand das zugedeckte Bett. Heute hatte sie es nicht mehr für ihn abgenommen, heute brauchte er ihre Hände nicht mehr; vielleicht würde er sie nie mehr brauchen, bald vielleicht bedurfte er überhaupt keines Bettes mehr.

Als dieser Gedanke ihr kam, schwoll ihr die Verzweiflung so würgend ans Herz, daß sie zu ersticken glaubte; sie griff mit den Händen um sich und mußte sich an der Glasthür anklammern.

Dann stürzt sie an das Bett, riß die Decken zurück; mit ganzem Leib warf sie sich darauf; in das Kopfkissen, auf dem sein Haupt gelegten hatte, wühlte sie das Gesicht, und das Kissen wurde naß von ihren strömenden, strömenden Thränen.

Es war spät, als die Waidmann das Haus verließ. Als sie die Hausthür hinter sich schloß, stieg ein Seufzer aus ihrer Brust, der lange Seufzer eines Menschen, der etwas dahin giebt, für immer.

Sie gab etwas dahin.

Einen Traum hatte sie geträumt, und der Traum war zu Ende.

„Wenn der Krieg vorbei ist, komme ich wieder" — er würde nicht wieder kommen, sie glaubte nicht daran. Ein Märchen wäre es gewesen, ein Wunder, wenn er wieder kehrte, und das harte Leben hatte sie belehrt, daß es auf der Erde Märchen und Wunder nicht giebt, nur Wirklichkeit — und die Wirklichkeit ist hart.

Der Frühling, der so stürmisch den Winter hinaus gefegt, hatte sich, fast ohne Uebergang, in heißen Sommer verwandelt.

Eine erstickende Schwüle lag auf den Menschen, den Leibern und den Gemüthern.

Man hörte nichts.

Man hatte erwartet, daß der Kampf sogleich mit Donnergetöse losbrechen würde — und nun blieb Alles still. An der Grenze des Landes standen die preußischen Armeen aufmarschirt und rückten und rührten sich nicht. Würde der furchtbare Benedek also doch vielleicht ins Land kommen?

Man wußte, daß der feindliche Heerführer so hieß. Wenn man den Namen hörte, gruselte es einen; er hatte einen so fremdartigen Klang, einen so wilden.

Unwillkürlich stieg den Magdeburger Leuten die alte Erinnerung auf an den furchtbaren Namen von einstmals, an Tzerklas Tilly.

Dann mit einem Schlage veränderte sich Alles. Die preußischen Heerscharen waren losgebrochen über die Grenzen von Sachsen, Böhmen und Mähren.

Und nun kam Nachricht über Nachricht; schneller fast, als man lesen konnte, folgten sich die Thaten.

Gefecht auf Gefecht; jedes ein Sieg; jedes ein Schritt vorwärts.

Man las sich die neuesten Botschaften gegenseitig von den Lippen, riß sich die Zeitungen aus der Hand. Ein Sturmwind durchbrauste alle Seelen.

Und das vierte Armeekorps, zu dem die Magdeburger Regimenter gehörten, war auch schon im Feuer gewesen.

Schweigend ging die Waidfrau zwischen den erregten Menschen umher.

Sie fragte nicht, wer da siegte und besiegt wurde; ihr einziger Gedanke, wenn sie die lastende Hitze fühlte, war, wie es ihm ergehen mochte bei dieser sengenden Gluth. Und von ihm hörte sie nichts und erfuhr sie nichts. Zeitungen las sie nicht. Wenn sie die Menschen hörte, waren es immer nur die Magdeburger Regimenter, von denen man sprach; zu denen aber gehörte er ja nicht. Eine endlose Weite lag zwischen ihm und ihr.

So kam der Juli, und als die ersten Tage des Juli ins Land gegangen war, kam eine Nachricht, die alle bisherigen verschlang wie ein Walfisch, der kleine Fische verschlingt: eine Schlacht war gewesen, eine ungeheure, ein ungeheurer Sieg!

Tief drunten in Böhmen; Königgrätz, so hieß der Ort; das ganze preußische Heer hatte gefochten, aber am heldenmüthigsten von Allen das vierte Armeekorps, die Magdeburger Regimenter. So stand es in den Zeitungen, in allen.

Das Regiment war auch genannt, das sich am herrlichsten hervorgethan, das 27te, das im Walde von Swip Wunderthaten geleistet hatte!

Ein Jubel erhob sich in der alten, kleinen Stadt; bei den Siebenundzwanzigern standen ja eine Menge von den Söhnen der Stadt! Und das waren Helden geworden mit einem Male.

Spät am Abend kam die Nachricht an. Niemand dachte daran, zu Bette zu gehen.

Alle Thüren waren offen, alle Bierhäuser und Wirthshäuser.

Die kleine norddeutsche Stadt verwandelte sich in eine italienische, weil die Einwohner in den Straßen umher wandelten, statt in die Häuser zu gehen.

So gewaltig war der Lärm, daß er bis zu den letzten Häusern in den Sperlingswinkel drang.

Die Waidfrau nahm keine Notiz davon, wohl aber ihre Kinder.

Die Auguste und der Gustav, die eben zu Bett hatten gehen sollen, faßten sich an den Händen und liefen in die Stadt, um zu erfahren, was es gab; nach einer Stunde erst kamen sie zurück; sie hatten den Ausflug ausgedehnt so weit sie konnten, sich in allen Straßen herumgetrieben. Als sie zurück kamen, fanden sie die Mutter auf der Bank vor der Hausthür sitzend.

Schlafen konnte sie ja doch nicht — was also sollte sie in der dumpfen Kammer?

„Mutter — Mutter“ — die Auguste war es, die mit fliegendem Athem berichtete.

Eine furchtbare Schlacht hatten die Preußen gewonnen. Alle preußischen Soldaten waren dabei gewesen. Furchtbar Viele wären todt oder verwundet. Aber der Benedek wäre auch todt; Einige hatten freilich gesagt, er wäre nur entflohen. Und dann hatten wieder welche gesagt, jetzt könnte es nicht mehr lange dauern, jetzt würde der Krieg nächstens zu Ende sein.

Ohne mit einem Worte zu unterbrechen, hatte die Waidfrau zugehört.

Von Allem, was das Mädchen erzählte, hatte sie eigentlich nur ein Wort gehört: Alle waren dabei ge-

wesen. Also auch er — ergänzten ihre stummen Gedanken. „Die aus Potsdam und Berlin“ — fragte sie nach einiger Zeit, „die von der Garde, sind die auch dabei gewesen?“ Ihre Stimme klang heiser, indem sie so fragte.

Ja — die waren auch dabei gewesen.

Die Auguste hatte ausdrücklich gefragt, denn sie hatte ja natürlich auch gleich an ihn gedacht.

Viel später erst als die Magdeburger wären sie in die Schlacht gekommen, aber dann hätte es gleich eine Masse Todte und Verwundete gegeben. Sogar ein General von der Garde wäre todtgeschossen worden.

„Ein General — hat man auch von Anderen gehört.“

„Nein — von Anderen hatte man noch nichts gehört.“

Die Waidfrau nickte stumm.

Natürlich — von Generälen wurde gesprochen, von den Großen — wer fragte nach den Kleinen und Armen, denen es doch ebenso wehe that? Und zu den Kleinen und Armen gehörte doch auch er.

„Geht nur jetzt zu Bett, Kinder“ — und während die Auguste und der Gustav ins Haus gingen, blieb sie auf der Bank draußen sitzen, in der tiefen Stille, die sie umgab.

Aus den Kornfeldern ertönte das Zirpen der Grillen, von einem fernen Weiher her das Quaken der Frösche; am tiefen nächtlichen Sommerhimmel glühten die Sterne. Welcher Frieden rings umher!

Und unterdessen war da irgendwo, in weiter Ferne, in Böhmen, eine Gegend, wo sie jetzt mit Fackeln umher suchten, die Verwundeten aufzufinden und aufzupacken auf

die Wagen, die rollend hinter ihnen drein gekommen waren; wo jetzt Aechzen war und Stöhnen und jedes schreckliche Geräusch, das Menschenohren erschüttert und Menschenherzen zerreißt.

Ihre Hände falteten sich im Schoße; mit dem Rücken lehnte sie sich an die Hauswand zurück; sie blickte zu den Sternen auf.

War er vielleicht jetzt schon da oben?

Sie hatte niemals viel darüber nachgedacht, ob es ein Leben nach dem Tode geben könnte.

Der harte Kampf um das Erdenleben ließ ihr dazu keine Zeit. Aber wenn es so etwas gab, dann konnte es nicht anders sein, als daß sich die Seele der Verstorbenen hinauf schwang in die geheimnißvolle Herrlichkeit, aus der die Sterne hernieder blickten. Ob er den Weg schon gegangen war? Schon über der Erde dahinschwebte, verwandelt in ein neues, wunderbares Wesen, er, der noch vor wenig Wochen vor ihr gesessen hatte, an seinem Frühstückstisch, plaudernd und scherzend, ein Mensch wie sie, der nicht ans Sterben dachte, dem sie die Pfeife gestopft und angezündet hatte? Oder ob es vielleicht doch noch zu früh zu solchen Gedanken war? Ob es vielleicht noch besser war, zu warten, bis daß bestimmte Nachricht kam? Freilich — was blieb ihr anders übrig, als zu warten? Nachricht mußte ja kommen. Der Direktor sollte ja Alles erfahren. Also warten.

Mit einem Seufzer stand sie auf und ging ins Haus. Aber während sie bisher jeden Tag beinah in das Haus von Fräulein Philippi gekommen war, nach seinen Sachen

zu sehen, Staub abzuwischen und Alles zurecht zu legen, als müßte er morgen wiederkommen, blieb sie von jetzt ab fort. Sie getraute sich nicht mehr dahin.

Ganz sicher, wenn sie in die Hausthür einträte, würde sie die Minna mit verweinten Augen vorfinden; Fräulein Philippi würde ihr entgegenkommen — „ach Gott, Frau Waidmann, wissen Sie's denn schon —?“ nur das nicht! das nicht! Nur die Nachricht nicht herausfordern! Lieber sich hier draußen in dem stillen Sperlingswinkel vor dem Unglück verstecken!

Also blieb sie draußen; kaum daß sie einmal in die Stadt ging.

Und so, an einem Nachmittag, saß sie wieder, wie sie jetzt alle Tage that, vor ihrer Hausthür, als sie Jemanden von der Stadt des Weges daher kommen sah, Jemanden, den sie kannte, die Minna.

Als sie das Mädchen erkannte, stand sie kerzengerade auf, weil sie ein Gefühl hätte, als stände ihr das Herz still. Dann mit einem Schritt, bevor Jene sie noch gesehen hatte, war sie ins Haus hinein verschwunden, als entfliehe sie, als wollte sie sich verstecken.

Aber wohin sollte sie entfliehen?

Einen Augenblick darauf stand die Minna in der Küche vor der Waidmann, die mit gesenktem Haupt, die Hände in einander gekrampft, am Küchenherde saß.

Sie hob das Haupt nicht empor, wollte das Mädchen nicht ansehen — wenn sie ihm ins Gesicht gesehen hätte — dann —

„Frau Waidmann,“ fing die Minna an, „ob Sie nicht

einmal kommen möchten, läßt Fräulein Philippi fragen; seine Sachen müßten doch abgeschickt werden — um Gotteswillen —" unterbrach sie sich — „Frau Waidmann, was ist Ihnen denn?"

Sie hatte gesehen, wie ein Zucken den Leib der Frau erfaßt hatte, furchtbar, wie ein Schüttelkrampf.

Jetzt richtete sie das Gesicht auf.

Das Gesicht war verzerrt, der Mund stand halb offen, die Augen quollen aus dem Kopf.

„Ist der — Direktor dagewesen?"

Sie würgte es hervor.

„Ja — wußten Sie's noch nicht?"

„Er — ja natürlich — ja —"

Sie wollte aufstehen, aber sie knickte auf den Sitz zurück.

„Ist ja gut — werde schon kommen" — ungeduldig nickte sie dem Mädchen zu, das mit glotzenden Augen vor ihr stand. „Geh'n Sie nur — geh'n Sie nur."

Die Minna ging, und eine windende, stöhnende Gestalt blieb auf dem Stuhle am Küchenherde sitzen.

Keine Ohnmacht befreite sie, auf Augenblicke wenigstens, von dem furchtbaren Bewußtsein; kein Klageschrei erlöste die zusammengepreßten Lippen, keine Thräne floß; nur das Herz da drinnen im Leibe stieß und stieß, als wollte es sie todtschlagen.

An diesem Tage, als es dunkelte, wurde die Klingel an der Wohnung des Direktors gezogen.

Eine unbekannte Frau, anscheinend eine Arbeiterin, wünschte den Herrn Direktor zu sprechen. Er trat auf den Flur hinaus.

„Sie werden entschuldigen, Herr Direktor, der — Herr — der bei Fräulein Philippi gewohnt hat —“

Ein Schatten ging über das Gesicht des Direktors. Dann richtete er den fragenden Blick auf die Frau.

„Ich — habe bei ihm aufgewartet.“

Er seufzte.

„Ja, Sie haben wohl schon gehört, daß er bei Königgrätz gefallen ist?“

Die Frau stand mit gesenktem Haupt, rückte und rührte sich nicht.

Der Direktor wußte nicht recht, was sie noch wollte.

„Haben Sie vielleicht noch etwas von ihm zu bekommen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Darum war's nicht, daß ich kam — ich wollte nur fragen“ — dann wandte sie sich, um die Treppe hinunter zu gehen.

Was hatte sie fragen wollen? Es war nicht ganz leicht, aus ihr klug zu werden.

Auf den Stufen blieb sie noch einmal stehen, ohne das Haupt zu erheben.

„Wo sie ihn — hingebracht haben mögen — das — weiß man nicht?“

Dem Direktor ging eine Ahnung auf, was die Frau hergetrieben hatte.

Er ging ihr nach.

„Arme Frau, Sie grämen sich um ihn.“

Er wollte ihr die Hand reichen; sie sah es nicht oder wollte es nicht sehen.

Er hatte von ihr gedacht, daß sie um Geldes wegen gekommen sei — mitten in allem Leid richtete sich der trotzige Stolz der armen Frau in ihr auf.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er weiter, „wo sie ihn hingebracht haben? Die Gefallenen bleiben eben, wo sie sind. Die — ja nun — die begräbt man.“

Hatte sie mit dem Kopfe genickt?

Fast sah es so aus; aber in dem grauen Zwielicht, das den Treppenflur erfüllte, war es nicht mehr genau zu erkennen.

„In — Böhmen —“ sagte sie mit schleppendem Ton.

„Ja, bei Königgrätz in Böhmen,“ versetzte der Direktor.

Sie wandte sich ab; nicht „Danke“ sagte sie und nicht „Adieu“.

Mit leisen, beinahe unhörbaren Schritten stieg sie die Treppe herunter.

Der Direktor sah ihr nach; wie ein Schatten verschwand sie vor seinen Augen.

Und mit denselben leisen, fast unhörbaren Schritten, die Augen zur Erde gesenkt, ging sie über die Straße, einem Ziele zu, einem Ziele —

Auf dem Flur von Fränlein Philippi's Haus war es schon beinahe finster, als die Klingel rasselte und eine dunkle Gestalt eintrat.

„Wer ist denn gekommen?“ fragte Fräulein Philippi, als sie einen Augenblick darauf aus ihrem Zimmer blickte.

„Die Waidmann,“ berichtete Minna. „Sie ist noch einmal in sein Zimmer gegangen.“

Sie war noch einmal in sein Zimmer gegangen; den

alten Weg, durch den Alkoven, zu dem sie den Schlüssel immer noch und unablässig in der Tasche trug.

Hinter sich hatte sie die Thür abgeschlossen, und dann begann sie eine seltsame, still geschäftige Thätigkeit.

Die Lampe, die auf der Kommode stand, zündete sie an; dann setzte sie die Lampe auf den Tisch, der mitten im Zimmer vor dem Sopha stand.

Alsdann ließ sie die Vorhänge vor den Fenstern herab, nahm die Pfeife in beide Hände und setzte sich, die Pfeife zwischen die Kniee gedrückt, auf ihren Stuhl am Fenster. Lautlos geschah das Alles und lautlos, regungslos saß sie jetzt, hinüber blickend zu dem Sopha, zu der Stelle, wo er gesessen, immerfort — immerfort.

Dort hatte er gesessen — hier hatte sie gesessen. Dort würde er nun nicht mehr sitzen, und hier saß auch sie zum letzten Male.

Ihre Augen glitten über den Fußboden.

Dort hatte er gestanden, als er sie zum ersten Male „Waidfrau" genannt hatte, und da, als er zum ersten Male von „unserer Auguste" gesprochen hatte. Das Alles sah sie jetzt noch einmal, das Alles würde sie nun nie wieder sehen.

Sie nahm Abschied von dem Zimmer, Abschied von ihm — es war ihr, als nähme sie Abschied von sich selbst.

Dann wieder vom Fußboden gingen ihre starren, trockenen Augen zu dem Sopha zurück. War er nicht da? Wirklich nicht da?

Ein Gedicht fiel ihr ein, das sie als Kind in der Schule auswendig gelernt hatte. „Lenore fuhr ums Morgenroth",

so fing es an. Dann war von einem todten Soldaten erzählt, der aus Böhmen geritten kam in der Nacht, seine Liebste mit sich zu nehmen über Stock und Stein, ins ferne, ferne Grab.

„Er war mit König Friedrich's Macht gezogen in die Prager Schlacht und hatte nicht geschrieben, ob er gesund geblieben."

Das hatte sie noch behalten.

War das Alles nur Fabel, was in dem alten Gedicht erzählt war? Konnte so etwas in Wirklichkeit nicht geschehen? Gar nicht geschehen? War keine Möglichkeit, daß da drüben auf dem Sopha etwas erschien wie ein Schatten, wie ein nickendes, winkendes, lächelndes Haupt? Keine Möglichkeit, daß über den Tod hinweg eine Stimme an seine Seele rührte: „Sieh' Dich doch einmal um, nach Deiner alten Stube; da sitzt Jemand, der in Schmerzen Deiner gedenkt; da sitzt die Waidfrau, der das Herz im Leibe um Deinetwegen bricht."

Sie lauschte, sie blickte, sie starrte — nichts regte sich — Alles blieb stumm — und das Menschenleid überkam sie, das ewige, daß dem Menschen keine Gewißheit in solcher Stunde gegeben ist als nur die eine, der tödtliche Schmerz um den Verlust.

Endlich, als sie Stimmen und Schritte auf dem Flur hörte und merkte, daß man die Hausthür draußen zuschließen wollte, stand sie auf. Sie setzte die Pfeife aus den Händen.

Er hatte gesagt, daß sie ihr gehören sollte, wenn er nicht wieder käme; sie wollte sie nicht haben. Nein. Immer

wieder, wenn sie in das klagende Gesicht des kleinen Mädchens blickte, würde sie krank werden, das fühlte sie, und sie hatte drei Kinder zu ernähren, durfte nicht krank werden, hatte keine Zeit dazu.

Noch einen letzten, langen, das ganze Zimmer umfangenden Blick — dann stellte sie die Lampe wieder auf die Kommode, löschte sie aus und ging hinaus.

Auf dem Flur standen Fräulein Philippi und ihr Mädchen.

Sie holte den Schlüssel zur Alkoventhür hervor und gab ihn der alten Dame zurück. Dann mit kurzem „Adieu" verließ sie das Haus.

Nun hatte sie nichts mehr, was von ihm herkam, an ihn erinnerte, nichts mehr als sein Bild.

Das hatte er selbst ihr in die Hand gedrückt, das wollte sie behalten.

Eines Tages, nachdem sie es bis dahin in der Tasche ihres Kleides bei sich getragen, nagelte sie es über ihrem Bette an die Wand.

Die Auguste hatte ja erkannt, wen das Bild darstellte; aber sie verstand sich auf das Gesicht der Mutter, wußte, daß sie nichts sagen sollte, und sagte kein Wort. Manchmal wohl holte sie das alte Osterei hervor, das er ihr geschenkt hatte, um damit zu spielen, aber sie that es mit Vorsicht, immer nur, wenn die Mutter es nicht sah. Der reifende Instinkt des Weibes sagte ihr, daß im Herzen der Mutter eine Stelle war, an die nicht gerührt werden durfte, niemals.

Und also haftete das stumme Bild an der Wand da draußen, in der armen Stube, im Sperlingswinkel, und Niemand sprach von ihm, Niemand nannte seinen Namen.

Nach Jahren erst, der Müller Hügelbach, als er die Waidmann abholte, daß sie Frau Hügelbach wurde, war der Erste, der danach fragte, wen das Bild darstellte.

Nach Jahren — so lange hatte sie gebraucht, bis sie mit dem fertig wurde, was diese Zeit ihr gebracht, und was sie an jenem letzten Abend in seinem Zimmer erlebt hatte.



Das Orakel.



Wenn man Nachts nicht schlafen kann — —

Wären die Menschen oder wenigstens einige von ihnen, schon einmal auf den Gedanken gekommen, am Morgen, wenn sie nach einer schlaflosen Nacht aufstehen, alles das niederzuschreiben, was ihnen durch Kopf und Herz gegangen ist, während sie schlummerlos gelegen — welch eine Fülle merkwürdiger Erlebnisse würden wir kennen lernen, welch eine zweite Welt.

Denn für uns vom Sonnenlicht abhängige Geschöpfe ist und bleibt die Nacht eine andere Welt, und wenn uns der Schlaf nicht zu Hilfe kommt und unter seinem Mantel geborgen, uns hindurchführt durch die Schluchten der Finsterniß, ist es eine Welt des Schreckens.

Die Vernunft, die unseren Tag regiert, verliert ihre Macht; elementare Gewalten, gegen die wir uns vergeblich sträuben, gewinnen die Oberhand; alle Gefühle nehmen kolossale Gestalt an, sie unterjochen und erschlagen uns. Und neben dieser krankhaften Steigerung unseres Empfindungslebens stehen Fähigkeiten in uns auf, von denen

wir bei Tage, wenn uns die Aufgaben des Lebens in Anspruch nehmen, nichts wissen noch ahnen.

Unsere Phantasie, unheimlich stark wie die Phantasie des Traumes, und doch ohne die süße Selbstvergessenheit des wirklichen Traumes, überspringt Jahre und Jahrzehnte, rafft unser ganzes Leben zusammen und schleppt es an uns vorbei.

Wir erinnern uns.

Aber nicht denkend wie am Tage, sondern sehend, fühlend, schmeckend, riechend, mit allen Organen und allen Sinnen, wie begabt mit dem zweiten Gesicht. Wir leben das Erlebte noch einmal.

Gesichter, die wir längst vergessen, sind plötzlich greifbar wieder da; Stimmen, die wir einmal, als wir Kinder waren, gehört und seitdem nie wieder, sprechen zu uns mit so bekanntem Klange, als hätten sie gestern zum letztenmale gesprochen.

Und ein solches Gesicht war es, das neulich in einer solchen Nacht plötzlich aus der Vergangenheit wieder vor mir emportauchte, eine solche Stimme, die wieder zu mir sprach.

Das Gesicht gehörte einem Jungen an, einem dicken, fetten, wie man zu sagen pflegt, kugelrunden kleinen Jungen, mit dem ich ein viertel Jahr lang in Halle auf dem Pädagogium als Schüler zusammen war.

Ganz deutlich sah ich ihn wieder, in seinem Jäckchen von grünem Tuch, in seiner Weste, die immer in die Höhe gerutscht war, seinen grauen Hosen, die immer



etwas zu kurz waren, mit seinem großen runden Kopf, der immer etwas vornüber hing und auf dem er eine Wolkenschiebermütze von dunkelblauem Stoff trug.

Knaben, die so aussehen, haben unter ihren Mitschülern meistens einen schweren Stand, sie werden gehänselt und geneckt. Es müßte denn sein, daß sie sich durch besondere Fähigkeiten auszeichneten, oder durch Körperkräfte in Respekt zu setzen wüßten.

Beides aber war bei dem kleinen Dicken nicht der Fall.

Er gehörte durchaus zu den Mittelgewächsen der Menschheit; vielleicht stand er sogar noch etwas darunter.

In der Klasse war er kein Licht, nicht gerade faul, aber immer träumerisch und verschwommen; außerhalb der Klasse war er kein Held, weichlich, beinah furchtsam, verschlossen, mit einem Worte, wie man in der Schuljungensprache sagt „schlapp".

Das zeigte sich besonders beim Turnunterricht, der im Pädagogium mit Eifer betrieben wurde.

Gleich nach den ersten Probeleistungen war der kleine Dicke in die unterste Turnriege gesteckt worden, in der sich die Kleinsten und Schwächsten befanden, und auch in der war er so ziemlich der Letzte.

Ein allgemeines Halloh erhob sich, wenn „Mops" — das war der Spitzname, mit dem er am ersten Tage seines Eintrittes getauft worden war — am Klettertau emporklimmen sollte.

Ampelnd und strampelnd mit Händen und Füßen,

arbeitete sich der unbehilfliche kleine Körper ein paar Fuß in die Höhe, dann machte er keuchend halt, und wie ein Fisch, der nach Luft schnappt, hing er droben fest, bis daß ein ärgerliches: „Na, komm nur wieder runter", ihm das Zeichen gab, daß er herabrutschen durfte. Einige Hiebe mit dem Tauende über das Hinterkastell, das wie ein rundes Polster unter der grünen Jacke hervorkam, schlossen regelmäßig den verunglückten Kletterversuch ab.

„Ein Muttersöhnchen" — das war das allgemeine Urtheil über ihn, denn mit der ganzen Grausamkeit, mit der Schuljungen den Schwächen ihrer Kameraden nachzuspüren pflegen, hatte man sehr bald herausbekommen, daß er zum erstenmal aus dem Elternhause war und daß er Heimweh hatte.

Heimweh! Im Stillen hatten es wohl die Meisten, die da im Pädagogium saßen, vielleicht Alle; aber wer wird denn so etwas zeigen! Solche Schlappheit!

Auf der Stube, auf der er untergebracht war, saß er immerfort an seinem Tisch.

Arbeitete er?

Nein, er schrieb Briefe. Immerfort mit großen ungelenken Buchstaben Briefe und immerfort an die Mutter zu Hause.

Mit Gewalt beinahe mußte ihm der Stubenälteste das Papier fortnehmen und ihn hinaustreiben, daß er den vorgeschriebenen Nachmittagsspaziergang im Garten der Anstalt machte.



Und dann kam eine Entdeckung, die Allem die Krone aufsetzte: Nach den großen Sommerferien war er ins Pädagogium eingetreten; zu Weihnachten stand ihm zum erstenmal die Gelegenheit bevor, daß er wieder zu den Eltern nach Haus kommen würde.

Man entdeckte, daß er sich einen Kalender gemacht hatte.

Soviel Tage, als noch bis zum Beginn der Weihnachtsferien waren, soviel senkrechte Striche hatte er auf einen Bogen Papier gesetzt. Jeden Abend strich er eine der senkrechten Linien mit einer wagerechten durch — wieder ein Tag weniger.

Und vom Morgen bis zum Abend gab es für ihn nur einen Gedanken, daß er heut Abend wieder einen Tag ausstreichen würde.

Als das bekannt wurde, ging es wie der Teufel über den armen Kerl her:

„Mops, wie steht's mit dem Kalender?" „Mops, wieviel Tage sind's noch bis Weihnachten?" „Mops, der Direktor hat gesagt, Du darfst zu Weihnachten nicht nach Haus."

Jedesmal, wenn der Junge dieses Letztere hörte, wurde er leichenblaß, obschon er wußte, daß es nur ein schlechter Spaß war. Das verursachte dann jedesmal ungeheure Heiterkeit; er war doch zu dumm, der Mops! Auf Alles biß er an!

Inzwischen war es Winter geworden, November, und kalt.

Der Turn-Unterricht fand jetzt in der geschlossenen Halle statt; der Platz, wo zur Sommerszeit im Freien geturnt wurde, lag einsam und verödet.

An einem Nachmittag, als wir Haus-Scholaren — so benannten die Insassen der Anstalt sich — in Winterüberzieher eingeknöpft, unseren gewohnten Spaziergang im Garten machten, bemerkte ich, daß sich an der Mauer, die den Turnplatz vom Garten abschloß, eine Ansammlung bildete. Mehrere Scholaren standen dort, die lachend Andere heranwinkten.

Mit meinen Spaziergangsgefährten trat ich hinzu. Man bedeutete uns, leise zu sein. „Mops turnt," hieß es mit unterdrücktem Kichern. Er sollte nicht merken, daß er beobachtet wurde.

„Mops turnt?"

Wir blickten über die Mauer, die nur einige Fuß hoch war, auf den Turnplatz hinunter, der etwas vertieft lag — wahrhaftig.

Auf dem Platz, wo die Klettergerüste, die Barren und Recke verlassen standen, die Hände in den Taschen seines Ueberziehers, ging der Junge mutterseelenallein hin und her.

Er schien über irgend etwas nachzudenken. Sein dicker Kopf hing noch weiter vornüber als gewöhnlich. Dabei hielt er die Augen fortwährend auf den Schwebebaum gerichtet, der inmitten des Raumes stand.

Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein; er kletterte auf den Schwebebaum hinauf, so un-

geschickt, daß er beinah im nämlichen Augenblick nach der andern Seite wieder hinuntergepurzelt wäre.

Nur energische, stumme Winke der Aufpasser dort oben verhinderten, daß schon jetzt ein lautes Gejohle ausbrach.

Was in aller Welt machte der komische Kerl? Er überlegte offenbar, ob es ihm gelingen würde, auf dem Schwebebaum entlang zu gehen. Aber warum? Zu welchem Zweck? Zum Zeitvertreib? Oder, um sich zu üben? Das sah ihm nicht ähnlich.

Jetzt ging ihm, wie es schien, abermals ein Gedanke auf. Mit dem Ueberzieher am Leibe, würde er sein Vorhaben nicht zu Ende bringen.

Noch einmal kletterte er herab, und trotz der Kälte zog er seinen Flausch aus und legte ihn über das hintere Ende des Schwebebaumes.

Man sah ihm an, wie er fror; seine Hände waren ganz blau, die Finger daran sahen aus wie kleine Mohrrüben.

Und jetzt — was wurde das?

Vorsichtig blickte er um, ob auch Niemand ihn sähe — alle Köpfe hinter der Mauer duckten sich und verschwanden, er sah Niemanden.

Und jetzt legte er die verfrorenen kleinen Hände gefaltet ineinander, als wenn er betete.

Er betete, daß es ihm gelingen möchte, den Schwebebaum bis ans Ende hinunterzugehen?

Darum betete er?

Hinter der Mauer oben entstand ein geradezu krampfhaftes Prusten und Schlucken — das rasende Gelächter wollte sich kaum noch bändigen lassen.

Endlich war er auch damit fertig.

Zum zweitenmal stieg er auf den Baum hinauf und nun, beide Arme weit vom Leibe gestreckt, um sich im Gleichgewicht zu halten, mit einem Gesicht, als stände Leben oder Tod auf dem Spiel, trat er seine Wanderung an.

Anfangs, so lange er den dickeren Theil des Mastbaumes unter den Füßen hatte, ging die Sache leidlich gut. Bedenklich wurde sein Schwanken, je mehr der Baum sich verdünnte.

Trotzdem wäre er vielleicht glücklich bis an das Ende gelangt, wenn die Bosheit seiner Mitschüler es zugelassen hätte. Denn plötzlich fuhren jetzt die Köpfe hinter der Mauer empor und es erhob sich ein johlendes Geschrei: „Mops, Du fällst runter! Mops, Du fällst runter!"

Man sah, wie der Junge erschrak.

Aber noch gab er die Sache nicht verloren. Wie verzweifelt biß er die Zähne aufeinander und setzte seinen Gang fort.

Nun aber kam es in Sprüngen über die Mauer; ein ganzes Rudel.

Der eine von den Buben packte mit beiden Händen das letzte schwankende Ende des Schwebebaumes und fing an, es nach rechts und links zu schütteln. Der kleine Kerl konnte sich nicht mehr halten.



„Nein!“ schrie er mit gellender Stimme. Aber der Andere schüttelte weiter.

Im nächsten Augenblick war der arme Mops vom Schwebebaum herunter.

Ein brüllendes Gelächter erhob sich; gleich darauf aber ein zorniges Geschrei.

Mops, der sonst keiner Seele etwas zu Leide that und sich bei Prügeleien wie eine Schnecke ins Schneckenhaus zurückzog, war wie ein Wüthender auf den Bengel losgefahren, der ihn zu Fall gebracht, und hatte mit beiden Fäusten auf ihn losgeschlagen.

Natürlich blieb dieser die Antwort nicht schuldig; Andere halfen mit; denn eine solche Frechheit von dem Mops war ja unerhört.

Und wenige Augenblicke darauf lag der arme kleine Kerl, beide Arme über den Schwebebaum gebreitet, das Gesicht in die Arme gedrückt, weinend wie ein Verzweifelnder.

Die Wolkenschiebermütze war ihm vom Kopf gefallen — in aller Kälte war er noch immer ohne seinen Ueberzieher, er schien es gar nicht zu bemerken.

Endlich legten die Aelteren sich ins Mittel. Sie jagten die Quälgeister, die immer noch höhnend um ihn herumstanden, zur Seite, sie versuchten, ihm gut zuzureden, ihn aufzurichten — Alles blieb vergeblich. Ein dumpfes Schluchzen, ein trostloses Kopfschütteln war seine einzige Antwort.

Das ging so fort, bis endlich der Hebdomadar erschien. In jeder Woche führte nämlich ein Lehrer der Anstalt die Aufsicht über die Zöglinge während der Arbeit und Freistunden, und weil wir eine höchst gelehrte Gesellschaft im Pädagogium waren, so wurde dieser Lehrer nach griechischer Bezeichnungsart der Hebdomadar genannt.

In dieser Woche nun war es der alte Professor Daniel, dem die Aufsicht oblag — ein großer, dicker, unendlich gütiger, wohlwollender Mann.

Der Lärm und das Geschrei hatten ihn aufmerksam gemacht, als er in dem entfernteren Theile des Gartens für sich hinspazierte, und so kam er denn nun so rasch als er seinen schweren Körper zu tragen vermochte, auf den Turnplatz zu uns heran.

Ohne lange zu fragen, trat er sogleich zu dem Jungen, der noch immer über den Schwebebaum gebeugt lag; mit seiner breiten, fleischigen Hand liebkoste er ihm den Kopf und das verwirrte Haar.

„Na, Möpschen? Na, Möpschen? Was hat man Dir denn gethan?"

Als der Kleine die freundliche Stimme des alten Lehrers vernahm, richtete er sich langsam auf. Das Gesicht aber behielt er zur Erde gesenkt. Es war ganz roth verweint; und das Schlucken und Schluchzen wollte nicht aufhören.

„Gebt ihm doch seinen Ueberzieher wieder an," gebot der alte Daniel. „Warum hast Du ihn denn ausgezogen? Bei der Kälte?" forschte er, zu dem Knaben niedergebeugt.



Möpschen blieb stumm.

„Er ist auf dem Schwebebaum entlang gelaufen,“ antworteten zwei, drei von den Anderen an seiner Statt.

„Euch habe ich ja nicht gefragt,“ versetzte der Lehrer. „Möpschen soll's mir sagen; warum bist Du denn auf den Schwebebaum gestiegen? Willst Du es mir nicht sagen?“

Er wollte schon, man sah es ihm an.

Aber er konnte nicht. Es war, als wenn eine unaussprechliche Scham ihn niederdrückte und zu sprechen verhinderte.

Aus der Tasche seines Ueberziehers, den wir ihm wieder angezogen hatten, holte er sein kleines weißes Taschentuch hervor, damit wischte er sich die Thränen aus den Augen und den Sand vom Gesicht, der vom Schwebebaum daran kleben geblieben war.

Der alte Daniel verlor nicht die Geduld. Er hatte ein gutes und kluges Herz; er mochte ahnen, daß in der kleinen Seele dort die heilige Keuschheit eines großen Leides war, das sich vor rohen, neugierigen Augen zu verbergen strebte.

„Willst Du's mir nicht sagen, Möpschen? Mir kannst Du's doch sagen.“

Er hatte sich auf den unteren Theil des Schwebebaumes gesetzt; der Kleine stand zwischen seinen Knieen, die Hände in den Händen des Lehrers.

„Meine — Mutter“ — fing der Knabe an — dann kam wieder ein Schlucken und schnitt ihm die Worte ab.

Die breite fleischige Hand des alten Daniel tätschelte ihm den Kopf, klopfte ihn in den Rücken.

„Meine Mutter — hat geschrieben — sie ist so krank — und — und —“

Ein Thränenstrom brach abermals von seinen Augen; mit ausgebreiteten Armen stürzte er sich plötzlich dem alten Professor um den Hals. Es war kaum zu vernehmen, was er sagte.

„Und — sie glaubt — sie wird nicht wieder gesund werden.“

Wir waren Alle nahe herangetreten, Alle ganz still geworden.

„Und da — bin ich hierhergegangen — und habe gedacht — wenn ich auf dem Schwebebaum — bis ans Ende kommen würde — und nicht herunterfallen würde — dann — habe ich gedacht — würde das ein Zeichen sein — das der liebe Gott mir gäbe — und meine Mutter würde noch wieder gesund werden.“

Der alte Daniel drückte den Kopf des Kleinen an seinen Hals.

„Und bist Du denn bis ans Ende gekommen?“

Der Körper des Knaben zitterte und fieberte. „Wie ich — beinahe bis ans Ende war, sind sie gekommen — und haben mich runtergeworfen.“

Der Lehrer hob das Haupt auf, und seine sonst so milden Augen gingen wie ein vernichtendes Feuer über uns hin.

Kummervoll schüttelte er das Haupt, dann beugte er



sich nieder zu dem Knaben. „Du armes Kind," sagte er, „Du armes Kind."

Er wartete, bis der Kleine sich einigermaßen beruhigt hatte. Dann stand er auf, drückte ihn an sich und schlug mit ihm den Weg zur Anstalt ein.

„Geht Ihr jetzt auch nach Haus," wandte er sich an uns, „es ist Zeit zur Arbeitsstunde."

Hinter dem alten Daniel zogen wir einher, lautlos wie eine Schaar von Uebelthätern.

Am andern Morgen erzählte uns der Stubenälteste des Jungen, daß in der Nacht, als schon Alles im Schlafe gelegen, sich die Stubenthür geöffnet hatte. Der alte Daniel war geräuschlos hereingekommen und an das Bett getreten, in dem Möpschen lag. Die Hand hatte er vor die Flamme des Lichts gehalten, das er in Händen trug; und so hatte er lange gestanden, lange und schweigend auf das schlummernde Kind herniedergesehen. Mit einem Seufzer hatte er sich dann abgewandt und geräuschlos wie er gekommen, war er wieder gegangen.

An einem der nächsten Vormittage, als wir in der Klasse saßen, den Lehrer erwartend, der noch nicht erschienen war, that sich die Klassenthür auf, und zugleich mit dem Lehrer kam der alte Daniel.

„Möpschen," sagte er, und man hörte seiner Stimme an, daß er sich bemühte, ruhig zu sprechen, „komm doch einmal heraus."

Der Kleine schob sich aus der Bank heraus; der alte Daniel nahm ihn an der Hand; sie gingen hinaus — und Möpschen kam nicht wieder.

Als der Unterricht zu Ende war und wir aus den Klassen hinunterkamen, stand drunten, im Flur der Anstalt, mit dem Ueberzieher angethan, die Wolkenschiebermütze auf dem Kopf, einen Shawl um den Hals, der kleine Mops. Sein Koffer stand gepackt und verschlossen neben ihm.

Was bedeutete das? Sollte der Junge verreisen? Noch vor Beginn der Ferien?

In sich gekehrt, wie gewöhnlich, stand er da; er gab auf Fragen keine Antwort; von ihm war nichts zu erfahren.

Nach einiger Zeit kam der alte Daniel die Treppe herunter; auch er zum Ausgehen gekleidet.

Wir drängten uns fragend um ihn. Mit gedämpfter Stimme gab er Auskunft.

Eine Depesche war eingetroffen; die Mutter des Kleinen war plötzlich sehr krank geworden, der Junge sollte umgehend nach Haus kommen.

Der alte Professor blickte auf den Knaben, der auf der Schwelle der Thür stand.

„Sagt es ihm nicht — er weiß nicht, daß es so schlimm steht."

Wir sagten ihm nichts. Wir traten nicht einmal zu ihm heran; wir getrauten uns nicht.

Die Mutter verlieren! — Jeder von uns fühlte, was das bedeutete.

Der kleine Kerl, der unserm Spott als Zielscheibe gedient hatte, war plötzlich zum Träger eines Schicksals

geworden, vor dem unsere Herzen erbebten; wie etwas Geheiligtes erschien er uns.

Eine Droschke fuhr an der Thür der Anstalt vor. Der alte Daniel trat hinzu und legte den Arm um die Schulter des Kleinen.

„Komm jetzt, mein Junge, jetzt fährst Du nach Haus, zu Deiner Mutter."

Der Knabe blickte auf; ein Freudenschein ging über sein Gesicht.

Er wollte seinen Koffer aufheben, aber wir kamen ihm zuvor. Jeder von uns griff zu, jeder fühlte ein dunkles Bedürfniß, dem Kinde einen letzten Liebesdienst zu erweisen.

„Leb' wohl, Mops! Leb' wohl, Mops!"

Zwanzig Hände griffen nach seiner kleinen, blau verfrorenen Hand und drückten sie ihm zum Abschied. Er wußte kaum, wie ihm geschah — man sah es an seinem erstaunten Gesicht.

Dann war er in die Droschke gehoben; der alte Daniel stieg nach ihm ein und setzte sich neben ihn. Klappend schloß sich die Wagenthür.

Noch einmal bog er sich aus dem Fenster und nickte uns mit der blauen Wolkenschiebermütze ein Lebewohl. Rumpelnd setzte sich das Gefährt in Bewegung — wir standen und sahen ihm nach, bis der Wagen aus dem Hofe der Anstalt hinaus war. Dann gingen wir zurück. Niemand sprach ein Wort.

Er war fort und ist nicht wiedergekommen in das Pädagogium.

Ich weiß nicht, ob er die Mutter noch vorgefunden hat — ich habe ihn nie wiedergesehen.

Nie wiedergesehen, bis neulich in der Nacht, da war er plötzlich wieder da.

Am Schwebebaum stand er, zwischen den Knieen des alten Daniel; ich sah sein weißes Tüchlein, mit dem er sich das Gesicht abwischte, ich hörte sein Weinen.

Möchte er nicht wiederkommen — denn wenn er wiederkommt, kann ich nicht schlafen.



